UB Düsseldorf

+4127 634 01

H. 439.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Vierunddreißigster Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1854.

KÖNIGL. LANDES-BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Dritte Abtheilung.

Vermischte Schriften.

In acht Bändchen.

Siebenter Theil.

Inhalt.

Geschichtliche Zeitbilder (Fortsetzung): Seite

Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des eidgenössischen Kantons Schwyz, im Jahre 1798 1

Der Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799 204

Metapolitische Ideen. (Ein Bruchstück) 340

Bemerkungen zum Nibelungen-Liede 361

Geschichtliche Zeitbilder.

Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone,

besonders

des eidgenössischen Kantons Schwyz,

im Jahre 1798.

Der Inhalt nachfolgender geschichtlichen Darstellung ist unmittelbar aus schriftlichen oder mündlichen Berichten von Augenzeugen, oder aus urkundlichen Zeugnissen geschöpft. Langer Aufenthalt in den Waldstätten (Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug) und freundschaftliche Verbindung oder persönlicher Umgang des Verfassers mit Urhebern oder Theilnehmern der wichtigsten Ereignisse, erleichterten ihm Sammlung und Sichtung der Stoffe.

Zum erstenmale erschien diese Geschichte im Jahre 1801 öffentlich. Sie ward bald darauf ins Französische (**Histoire de la destruction des républiques démocratiques de Schwyz, Uri et Unterwalden. Paris et Bern. Au X 1802**) von J. B. Briatte übersetzt, wenige Jahre später auch durch Giam-Menico Cetti ins Italienische (**Istoria della guerra e della distruzzione de' cantoni democratici della Suizzera di Arrigo Zschokke. Lugano, 1805.**) Noch im Jahre 1823 erschien abermals eine Uebersetzung in französischer Sprache zu Genf. Eine englische war von Herrn Aikin in London herausgegeben

---

Erstes Buch.

1.

Ich will den ungleichen Kampf eines kleinen Freistaates im Schoose der helvetischen Alpen schildern, geführt für die von den Vätern ererbte Freiheit, gegen Uebermacht eines großen Nachbarreiches. Nicht Gebiet, Macht und Einfluß auf des Welttheils Schicksal wurden dem Volke zu Theil, dessen Unglück ich beschreibe; aber Tugend, Männlichkeit und erhabener Sinn machen es des Griffels der Geschichte werth.

Unter jenen Völkerschaften Helvetiens, welche zuerst in Europa die verlorne Freiheit wiederfanden, und mit glücklicher Kühnheit behaupteten, standen einst auch die Schwyzer. Tapferkeit erhob derselben Namen zum gemeinschaftlichen der Helvetier. Und von allen Bundesvölkern zuletzt, sank das Volk von Schwyz, und opferte, erst nach nicht unrühmlichem Kampfe, unter erschöpften Kräften, die vorweltliche Verfassung auf, in der es während eines Jahrtausends Hälfte glücklich gepriesen wohnte. Bald wurde es durch Elend, wie ehemals durch sein Glück, berühmt.

Schon darum verdienen die letzten Schicksale der kleinen Hirtenrepublik unsere Aufmerksamkeit. Bieten gleich ihre eingeschränkten Kräfte keinen glänzenden Stoff, wird doch der Geist, mit dem sie litt und unterging, des Forschers Hochachtung oder Mitgefühl rege machen.

Der Schilderung dieser Ereignisse gehe ein flüchtiges Gemälde vom Zustand des Freistaats voraus, wie er vor seiner Vernichtung war.

2.

Das gesammte Gebiet von Schwyz zählte kaum mehr als einundzwanzig Geviertmeilen Flächenraums. — Nordwärts wurde es

(entlang von Bäch und Wollerau an den Zürchergrenzen bis zum Schlosse Grynau an der Linth) von den Wellen des Zürichsees bespült. In Osten stieg zwischen ihr und dem Lande Gaster und Glarus die Scheidewand einer langen Bergreihe, welche stufenweis vom wilden Zindlen und Köpfen empor zum rauhen Pragel und dem noch höhern Saßberg bis zum Silberstock rückte. Eine schauerliche Felsenkette umschlang das Land im Süden. Hier trennten der unwirthbare Grisset, der alpenreiche Wasserberg und Goldblangg Schwyz von Uri, bis zum Dörflein Sisikon letztern Kantons, im Gebirgswinkel am Waldstätter-See. Gegen Abend zog dieser See die Grenze, doch nur kaum zwei Stunden lang, von Sisikon bis Kindlismord, am Fuße des prachtvollen Rigibergs. Mit Ausnahme seiner westlichen Halden setzte der Rigi die Grenze gegen das Gebiet des ehemaligen Freistaates Gersau und dreier Luzernischen Seegemeinden fort, bis Küßnacht am Waldstätter-See. Dann schieden die Berghöhen von Mörlischachen bis Immisee das Schwyzergebiet vom Kanton Luzern; und vom Zugersee bei der Kapelle St. Adrian über den waldreichen Rufiberg und Roßberg, durch die Mitte des hohen Morgarten in gerader Linie bis zum hohen Ronnen, trennten sich Zug und Schwyz. Auf der letztgenannten Anhöhe zeigte ein Grenzstein der drei Orte March; denn von hier an bis zum Zürichsee hinab berührten sich wieder die Gebiete von Zürich und Schwyz.

Das Land genießt einer heitern, gesunden Luft, in welcher Menschen und Pflanzen wohl gedeihen, obgleich Nebel des Herbstes und Winters oft wochenlang die niedern Thäler füllen.

Das größeste und anmuthigste Thal steigt amphitheatralisch vom Ufer des Waldstätter-Sees bis zum Fuß des Haggenbergs und den auf ihm ruhenden zwei Felsenpyramiden des Myten. Zwischen Wiesen und Gärten, im Schatten fruchtbarer Bäume, ruhen zerstreut unzählige Hütten und Häuser, hin und wieder enger in

Dörfern vereint. Im Hintergrunde erhebt sich mit schönen Gebäuden der Hauptflecken Schwyz.

Mitten durch die Breite des Geländes schweift in weiter Krümmung der Strom der Mutta. Er rauscht aus einem Nebenthale, dem er seinem Namen leiht, und welches fast vier Stunden lang in das Innere der Hochgebirge ostwärts dringt. Mit dem Muttathale verbindet sich in der Tiefe desselben, mit südöstlicher Richtung das Bisithal. Beide sind von hohen waldigen Bergwänden umfangen; aus den ewigen Gletschern entsprungene Bäche stürzen, in Wasserfällen, herab über die schroffen Felsen, und schwellen die Mutta an.

Lächelnder dehnt sich ein Thalgelände nordwärts von Schwyz zwischen dem Rigi und Roßberg gegen Küßnacht und Arth am Zugersee. Es umfängt den romantischen Lowerzersee mit seinen Inseln. Von Dörfern und Fruchtbäumen sind die Ufer dieses Sees umkränzt. Das Gebirg ist voll reizender Mannigfaltigkeit; sein Umriß verliert sich mit sanften Schwingungen in der Ferne.

Ein rauher Bergweg führt nordöstlich von Schwyz über Steinen empor, über den Arm des Haggenbergs, welcher gegen den See von Lowerz zieht. Droben entfaltet sich ein schönes Hügelland, in der Nähe der Alpen. Dort ruhen in der Mitte ihrer fruchtbaren Matten und Gärten die Dorfschaften Sattel und Rothenthurm, im Angesicht des klassischen Bodens von Morgarten, dessen Namen der Sieg der Schwyzer über Oesterreichs stolzen Herzog verewigte. Die moorigte Ebene von Rothenthurm sinkt zwischen den Höhen von St. Jost und Samstageren hinab zum Fuß des Katzenstricks. Dieser Berg scheidet von hier das rauhe, weite Thal Einsiedelns.

Ehe der Einsiedler Meinradus mit seinen frommen Nachfolgern zu Anfang des neunten Jahrhunderts dies Land anwohnte, lag es im Schatten eines finstern Waldes, öd und unwirthbar. Heut sind die Waldungen bis an den Fuß der Berge zurückgedrängt;

aber doch herrscht im Thale ein kalter Himmel, unhold dem Anbau der Erde. Der Boden ist moorigt, und trägt unerschöpflichen Reichthum von Torfen.

Im Norden des Thales steigt, von Tannenwäldern bedeckt, der Etzelberg. Ueber ihn führt eine enge, rauhe Straße in die fruchtbaren Gefilde der March und der Höfe, welche sich am Zürichsee ausbreiten.

Das wilde Weggithal, welches zwischen finstern Gebirgen in gleicher Linie mit dem Thale von Einsiedeln gegen Norden läuft, öffnet dort gegen die Ebenen der March seine Mündung.

Dies sind die Landschaften, aus denen einst der Freistaat der Schwyzer zusammengesetzt war; doch nicht alle genossen gleicher Rechte.

3.

Der eigentliche Kanton Schwyz oder das gefreite Land, welches oberherrliche Macht über die andern Gegenden übte, bestand nur aus den Gemeinden des Hauptthales Schwyz und denen des Muttathals, mit Inbegriff der auf den benachbarten Höhen liegenden Dorfschaften Morschach, Illgau, Iberg, Alpthal, Rothenthurm und Sattel; auch zählten sich zum gefreiten Boden noch Arth und die Ortschaften zwischen diesem Flecken und Schwyz gelegen.

Schwyz selbst war des Landes Hauptort. Die Geschichte von den ersten Bewohnern dieser Thäler ist fabelhaft. Eine Sage lehrt, daß im Lande der Dänen und Ostfriesen vorzeiten große Hungersnoth einen mächtigen Theil des Volks zum Auszuge gezwungen habe. Also seien die Norder aufgebrochen mit Weib und Kind, und bis in die unbewohnten Gebirgsgegenden Helvetiens gekommen, wo sie die Waldung ausrodeten. Ihre Pflanzstätten

breiteten sich aus über die Länder Uri, Schwyz, Unterwalden, auch jenseits des Brünig an den Ufern der Aar im Hasli. Zur selben Zeit soll Schwyz erbaut worden sein von zwei Brüdern, Schwyter und Tschey, Führer jener ausgewanderten Haufen. Schwyter aber und Tschey ergrimmten gegen einander über den Vorzug, nach wessen Namen Land und Volk genannt werde. Schwyter habe im Zweikampf den Bruder getödtet, wie einst Romulus um gleichen Preis den Remus.*)

Lange schon hatten sich hier die Menschen unter gesellschaftlicher Ordnung vereinigt, ehe ihr Name, als Volk, gehört ward. Im steten Kampfe mit der Natur, genossen sie des Friedens der Armuth. Kein Eroberer trug seine Waffen her, um den Beneidungslosen ihre Felsen zu rauben. Zwar drangen die Schaaren der Allemannen bis zu den Seeufern der Waldstätte, im fünften Jahrhundert; zwar gewann später Burgund Herrschaft über einen großen Kreis Helvetiens; und die Monarchie der Franken umschloß im sechsten Jahrhundert die gleichen Gegenden, die dann im zehnten Jahrhundert dem deutschen Reich zugetheilt wurden. Doch scheinen die einsamen Gemeinden der Hochgebirge oft so wenig von ihren Herren, als diese von den Wohnsitzen ihres Volks gewußt zu haben.

Die fetten Wiesen des Landes, die kräuterreichen Alpen, deuteten den Einwohnern den zu wählenden Nahrungszweig. Ausschließend widmeten sie sich der Viehzucht; den Ertrag ihres Fleißes führten sie wahrscheinlich gen Welschland, oder in das ebene Helvetien, wo die Durchzüge der Heere, der Aufenthalt von Reichsvögten und kriegerischen Besatzungen zum Handel nöthigten.

---

*) So erzählen alte geschriebene Chroniken; in Bezug auf den Brudermord berufen sie sich auf ein uraltes Gemälde in Schwyz, welches aber nicht mehr vorfindlich ist.

Das Hirtenleben, kunstlos und einfach, stillte die ersten Bedürfnisse der Alpenbewohner. Sie sehnten sich, in ihrer Armuth reich, keinem fremden Gewinn nach. Künste, Handwerke und höhere Wissenschaften blieben unbekannt. Jede Familie verarbeitete selbst den rohen Stoff zur Bekleidung, und wußte ihr einfaches Hausgeräthe zu bereiten.

Die Wohnungen, von in einander gefugten Baumstämmen erbaut, waren in Thälern und an Gebirgshalden zerstreut. Jede Hütte eignete sich die nächstangrenzende Flur zu; die übrigbleibenden Striche Landes und die weitläufigen Alpen bewirthschafteten die Hirten gemeinsam mit den Heerden. So entstanden jene weiten Gemeingüter, oder Allmeinden, an welchen jeder Landsmann, reich oder arm, Genuß hatte.

Die einfache Vertheilung des Bodens, diese Vereinsamung der Wohnungen, und der lange Aufenthalt der Hirten während der milden Jahrszeit auf den Alpen, verminderte den traurigen Streit über das Mein und Dein, welcher in andern Ländern nur allzuschnell das Gewebe der gesellschaftlichen Ordnung verwirren und verkünsteln mußte.

Die Hirten, im gemeinschaftlichen Besitz so vielen Eigenthums, konnten nicht einer einzigen Person überlassen, darüber zu verfügen. Vor der Auffahrt in die Alpen und ihrer langen Trennung versammelten sie sich, alle Gemeinden des Landes in eine einzige. Diese Landesgemeinde verband Meinungen und Wünsche der Hirten zu einem Gesetz, dem Jeder gehorchen mußte. Nach hier gegebenen Ordnungen ward das ganze Jahr, und so lange gerichtet, als sie vom gesammten Volk genehmigt blieben. Einem erfahrnen Biedermann, welcher des öffentlichen Vertrauens genoß, wurde die Vollziehung der Gesetze übergeben, und ihm ein Rath von einigen Landleuten zugesellt. Er trug den Namen Landammann, ohne höhere Macht und eigenthümliche Vorrechte. Ein

paar Jahre nach ihm übernahm die Bürde des Gemeinwesens ein anderer an seiner Statt.

Also die Grundverfassung des Hirtenvolks, welches gegenseitig im Verhältniß einer Familie stand, davon jedes Mitglied mündig und bei ungetheilter Erbschaft Genosse gleicher Rechte war. Als die Waldstätte dem deutschen Reiche zugesprochen, und die Völkerschaften derselben zuerst nahmhaft wurden, lebten sie schon lange in diesem kunstlosen Vertrag, auch änderten sie ihn nicht, da Reichsvögte über diese Gebirge, Theile des großen Zürichgau's, Aufsicht empfingen.

Das Volk, ungestört bei seinen Uebungen, war ob dem Namen nicht eifersüchtig, welchen ein entfernter Kaiser, als Oberhaupt, über die Alpengegenden führte. Vielmehr zufrieden, unter Schutz eines mächtigen Fürsten vor Anfällen der Nachbarvölker geborgen zu sein, begaben sich die Bewohner der Waldstätte freiwillig in des deutschen Reiches Schirm, mit Vorbehalt ihrer Verfassung und Freiheit. Die Kaiser aber, ungelockt von den Wildnissen, begnügten sich, ein treues, tapferes Grenzvolk zu besitzen, welches seine kühnsten Jünglinge zu ihren Kriegsschaaren sandte.

Die Herzoge von Allemannien oder Schwaben übten, an Kaisers Statt, dessen Hoheit, nach allemannischem Landrecht. Ein Reichsvogt hielt, jedoch im Lande selbst, das Blutgericht.

Als aber im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Reich von großen Stürmen bewegt ward, und, in einer Kette von Kriegen verwickelt, die Kaiser ohnmächtiger wurden, während deren Vasallen nach unabhängigen Fürstenkronen strebten, blieben die Gebirgsbewohner oft lange ohne des Reiches Pflege und Schirm. — Dann, je nachdem Gefahren drohten, schlossen sie sich enger in Bündnissen mit ihren Nachbarschaften zusammen; denn Schwyz, Uri und Unterwalden beherbergten nur ein ursprüngliches Brudervolk; — oder sie erwählten einen tapfern Mann, reich an Land

und Leuten, zu ihrer Gebirge Schirmvogt, wie es geschah im Jahre 1110, da sie dem Rudolf, Grafen von Lenzburg, die Schirmvogtei antrugen.

Es waren aber diese Zeiten allgemeiner Verwirrung und Fehde die goldenen des Mönchthums. In allen Gegenden entsprangen Klöster, selbst im Innern der Waldthäler. Kaiser und Fürsten begabten dieselben mit Vorrechten, mit Schenkungen an Land und Leuten.

Schon im Jahr 838 hatte in dem rauhen Thale zwischen den Gebirgen des Myten und Ezel, mitten in schauerlicher Wildniß, Einsiedler Meinradus seine Zelle erbaut. Mehr denn vierzig Jahre später ging an deren Stelle ein Kloster auf, unter der Hand eines andern Eremiten, genannt Benno. Bald dehnte, gestärkt durch Gunst der Fürsten, die neue Stiftung ihre Gewalt umher aus, und erweiterte ihr Gebiet durch eine Schenkung der benachbarten Wildniß (vom K. Heinrich II. 1018) über den Boden der Schwyzergemeinden.

Als diese dagegen ihr väterliches Erbe behaupteten, und, auf Einsiedelns Klage, des Kaisers Spruch (im Jahr 1114) den Schwyzern das strittige Land absprach, verschmähten sie des Kaisers Urtheil. Sie schlossen mit Uri und Unterwalden, ihren treuen Nachbarn, neuen Bund, zum Schirm der Rechtsame. Vergebens schleuderte der Bischof von Konstanz auf die drei Bundesländer den Bann*). Sie hüteten in Frieden ihre Heerden; und ihre Priester gehorchten schweigend dem Befehl des Volks.

---

*) Erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts übten die Bischöfe von Konstanz geistliche Hoheitsrechte über das Land von Schwyz. Wenigstens finden sich keine frühern Spuren davon. Die älteste ist die Einweihung des großen Münsters zu Einsiedeln durch Bischof Konrad, Anno 984.

Seit jener Zeit blieben Uri, Schwyz und Unterwalden in steter Bundesverwandtschaft; und, stärker durch ihren Verein, handhabten sie die von den Altvordern empfangenen Freiheiten. Auch leisteten sie dem deutschen Reiche keine Huldigung wieder, bevor ihnen die Ungestörtheit ihrer Verfassung, und daß sie nur, als freie Leute, des Kaisers Schirm erkohren, feierlich verbriefet worden war. Von mehr, als einem Kaiser, wurden ihnen diese Urkunden ausgestellt.

So weit hinaus in die Dunkelheit der Vorwelt die Geschichte ihr Licht wirft, nimmt man doch nirgends bei diesem Volke die Spur einer innern Gährung, oder eines Wandels der Staatsverfassung wahr. So wie dieselbe allmälig durch das Bedürfniß ihre Bildung gewonnen, ging sie unverletzt zu den Enkeln über*). In allen Verträgen mit dem Ausland wurde sie feierlich vorbehalten. Auch die nachmalige Revolution, welche mit dem Tode des Landvogts Geßler begann und mit der Erklärung der helvetischen Unabhängigkeit im westphälischen Friedensschluß endete, bewirkte keine Verwandlung der Staatsform, sondern nur Tilgung fremder Gewalt, unter welcher die alte, freie Verfassung einzusinken drohte.

Wenige Völker der Welt mögen sich dieses Glückes rühmen. Ueberall litten die Regimentsformen, sei es in Freistaaten oder Alleinherrschaften, mannigfaltigen, schnellern oder langsamern Wechsel; und die ältesten Monarchien blieben nicht ohne Erschütterungen, in welchen oft der Bürger Leichname den wankenden Thron stützen mußten.

---

*) Schon im Anfang des neunten Jahrhunderts, also in der Zeit Karls des Großen, hatten die Waldstätte ihre politische Organisation vollendet. Eine Urkunde des röm. K. Ludwig, im Landarchiv von Uri aufbehalten, erklärte, daß dieser Ort sich 809 in des Reichs Schutz begeben, mit Beibehaltung seiner Ordnung und Freiheiten.

Sicherheit des Eigenthums scheint in den helvetischen Gebirgsländern die Grundlage der Verfassung gewesen zu sein. Indem jedes Glied des Volks, als Genosse des großen Gemeineigenthums der Alpen und Allmeinden, seine Rechte auf dieses schützte, entsprang eine Rechtsgleichheit, minder das Werk des klügelnden Nachdenkens, als der Naturnothwendigkeit, und eben darum unzerbrüchlicher.

Die Hirten, jeder von ihnen an das Beste des Vaterlandes mit gleichen Banden gefesselt, wachten mit gleicher Eifersucht über die Freiheit des gesammten Volks. Der Landammann blieb ohne Auszeichnung und genoß keiner höhern Ehrenbezeugung, als die im Zutrauen des Volks lag. Man nannte ihn und seine Mitarbeiter nur: Die beschiedenen Männer. Seine Amtspflichten mußte er ohne Hoffnung andern Gewinns vollstrecken; er konnte sie aber nicht vernachlässigen, ohne öffentlichen Unwillens gewiß zu sein. — So blieben Ehrgeiz und Gewinnsucht ohne Nahrung; nur die Tugenden des Vorstehers fanden in der Tugend der Bürger ihre Anerkennung.

Das einsame Alpenleben, und der Aufenthalt in zerstreuten Hütten, gewöhnte das Volk zur stillen Häuslichkeit; die Flecken und Dorfschaften, allmälig in den Thälern anwachsend, konnten nie jenes Uebergewicht erlangen, welches durch Anhäufung des Reichthums, vermittelst des Handels, erzeugt wird. Die unabänderliche Gleichheit der Bürger zog die Gleichheit der Gemeinden nach; keine trachtete nach dem eiteln Range einer Stadt, der in dieser Verfassung nie Vortheil, wohl Gefahr bringen konnte.

Indem der Bürger unter solchem Verhältniß sein Wohl nur in des Vaterlandes Wohl fand, war ihm jeder Fremdling verdächtig. Schon in den frühesten Zeiten ward aus dieser Ursache kein anderer zum Richter angenommen, so sehr auch Erfahrung,

Redlichkeit und Einsicht dazu eigneten, denn nur ein Landmann und Einwohner.

Als bei der allgemeinen Verwirrung des deutschen Reichs im dreizehnten Jahrhundert weltliche und geistliche Herrschaften, ihre Macht zu erweitern, mit ihren Vergrößerungsentwürfen selbst die Gelände in den Waldstätten berührten, ertheilten sich Schwyz, Unterwalden und Uri in ihrem Bundesbriefe 1291 ausdrücklich das Versprechen, nie einen Richter zu genehmigen, der nicht Landsmann sei, oder der sein Amt durch Bestechung oder Kauf erworben habe.

Mit ähnlicher Behutsamkeit verfuhr das Volk in der Wahl der Geistlichen. Diese, ohne Eigenthum, Ehe und Vaterland, immer geneigt, Pflichten des Lehrers mit den Rechten eines Herrn zu wechseln, gewaltiger durch himmlischen Binde- und Löseschlüssel, als der Fürst durch weltlichen Scepter, waren der Ruhe vieler Staaten schon furchtbarer oft, denn ein siegreiches Heer des Feindes. Der Schwyzer einfache Klugheit, immer auf Sicherheit des Eigenthums zurücksehend, lähmte die geistliche Gewalt, indem sie solche nur Kindern des Landes anvertrauen wollte. Der vaterländische Priester, umringt von seinen Blutsverwandten und Kindheitsgespielen, bekannt mit Grundsätzen und Ernst des Volks, dem er seit früher Jugend Ehrfurcht zollen lernte, trat nicht so leicht in Verbindungen gegen das Heil des heimatlichen Bodens, als der Ausländer, dem Ehrgeiz andere Ziele vorspiegelte, oder Schwärmerei, über den Himmel, das Glück der Erdenbürger vergessen machte.

Daher geschah, daß jener Bannstrahl nicht zündete, welcher, wie oben erwähnt, aus der bischöflichen Curie von Konstanz gegen die Völker der Waldstätte fuhr. Die Priester warteten ihres Amtes; die Gunst des Brudervolks war ihnen theurer, als der Zorn des erhabenen Fremdlings an den Ufern des Bodensees

furchtbar. Auch in spätern Zeiten trugen die Waldstätte jenen Grundsatz. Denn als ihr Gebiet sich in glücklichen Kriegen erweitert hatte, wandten die Schwyzer ihn selbst auf die Kirchen der unterworfenen Lande an und erneuerten ihn für das freie Gebiet.*)

Es ist zweifellos, daß eben diese Wachsamkeit wider den Einfluß der Fremden die Ruhe des Landes und die Dauer der Staatsverfassung nicht wenig geschirmt hatte.

4.

Zwei Heiligthümer sind es, über welche das Volk von Schwyz nichts Erhabeneres kennt, Freiheit und Glauben. Für beide trat es mehrmals unter die Waffen; für beide focht es mit gleicher Theilnahme.

Schon früh wurde die Saat des Christenthums in diesen Gebirgen ausgestreut. Ein Schüler des Apostelfürsten Petrus, Namens Beatus, so erzählt die Ueberlieferung, soll im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu diesen Thälern gekommen sein, ihnen den gekreuzigten Gott zu predigen. Yberg, eine Schwyzergemeinde auf wilder Anhöhe gelegen, rühmt, in ihrer anmuthlosen Einsamkeit lange jenen Heidenbekehrer beherbergt zu haben. Mehr aber noch, als er, soll der heilige Martinus durch Wort und Wunderkraft im heidnischen Schwyz vermocht haben; dankbar erhoben beide Länder ihn zu ihrem Schirm-Heiligen.

---

*) „Geistliche Pfründen in unserm Land und Botmäßigkeit sollen auf Genehmhaltung einer Maien-Landsgemeinde von unsern Priestern, so in unserm Land erbohren und erzogen, besetzt werden; es wäre denn Sach, daß dergleichen taugliche Priester in unserm Land nit wären." Landsgem. Erkenntniß v. J. 1675.

Gewisser als jene Sagen sind die Verdienste der fränkischen Könige um die Bekehrung der helvetischen Gebirgsbewohner. Eben so eifrig, ihre weltliche Macht auszubreiten, als das Reich der christlichen Kirche, mußte diese Kirche den Gewaltthaten der Eroberer gegen friedliche Völker bald Anlaß, bald Heiligkeit geben.

Die Christen der Gebirge blieben aber ohne eigentlichen Hirten und Bischof, bis zur Errichtung des Bisthums Konstanz (J. 570). Da wurden sie in geistlichen Angelegenheiten, so wie der gesammte Zürichgau, diesem einverleibt.

Noch länger verzog sich die Eintheilung des Landes zu Pfarreien, welche erst im zwölften Jahrhundert zu Stande gekommen zu sein scheint. Vorher waren in den Waldstätten nur wenige Kirchen, wohin das Volk aus dem ganzen Lande zehn- oder zwölfmal des Jahres zusammenfloß, seiner Andacht zu pflegen. Aus alter Ueberlieferung wissen wir, daß die Länder Unterwalden und Schwyz (wahrscheinlich in den Zeiten des sechsten und siebenten Jahrhunderts) lange nur einen einzigen Priester gemeinsam besaßen, und daß die Christen von Schwyz einmal zur Kirche St. Jakob auf Ennetmoos in Unterwalden, das anderemal die Unterwaldner zur alten Kirche auf Yberg gezogen sind.

Als sich nun in den Thälern das Häuflein der Gläubigen mehrte, vervielfältigten sich im gleichen Verhältniß ihre Andachtsstätten. Es geschah besonders im achten Jahrhundert. Doch blieben ihre Tempel lange ohne jenen äußern Pomp, welche in andern Gegenden den Verfall der Religion verschleiern mußte, den er nicht abwehren konnte. Die Kirchen waren meistens von Holz; statt der Glocken diente ein Horn, dessen Schall die Schaaren der Andächtigen versammelte; kein goldener Kelch schmückte den Altar; ein hölzerner genügte, und zu Meßgewand und Fahnen, Linnen.

Bei der Seltenheit der Priester in frühern, und ihrer Unwissenheit in spätern Zeiten, konnte es nicht fehlen, daß das Christen-

thum in den schweizerischen Berg- und Waldlanden ohne jene milde Gewalt über die Herzen blieb, welche es in andern Weltgegenden unter den Völkern übte. Die ersten Verkünder des Evangeliums in der Alpen-Wildniß rangen mehr nach dem Umsturz abgöttischer Altäre, als nach Veredlung der Gemüther. Die Thorheiten des Heidenthums und die alte Rohheit der Herzen vermählten sich willig mit einem neuen Gottesdienst, der, ohne das Irdische zu verbittern, dem Anhänger die Pforten des Himmels öffnete.

So blieben sich diese Hirtenvölker als Heiden und Christen ziemlich gleich. Mit den Tugenden aller rohen Völker hatten sie deren Laster gemein. Gastfreundlich in ihren einsamen Hütten, unverstellt für Freund und Feind, treu dem dargegebenen Wort, schweiften sie zur Zeit des Krieges über göttliche und menschliche Rechte hinaus, daß sie bald nicht minder durch Siege, als durch Grausamkeiten berühmt wurden.

Nicht selten lag ihr Freiheitsgefühl mit der Ehrfurcht im Zwist, welche sie der Kirche schuldig waren. Aber jenes blieb immer vorherrschend, und die Kirche sah sich untergeordnet. Willig anerkannten sie die Hoheit derselben, und deren Wirkungskreis über die Gefilde des künftigen Lebens; aber in ihren heimatlichen Thälern auf Erden traten sie keine Herrschaft ab. Früh genug legten sie diese Denkart in dem Marchenstreit mit dem Gotteshause Einsiedeln dar; arglos hingen sie nachher Kaisern an, auf welchen der Fluch der Kirche ruhte; und als sie selbst der, andern Völkern so fürchterliche, Bannstrahl traf, zwangen sie ihre Priester zur Haltung des Gottesdienstes, und trauerten nicht.

Der Krieg, dem sie Jahrhunderte lang oblagen, milderte die alte Rohheit nicht, und machte sie nicht unterthäniger dem Ansehn der Kirche zu einer Zeit, da Könige und Kaiser ihren Hals vor Priestern bogen. Eben die Hirten, welche mit Andacht auf den Gräbern ihrer Freunde für deren Seelen flehten, oder mit Weib

und Kindern knieend unterm freien Himmel auf der Wiese lagen, auf welche sie im Jahr das erstemal ihr Vieh zur Weide trieben (ein Gebrauch, der sich noch in unsern Tagen nicht verloren hat) — eben dieselben zerstörten im Kriege Kirchen und Klöster, mißhandelten gottgeweihte Personen am geplünderten Altar, und selbst ihre heiligsten Festtage bezeichneten sie nur mit glänzenden Siegen.

Der Aberglaube und die Freuden des Heidenthums, zu theuer dem bildungslosen Naturmenschen, behaupteten lange Herrschaft über den Gebirgsbewohner. Sie fanden in dessen Gemüths- und Denkart mächtige Schutzredner gegen des strengen Christenthums Glaub' und Lehre. — Manches davon pflanzte sich durch die Geschlechter fort bis zu unsern Zeiten, so sehr auch frommer Priester Eifer dagegen zürnte.

Dahin gehörte, um bezeichnende Beispiele zu geben, unter manchen andern Uebungen auch das Zu-Kilt-Gehen, oder des Liebenden nächtlicher Besuch bei der Geliebten vor der Hochzeit. Der Jüngling, am Tage mit häuslicher Arbeit beschwert, kann nur die der Ruhe geweihten Stunden zum Umgang mit seiner, in entfernter Hütte wohnenden Freundin erübrigen. Hier lernt er sie kennen; hier werden Entwürfe gesponnen für die Zukunft. Minder gefahrvoll für die Unschuld, als jetzt, scheint ehemals bei einfacherer Lebensweise diese Uebung gewesen zu sein. Die Aeltern, eingedenk ihrer Jugend, wehrten minder des Freiers nächtlichen Eintritt zum Kämmerlein ihrer züchtigen Tochter, als es der Jünglinge Eifersucht selbst that. Vermummt und mit verstellter Stimme lauerten diese gewöhnlich den Nebenbuhlern auf, die ihnen in gleicher Verkappung begegneten. Unter den Fenstern der Geliebten war gemeinlich der Kampfplatz. Das Mädchen ehrte den von den Jünglingen gefürchteten Sieger. — Noch heutiges Tages kennen die liebenden Mädchen in den Schwyzergebirgen das Getöse der Nachtbuben.

Still ist der Urner, düster der Unterwaldner. Wie an kräftiger Schönheit, übertrifft der Schwyzer seine Nachbarn in Frohsinn und Lebhaftigkeit. Der Tanz wird ihm zur leidenschaftlichen Sache; kein Fest ohne ihn. Mannigfaltiger und getümmelreicher wurden in dem helvetischen Hochlande nirgends die Saturnalien der Fastnacht gefeiert, nirgends Tanz, Verkleidung der Weiber und Männer und Muthwille reger Jugend ungehinderter gelassen, als hier. Die Kirche gewährte dem Schwyzer keine willkommenere Festzeit. Viele hundert Feuer brannten sonst nächtlich auf allen Anhöhen im Lande; chorweise wurde um die Fastenfeuer getanzt; das Jauchzen der Glücklichen drang in die fernen Thäler; Schmause beschlossen das Fest.

Geräuschvoller noch war die Feier des Abends vom heil. Dreikönigstag. Männer und Knaben durchschwärmten tobend das heimatliche Thal, mit Glöcklein und Klappern, und Schellen und aneinander schlagenden Becken. Alles was lärmend war, wurde angewandt zum allgemeinen, lustigen Getöse. Umsonst eiferten lange gegen diesen wilden Taumel oder gegen „das Greifeln" Priester und Seelsorger, von Kanzeln und Beichtbank. Erst nach und nach erlosch der wunderliche Brauch.

Eben so ist mancher Aberglaube untergegangen, welcher ehemals in den schwyzerischen Thälern galt. Man lauschte auf die Gestirne, künftiger Schicksale willen; oder auf das Geschrei der Hunde und Vögel; oder fürchtete gewisse unglückliche Tage im Monat. — Man erinnert sich noch des „Andreselns" am St. Andreasabend. Da entkleidete sich die neugierige Person, welche vorauswissen wollte, mit wem sie einst durchs Eheband verknüpft werden würde, und zog das weissagende Loos.

5.

Das den Heiden gepredigte Christenthum war ursprünglich einfach und arm. — Die Taufe, Erlernung des Kreuzes und einiger Gebete reichten hin, dem wilden Gebirgsmann den Schoos der Kirche zu öffnen. Aber der fromme Eifer der Mönche und Priester, oder Ehrgeiz und Unwissenheit der Geistlichen schmückten bald mit unzähligen Erfindungen das neue Lehrgebäude aus.

Der kindliche Geist des Volks, allzudürftig an Kraft, den hohen Sinn der Religion in Erkenntniß und That zu erreichen, schmiegte sich willig in das kirchliche Gängelband, nahm treuherzig eine Menge von Feierlichkeiten und Uebungen auf, die zugleich seine Sinnlichkeit reizten und herrlichen Lohn in dem unbekannten Lande jenseits des Grabes verhieß.

Wir finden, daß in den schwyzerischen Thälern ehemals mehr, denn jetzt, außer den allgemein-üblichen katholischen Gebräuchen noch manche andere statt fanden, welche besonders die Geheimnisse der Religion versinnlichen sollten. Es sei mir erlaubt, einige derselben anzuzeichnen, als Beiträge zur Sittengeschichte des Bergvolks.

Am Weihnachtstage wurden in allen Pfarrkirchen des Landes Gliederpuppen in der Größe eines jährigen Kindes, die Geburt Christi und damit verwandte Begebenheiten vorgestellt — ein geistliches Marionettenspiel.

Am Palmtag wurde eine, den Welterlöser vorstellende Puppe, auf einem Esel sitzend, im Dorf herumgeführt. Geistliche, Vorsteher des Volks und Richter, die Bewohner des Orts und der Nachbarschaften, alles strömte mit Zweigen herbei, und mit dem Hosiannaruf Jerusalems.

In ähnlichem Ernst ward am Charsamstag Christi Auferstehung aus dem Grabe gefeiert. Doch lieblicher dem Volk und den Kindern war die Himmelfahrt des Gottmenschen. In der Kirchen Mitte

stand sein Bildniß. Es ward, unter dem festlichen Sange der Gemeinde, mit hundert Blumenkränzen behangen von den Händen der Kinder, emporgezogen gegen die Wölbung des Tempels, zur Versinnlichung der Himmelfahrt, unter dem Geläut aller Glocken. Von oben herab schüttelte der gen Himmel Gefahrene Blumenkränze, Oblaten, u. s. f. auf die jauchzende Menge herab.

Lange herrschten dergleichen Kirchengebräuche unter den gutmüthigen Bergbewohnern. Noch in unsern Tagen erhält sich ihr Ueberrest. Der sinnliche Zauber, indem er den ersten Geist des Christenthums verschleierte, fesselte um so stärker des Volkes kindliches Herz an die Kirche. Mit ihm vereinte bald die Gewohnheit ihre wachsende Macht.

Hiemit löset sich das Räthsel, daß die Gebirgsbewohner der alten Mutterkirche am getreusten blieben. — Zwingli's Lehre bewog den größten Theil der helvetischen Freistaaten zum Abfall von des Papstes Stuhl, nur die Waldstätte wankten nicht.

Eifrig im Glauben, aber oft ruchlos in Thaten, zogen die Schaaren der Berglande, mehr als einmal, ins Feld gegen die der neuen Lehre holden Kantone. Immer lüpften die Schwyzer das Kriegspanner zuerst für den alten Glauben; nie waren sie verschwenderischer mit Stiftungen, Gelübden, neuen Festtagen, als damals, und nie waren bei ihnen Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Raubsucht, Bestechung, und andere Laster in wilderm Schwange. Dies erhellt aus den Verordnungen, so sich von jenen Tagen her erhalten haben. Die Gesetze der Zeiten sind der Spiegel ihrer Gesittung.

Inzwischen das Volk mit den Waffen die alte Lehre verfocht, eiferten die Priester mit Wort und Schrift gegen die gewaltsam fortschreitende Kirchenveränderung. Es erbot sich sogar Bruder Niklaus Zwyer gegen Zwingli's Jünger zum Gottesurthel, für Wahrheit der katholischen Lehre durch Flammen doppelter Scheiterhaufen zu wandern.

6.

Die Geistlichen, bekümmert um das Heil ihrer Kirche, mußten noch schwerere Sorge für die Erhaltung eigenen Ansehens tragen, zur Zeit der Reformation. Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Diener des Altars hatte die Kirchentrennung überall entweder hervorgerufen oder begünstigt.

In den ersten Zeiten des Christenthums umgab die Ehrfurcht des Volks den Verkünder des Evangeliums. Uneingedenk der Gefahren, welche der Grimm des sinkenden Heidenthums gegen ihn bereitete, sich selbst verbannend in die rauhen Thäler ungesitteter Bergvölker, verdiente sein Eifer Bewunderung. Damals lohnten noch keine reiche Pfründen seine Mühe um der Seelen Heil. Er selbst mußte für seines Lebens Bedürfnisse sorgen, für Nahrung, Kleidung und Schirm gegen die Härte des langen Winters in den Bergen. Er war Pfarrer, und Schmied oder Schreiner oder Taglöhner zugleich.

Bald aber stieg der Geistlichen äußere Hoheit. Im Namen ihrer Herrschaften übten sie hin und wieder, wo solche waren, weltliche Rechte, wie zu Arth, zu Morschach, zu Steina geschah. Bald darauf schufen sie eigenmächtig Gesetze für ihre Angehörige, forderten von ihnen Bannschatz und Zehnten, machten sich selbst landsteuernfrei; ernannten sich Helfer und Kaplanen, und luden in streitigen Fällen die gefreiten Landleute außer Landes vor Gericht. — Man erlaubte ihnen, in obrigkeitlichen Versammlungen bei weltlichen Geschäften zu sitzen; ja man findet noch bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in den Urkunden ihre Namen *vor* jenen der Landammanne unterzeichnet.

Als aber mit Anbruch des vierzehnten Jahrhunderts in den Waldstätten der Geist der Freiheit erwachte, tastete er auch die weltliche Macht des Clerus an. Ein besonderes Gesetz, der *Pfaf-*

fenbrief geheißen, dämmte die Macht der Kirche in weltlichen Dingen; es ward ihr in letztern der Richterstab entrissen, und das Recht, Schweizerbürger vor ausländischen Stuhl zu laden. Weltliche Obrigkeit setzte die Pfaffen an und ab, und zwang sie zuletzt, alljährlich um Beibehaltung ihrer Pfründen zu bitten. Im siebenzehnten Jahrhundert fing man sogar an, ihnen die Zehnten zu nehmen, sie in die allgemeinen Landsteuern einzubegreifen, und zu verbieten, den Klöstern, wie ehemals, liegende Güter zu schenken, oder zu verkaufen.*) So handelte das freie Landvolk in den Gebirgen, ehe Zwingli's und Luthers Licht schien und Fürsten zu ihnen traten.

Aber alle diese Umzäunungen der priesterlichen Gewalt hinderten nicht, daß die Geistlichen einen, mit jenen Beschränkungen oft kämpfenden Einfluß behauptet hätten. Indem sie allen andern Landleuten gleichgestellt wurden, behaupteten sie auch als solche die Rechte und Vorzüge des Bürgers. Sie hatten ihre Stimme in den Landsgemeinden, und wurden mit Ehrerbietung gehört. Wenn sie sich zur Rede erhoben, entblößte Jedermann sein Haupt

---

*) Schwyz. Landbuch Tom. I. „Niemand soll den Klöstern Grundstück zu kaufen geben, oder sonst vermachen, bei 5. Pf Buß. Das verkaufte oder vermachte Gut aber soll dem Land heimfallen." — Item: „Wenn die Klöster in unserm Land nicht wollten helfen tragen Schaden, Gemeinkosten, Steur und andre Gewerffe mit dem Land, als ein andrer Landmann, sollen sie meiden Holz, Feld, Wasser, Wuhr und Wald. Act. 1507."

Eine öffentliche Landsgemeinde verurtheilte 1683 die Priesterschaft bei allgemeiner Landesauflage zur Entrichtung der Steuer.

Im Jahr 1723 ward dem Clerus auch die Auflage des sogenannten Angstergeldes gemacht, trotz der bischöfl. konstanzischen Protestation dawider.

und Stille waltete. Ihre Einsicht und Beredsamkeit lenkte des Volks Entschlüsse, besonders in neuern Zeiten, da man von den Pfarrern vorzugsweise Kenntnisse forderte. Denn bis zum sechszehnten Jahrhundert konnten ihrer die wenigsten schreiben und lesen. Man darf daher nicht erstaunen, wenn in Verordnungen (wie z. B. in alten Ordonnanzzetteln der Pfarre Yberg, Muottathal, Morschach u. s. w.) die Bedingung angefügt ist, daß keiner zum Pfarrer solle angenommen werden, er könne denn lesen und schreiben."

Während also der Geistlichen Ansehen in Thatsachen verschwand, suchten sie den Verlust durch Ehrenbezeugungen von Seiten des Volks auszugleichen. In frühern Zeiten und bis ins siebenzehnte Jahrhundert herab empfingen die Meßpriester und Bischöfe die einfache Benennung: „Ehrwürdiger Vater in Gott!" Aebte und Klostervorsteher nannten sich selbst nur „Brüder", — die Pfarrer bezeichnet man mit dem Worte „Lyt-Lipp", d. i. Leutpriester. Aber mit den langen Priestergewändern und Bärten verlor sich jene Einfalt, und blendende Titulaturen traten an deren Stelle.

7.

Da die Gesetzgeber des schwyzerischen Freistaats der Priester Hoffart und Mißbräuche eben so weise als standhaft einschränkten, zeichneten sie zugleich mit fester Hand die Scheidelinie zwischen Staat und Kirche. Der Staat für diese, die Religion für jene Welt wichtig, däuchtete ihnen die Vermischung beider unnütz. Sie machten die Religion zur besondern Angelegenheit aller einzelnen Bürger, den Staat zur öffentlichen Sache des Ganzen. Nicht weil das durch Religion gebildete Sittlichkeitsgefühl Brustwehr der

Gesetze und des Familienwohlstandes sein sollte, sondern wegen der durch Andachtsübungen erwerblichen Huld der Heiligen und der Gottheit für einzelne Menschen, für Dörfer oder für das gesammte Land, war bei ihnen die Beschirmung der Kirche eine Sorge des Staats. — Wie einst in den Zeiten des alten Griechenlands jeder Baum, jede Quelle, jede Stadt seinen Schutzgott besaß, kannte hier jedes Dorf und jedes Gewerb seinen Schirmheiligen. Das ganze Land aber hatte den Martinus zum Schutzpatron. In den Tagen der Gefahr nahm man zu den Altären dieser Heiligen Zuflucht; bessere Sitten hingegen waren selten die Frucht öffentlichen Unglücks.

Unvermerkt wurde in neuern Zeiten diese Art der Religiosität abermals der Stoff, aus welchem der Geistlichen rastlose Betriebsamkeit das halb zerrissene Band zwischen Staat und Kirche herstellte, und endlich diese mit jenem wiederum so eng und innig zu vereinen wußte, wie nie in frühern Zeiten geschehen war.

Die katholische Religion ward Staatsreligion, in dem Sinne, wie es die mosaische zur Zeit der Israeliten, oder der Polytheismus in Griechenlands und Roms Tagen gewesen. Nie hätte man glauben sollen, daß die römisch-katholische Kirche solcher Biegsamkeit fähig wäre. Auch sind die helvetischen Gebirgsrepubliken die einzigen, welche davon das Beispiel aufstellen.

Seit dem ruhmvollen Tage von Morgarten athmeten die Schwyzer nur für Freiheit, Vaterland und Sieg. Ihre Priester begleiteten sie ins Feld, und flehten den Beistand der Heiligen an, wenn sie schlugen. Den Heiligen ward Dank gebracht nach gewonnenen Schlachten. Diese Dankbarkeit währte in der Erinnerung der glücklichen Kämpfe fort. Jährlich erneuerte man die Siegesfeste. Diese begingen sie in kirchlichem Glanz.

So haben die Schwyzer den Samstag nach St. Martinustag, als an welchem sie bei Morgarten gesieget, ewig zu feiern und zu

halten verlobt. Und ist dies Gelübde im Jahr 1521 an einer offenen Maien-Landsgemeinde auf der Weidhub bestätigt worden. *)

Im Jahr 1443 beschlossen sie, ihren Sieg bei Ragaz über die Oesterreicher zu feiern am St. Fridolinstage alljährlich; den herrlichen Triumph bei Murten 1476 begingen sie festlich am Zehntausend-Ritter-Tag; und daß sie bei Kappel die unkatholischen Orte schlugen, wie sie sagten, unter Maria's besonderm Beistand, gelobten sie für sich und alle ihre Nachkommen ewig an den Tagen Maria's zu feiern.

Unvergessen blieb das Andenken der Vaterlandsvertheidiger, welche muthvoll in den Schlachten der Freiheit ihr Leben geopfert hatten. Ihre Namen kamen in allen Gemeinden auf die Nachkommenschaft. Die spätesten Enkel beteten noch für das Heil ihrer Seelen, und das Land stiftete ihnen „Jahreszeiten", wo für sie an den Altären Meßopfer gebracht wurden.

So finden wir, daß schon 1316 ein Meßopfer gestiftet ward für die Helden, so am Morgarten fürs Vaterland fielen. Ihr Tag ward begangen in den Kirchgängen von Schwyz, Arth, Steina, Muttathal, Sattel und Morschach. — Und 1386 für die, so zu Sempach in der Schlacht umkamen; — im Jahr 1445 für die, welche in den langwierigen Kriegen gegen Oesterreich das Leben einbüßten; im Jahr 1476 den gebliebenen Helden von Laupen,

*) Tschudi's Chronik Mscpt. cf. 442 u. T. 2. S. 274. Der Vorabend dieses Nationalfestes war ein allgemeiner Fasttag, zum Angedenken der großen Furcht des Landes, welche dem Siege vorherging. Denn, sagt *Joh. vidoturan. in Chron.* Suitii audientes, se bello lacessiendos, orationibus et jejuniis, processionibus litaniisque deo se commendarunt, et clamavit omnis populus ad dominum in instantia magna et humiliaverunt animas suas in dejuniis ipsi et mulieres suae et clamaverunt unanimiter ad deum, ne darentur ad praedam, etc.

Murten, Granson und Nancy; im Jahr 1499 für die, welche bei Ragaz und im Schwabenkriege umgekommen; im Jahr 1532 zum Heil derjenigen, welche in der Schlacht zu Cappel und am Zugerberge starben, und andere Tage mehr. *)

Wenn Rom und Griechenland ihren ersten Helden Ehrensäulen aufrichteten auf öffentlichen Plätzen, erbaute das fromme Hirtenvolk der Waldstätte den seinigen Kapellen an denjenigen Orten, wo sie ihre That fürs Vaterland vollzogen hatten. — Uri errichtete eine solche seinem Heroen Wilhelm Tell zu Bürglen am Eingang ins wilde Schächenthal, wo er gewohnt, und eine andere an den Klippen des Seegestades, wo er seinen Wächtern im Sturm entsprungen war. Nicht minder dankbar seinem Angedenken weihte ihm Schwyz eine dritte, da, wo in der hohlen Gasse zwischen Immisee und Küßnacht durch seinen Pfeil der Vogt fiel.

Dem Andenken Werners von Stauffach, eines der drei Helden von Grütli, widmeten seine Mitbürger von Steinen eine besondere Kapelle. Sie stammt aus dem Jahre 1400.

Selbst der Schlacht von Morgarten ist zum ewigen Denkzeichen, in der daran grenzenden Matte, Schorno genannt, die Ehrenkapelle aufgeführt worden.

Die Freundschaft der alten Freiheitsstifter, so sie pflogen in den Tagen ihres Ruhms, schien wie heiliges Vermächtniß auf die Enkel hin zu erben. Steinen, der Geburtsort Stauffachers, Bürglen, die Heimat Tells, blieben in treuer Verbrüderung, und sie ward mit kirchlichem Pomp begangen. Jährlich wallfahrteten die von Steinen einmal gen Bürglen in Uri, und die von Bürglen nach Steinen. **)

*) S. die alten Jahrzeiten-Bücher von Schwyz unter den angeführten Jahreszahlen.

**) Eine Urkunde zu Uri vom Jahr 1387 weiset aus, es solle die österreichische Gewaltherrschaft zu diesen Fahrten Anlaß gegeben haben.

Alles was dem Bewohner der freien Waldstätte groß und ehrwürdig war aus den Tagen seiner Vorwelt, hatte sich auf diese Weise mit der Kirche verbunden. Seine politischen Feste wurden religiös gefeiert. Zu den Schlachtfeldern des Alterthums geschahen fromme Betfahrten; die Denkmäler seiner Helden waren Meßaltäre; keine wichtige öffentliche Handlung des Volks wurde endlich ohne kirchliche Feierlichkeit begonnen.

So waren in der Vorstellung des freien Aelplers Kirche und Staat, Religion und Vaterland unzertrennlich geworden. Bei seiner, ihm mit der Muttermilch eingeflößten Ehrfurcht für die Thaten der Vorwelt, bei seiner schwärmerischen Liebe für die freie, im Alterthum durch seiner Ahnen Muth gegründete Landesverfassung, entglühte gleiche Liebe und Ehrfurcht in ihm gegen die Kirche, durch welche zuerst er jene hohen Gefühle einsog. Er konnte nicht für das Vaterland kämpfen, ohne auch für Kirche und Religion; nicht mehr für diese, ohne auch für jenes. Eins war ihm theuer und heilig durch das andere. Die Aenderung seiner Staatsverfassung war ihm Zerstörung seiner Religion.

8.

Der Ernst des kirchlichen Glaubens änderte den hellen Sinn des freien Schweizers nicht. Zur Freude geneigt, waren ihm die kirchlichen Feierlichkeiten nur Anlässe froher Stunden. Heitere Gastmähler hielten sich dann am ersten; zu den Kreuz- und Betfahrten sammelten sich die liebenden Jünglinge und Mädchen am liebsten, und manche reizende Bekanntschaft ward dort für die Zukunft angesponnen, wo aller Sinn nur dem Himmel geweiht sein sollte.

Keine Lustbarkeit war ihnen vollkommen, ohne Tanz; die Musik erhellt mitten im Leiden ihr beklemmtes Herz. Ihre Tänze sind

rasche Flüge, nicht ohne Anmuth und Eigenheit. Besonders zeichnen sich die Bewohner des rauhen Muttathales in letztern aus. Ihr Tanz und die sie begleitende Musik ist oft eigne Erfindung; seltener von Nachbaren entlehnt. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gelang es dem Ernst der Geistlichen und Landsgemeinden, von Sonn- und hohen Festtagen den Tanz zu verbannen.

Ueberhaupt scheinen die Geistlichen seit dem sechszehnten Jahrhundert mehr, denn ehemals durch Beichtstuhl, Kanzel und Landsgemeinde auf Versittlichung der Gebirgsbewohner hingearbeitet zu haben. Dies beweisen verschiedene aus jenen Tagen stammende Gesetze. So muß Spielsucht, mehr denn jetzt, der Schwyzer Leidenschaft gewesen sein. Eine alte Verordnung (1518) erlaubte keinen höhern Preis, als 5 Pf. Pfennige oder Nidlen; eine andere verbot das Spiel sogar an den Freitagen und Samstagen des ganzen Jahrs, an allen Vigilien-, Marien- und Apostelfesten u. s. w. bei 18 Plappert Buß. — Das Schwören bei Gott und den heil. Sakramenten war eben so strenge versagt. Es ward obrigkeitlich geboten (10. Jan. 1705), daß, wer es frecherweise gethan, alsobald den Boden küssen, oder vor Gericht erscheinen mußte.

Freilich wurden dergleichen Gesetze nicht immer mit Pünktlichkeit beobachtet; mehr diejenigen geehrt, welche dem Volke größere Freiheit gewährten, oder die alte schirmten. Es war der Stolz jedes Schwyzers, freier Landmann (Staatsbürger) zu sein; dies war kein todter Name, sondern eine Würde, mit Vorzügen und Vortheilen verknüpft, ungerechnet den freien Genuß an allen Gemeindsgütern und Staatsämtern.

Wenn ein Landmann von seinen Feinden an Leib und Gut angegriffen wurde, war Jedermann bei seinem vaterländischen Eide gehalten, den Gefährdeten zu retten. Wer es nicht that, ward meineidig erklärt, verpflichtet, allen Schaden zu ersetzen, und, im Fall des Ungehorsams, das Land zu verlassen.

Der im Gebiet der Republik sich niederlassende Fremdling blieb ewiger Fremdling, erlangte nie den Genuß der Staatsbürger- und Gemeindsrechte, ohne Gutheißen des Volks. Eifersüchtig auf den Einfluß der Ausländer, durfte denselben kein liegendes Gut verkauft oder in Lehen gegeben werden. Selbst eine Frau, welche Landmännin war, durfte keinen Beisaßen heirathen, oder sie verlor, so lange der Mann lebte, ihr Landrecht und Nutzen der Gemeingüter. Eine Fremde hingegen gewann durch Ehelichung eines Bürgers das Bürgerrecht und behielt solches auch nach des Gatten Absterben bei. Doch durfte kein Landmann eine Fremde freien, welche nicht dreihundert Gulden eigenen Guts besaß, widrigenfalls verlor er (laut Verordnung vom Jahr 1675) Landrecht und Vaterland.

Fremde, welche sich auf dem Boden der Republik niederlassen durften, empfingen den Namen der Beisaßen. So eingeschränkt auch die Rechte derselben im Verhältniß zu denen der Staatsbürger waren, lief doch zuletzt ihre Anzahl über dreitausend Seelen. Jede Gemeinde bestimmte ihren Beisaßen die Bedingungen, unter welchen sie bei ihr wohnen durften. Die Landsgemeinden verfügten außerdem noch im Allgemeinen über sie. So durfte ohne hinlängliche Bürgschaft schon seit dem Jahr 1638 sich kein Beisaß mehr ansiedeln; und im Jahr 1668 ward sogar beschlossen, keine Beisaßen mehr anzunehmen, mit angehängter Klausel: „Wer dawider rathet, soll den Rath gastiren."

Wenn sich ein Beisaß verheirathete, mußte er acht Tage vor der Hochzeit seiner Obrigkeit dreihundert Gulden Bürgschaft, dem „Landskasten" zehn Gulden und dem Arsenal eine gute Flinte nebst Seitengewehr geben.

Er durfte nicht mehr als um tausend Pfund Güter kaufen, und mußte binnen Jahresfrist die etwanige Schuld darauf abbezahlen, widrigenfalls das Gut der Obrigkeit zufiel. — Alles Ja-

gen war ihm (seit 1676) verboten; dies stand nur dem Landmann zu. Er konnte nur mit der Angel fischen, durfte kein Geißvieh halten, und selbst die Zahl des Viehes, so ihm gegen Bezahlung auf die Allmeinden zu treiben erlaubt war, durfte er nicht über vier Haupt-Rinder erhöhen (seit 1514); ein Roß für zwei Rinder, oder vier Schafe für ein Rind gerechnet.

Sobald er das sechszehnte Jahr überlebt hatte, mußte er am ersten Sonntag nach Martini zum Vaterlande schwören (seit 1661). War er außer Landes haushäblich, mußte er sein Beisaßenrecht alle zehn Jahre erneuern.

Diese Verfügungen sämmtlich hatten kein anderes Ziel, als den Bürger in steter Unabhängigkeit vom Fremdling zu erhalten, so, daß dieser nie eine Partei für sich durch Reichthum gewinnen, oder wohl gar auf Landsgemeinden einwirken konnte.

So wie gegen den Einfluß des Privatmanns, war es die Republik noch mehr gegen den der Fürsten. Aller Ehren entsetzt, und an Leib und Gut ward (gemäß dem Gesetz von 1587) derjenige bestraft, der es wagte, mit Geld- und Gut-Ausbieten eine Fürstensache im Lande zu betreiben, oder Stimmen in den Gemeinden zu erwerben. Auch durfte von keinem Schwyzer fremder Herren und Fürsten Namen (laut Gesetz von 1516) ausgeschrien, „noch deren Livrei, offene Zeichen in Kleidern u. s. f." getragen, oder „deren Wappen in den Häusern, an den Wänden, über Thüren u. s. w. öffentlich angehenkt werden, bei 5 Pfund Buß jedesmal."

Wirklich scheiterten auch die Versuche der Fürsten und Ausländer mehr als einmal an dem Unabhängigkeits-Gefühl der Schwyzer. Diese, treu ihren selbstgeschaffenen Gesetzen, achteten besonders in neuern Zeiten der Umtriebe mächtiger Fremdlinge immer weniger.

Ihre Gesetze bestanden nur in schriftlichen Sammlungen, der

Zeitfolge nach geordnet, unter dem Namen Landrecht. Dies Landrecht ward alljährlich vom gesammten Volke mit einem Schwur bestätigt. — Gewohnheit und natürliches Gefühl des Rechten und Billigen leiteten den Hirten in öffentlichen Handlungen. Einfalt und Güte der Sitte machte des Gesetzgebers Fleiß entbehrlich.

Die meisten Verordnungen der Landesgemeinden bezielten Sicherung der Rechte jedes Landmannes und Bestimmung ländlicher Angelegenheiten. Schwere Verbrechen wurden überhaupt nach der Carolinischen Halsgerichtsordnung, und mehrentheils mit äußerster Strenge behandelt. Ein Gesetz von 1416 verordnete, daß, wer von zwölf ehrlichen Männern überzeuget werde, über vier Pfennig Geld oder Geldeswerth gestohlen zu haben, „gehenkt oder sonst vom Leibe gethan werden solle." — Ein Gesetz vom Jahre 1537 verbot nicht geradehin den Zweikampf, erklärte aber den, welcher den andern im Duell beschädigte, „zweifacher Buße schuldig", und, „wenn einer den andern verwundete, daß er stürbe, solle er ihn ermordet haben."

Es war geboten, daß wenn jemand von dem, mit welchem er in Feindschaft lebte, Vergleich oder Frieden forderte, derselbe gewährt werden mußte. Nachdem er gewährt worden, soll, lautet ein altes Gesetz vom Jahre 1450: „wer den andern schilt Mörder — Ketzer, Meineidiger — Dieb — Bösewicht — Schelm — du lügst — du hast deine Mutter mißbraucht — für jedes solches Wort drei Pfennig Buße erlegen, oder aus dem Lande gehen." In gleicher Strafe war der, so einem Andern nachschalt: „Du hast ein unvernünftig Thier angegangen!"

Ungewöhnliche Achtung ward durchs Gesetz besonders den Kranken und Todten bezeugt. — Wenn ein Kranker auf dem Siechbette mit den Sakramenten versehen war, durften keine Schulden an ihm eingezogen werden, bis er genesen, oder gestorben war. (Verord. 1662.) Wer an dem Verstorbenen eine Schuld forderte,

mußte sein Recht darauf mit dem Eide bekräftigen; wenn aber des Todten Erbe beschwor, daß der Erblasser bei Lebzeiten das angesprochene Gut als sein Eigenthum erkannt, behielt er's. Wenn die Erben durch zwei Zeugen bestätigen konnten, daß der Verstorbene vor seinem Ende eine Schuld abgeläugnet, waren die Erben der Schuld ledig, oder es wäre dann gewesen, daß der Kläger sein Recht durch Aussage von sieben Zeugen beweisen konnte. — Den Todten durfte keine Zehrung nachgefordert werden. (Vom Jahr 1679.)

9.

Das Hirtenleben war der Schwyzer Eigenthümlichstes. Fruchtbare Alpen und kräuterreiche Matten luden zu demselben ein. Und eben diese Hirtenschaft war es, welche ihnen vorzüglich jenen unzähmbaren Sinn für Freiheit, jene eherne Festigkeit des Entschlusses, jene kraftvolle Einfalt der Sitte und Handlungsweise gab, wodurch sie sich von ihrer ersten Erscheinung in der Weltgeschichte bis zur letzten Stunde ihres politischen Seins auszeichneten. Denn Einsamkeit mehr, als alles, gewöhnt an Unabhängigkeit, und gibt dem Gemüthe mit der Rauhheit Stärke.

Die Viehzucht blieb mithin der vorzüglichste Erwerbszweig des Landmannes. Ohne Nachtheil des Viehstandes wurden alljährlich aus den schwyzerischen Thälern sechs- bis achttausend Kühe nach Italien, Frankreich und Deutschland verkauft, jede Kuh in einem Preise von acht bis eilf Louisd'or, ungerechnet den Gewinn an Butter und Käsen, so während des Jahrs verfertigt wurden. Aber mit derselben Sorgfalt, wie das alte Rom den Ackerbau begünstigte, ward hier die Viehzucht von Seiten des Staats unterstützt. Wie dort es für ein Verbrechen gehalten ward, Felder und Weinberge nachlässig anzubauen, war hier Verwahrlosung des Viehstandes

eine öffentliche Schande. Die Sennereien in den Alpen gehören deswegen noch immer zu den sehenswürdigsten der Schweiz; der Hirten rastloser Fleiß, ihre Aufmerksamkeit und Kunst in der einfachen Wirthschaft, ist bewundernswürdig.

Die Geldsummen, welche jährlich für Ausfuhr von Rindern und Erzeugnissen der Viehzucht (Häute, Käse, Butter) in das Land zurückflossen, verbreiteten und unterhielten allgemeinen Wohlstand. Damit verknüpfte sich der Gewinn von hier angelegten, vorzüglichen Stutereien; minder beträchtlich war der von Ziegen- und Schafzucht.

Der ausgezeichnete Eifer, mit welchem man seit Jahrhunderten der Viehzucht oblag, verdrängte den Ackerbau fast gänzlich. Dieser ist noch überall in seiner rohen Ursprünglichkeit. Inzwischen der Landmann seiner Wiesen mit ungemeiner Sorgfalt wartet, vergißt er fast jede andere Kultur des Bodens. Er wagt es nicht, die Fußstapfen seiner Väter zu verlassen. Was er vom Lande dem Ackerbau aufopfert, glaubt er auf keine Weise durch Anbau der Futterkräuter ersetzen zu mögen. Das nördliche Helvetien und Schwaben liefern ihm Getreide; er begnügt sich, seine Gartenfelder mit Hanf, Bohnen, Erdäpfeln, Kohl und Wurzelgewächsen zu bestellen, und Obstbäume zu ziehen. Die letztern überdecken alle Felder, und bilden aus den weitläufigen Thälern anmuthige Gärten. Die Gesetzgebung unterließ nicht, den Obstbau zu unterstützen. Das Landrecht (Jahr 1664) erlaubte jedem Landmanne, auf der Allmeind sechs Bäume zu pflanzen für sich und seine Kinder, nach deren Absterben die Bäume wieder Allmeind wurden; und schon im Jahre 1440 ward zur Bestrafung der Obstdiebe ein besonderes Gesetz, der „Obstbrief", gegeben. — Die Kirschbäume gedeihen in den Thälern von Schwyz vorzüglich; selbst in den rauhen Gegenden und an den Felsenhalden wuchern sie wild hin. Theils gedörrt, theils zum Brennen des feurigen Kirschwassers wird ihr Obst

dem Landmanne lieb. Doch erklärte ein Gesetz (vom Jahre 1530) die Kirschen für ein freies und gemeines Obst, das Jedermann, reich und arm, pflücken darf. Wer aber seinen Baum für sich schonen will, soll ihn mit einem Dorn bezeichnen „und wer ab einem gezeichneten Baum kriesete (kirschete oder Kirschen pflücken würde) den mag man dieben (als Dieb behandeln) als wann er gestohlen hätte, und soll er zu fünf Pf. Buße verfallen sein."

Mehr die dann und wann in Helvetien herrschend gewesene Theurung, als Aufmunterung von Seiten des Landes, beförderte den Gartenbau. Obgleich eine Verordnung (vom Jahre 1502) sprach: „Wer neu Erdreich aufthut, dem soll in Ziemlichkeit der erste Samen gegeben werden," fruchtete sie im Ganzen doch wenig. Gewohnheit, Bequemlichkeit und Vorurtheile herrschten, bis Noth sie besiegte. Neuere Erfahrungen beweisen, daß Korn und selbst Wein mit Vortheil gebaut werden könnten.

10.

Aber des hirtlichen Lebens Einfalt macht hier die Kultur des Bodens entbehrlicher, als in andern Ländern. Der Hausvater lebt mit seiner Familie von sparsamer Kost, wie Garten und Heerde sie liefern. Fleisch und Brod erscheinen selten auf seinem Tische, und fast nie auf den Alpen und in den rauhern Gebirgswinkeln. Häuslich und enthaltsam, reicht sein ererbtes Gut hin, den Landmann zu nähren. Selbstgezogener Hanf und die Wolle von seinen Schafen werden von ihm versponnen und zu Gewändern verwebt. Die Künste des Prachtaufwandes reizen ihn wenig; er überläßt sie dem Reichen ohne Neid, und ist stolz, von ihnen unabhängig, in selbstgebauter Hütte zu wohnen. So nach der Weise seiner Väter, lebt der Schwyzer bis zu unsern Zeiten, gleich dem

alten Römer, schlecht und sparsam, entfernt von Pracht und Weichlichkeit, stolz und frei. — Verhältnißmäßig größerer Aufwand und mannigfaltigerer Genuß herrschte freilich in den volkreichern Flecken und Ortschaften des Landes; aber auch dieser, mehr durch Sitte, als Gesetze, beschränkt, artete nie in verschwenderische Ueppigkeit aus.

Die reichern Geschlechter, eifersüchtig auf des Volkes Gunst, stellten sich in Tracht und Leben demselben gleich. Ihre Kleider waren von feinerm Stoffe, ohne der Mode Wandelbarkeit. Die begüterte Matrone und das Weib des Hüttenbewohners trugen bis in unsern Tagen gleichen Kopfputz und Kleiderschnitt.

Mehr wissenschaftliche Ausbildung wurde in den Familien der Reichen gefunden, als beim Mittelstande; denn der öffentliche Unterricht der Jugend war überall versäumt und nur von schlechtbesoldeten Dorfschulmeistern und den Ortspfarrern besorgt. Eine lateinische Schule im Hauptflecken Schwyz leistete den höhern Bedürfnissen kein Genüge. Man besoldete also Hauslehrer, oder sandte den Jüngling in ausländische Schulen. Theils in diesen, theils durch Reisen und Kriegsdienste gebildet, kehrte er sodann, mit Kenntnissen bereichert, zur geliebten Heimat zurück, und ward Vorsteher seines Volkes.

Aufgeweckter Geist, natürlicher Witz, und gerade Beurtheilungskraft zeichnen den Schwyzer vor seinen Nachbarschaften aus. Die Natur ersetzt ihm durch ihre Huld den Mangel der Kunst. Die freie Landesverfassung, die Theilnahme jedes Bürgers an den öffentlichen Angelegenheiten bilden den Verstand und geben ihm eine Stärke, welche der Fremdling bewundert, der im Hirtenkittel nicht den Staatsmann suchte.

Wie in den frühesten Zeiten blieb unter den Bewohnern der Waldstätte ein dreifacher Stand, und ein dreifacher Grad geistiger Ausbildung. — Landvolk, Geistlichkeit und Adelschaft. Obwohl unter den Schwyzern kein erbliches Vorrecht galt, und jeg-

licher zu der Landesverwaltung Stimme gab, war dennoch dem Beobachter dieser Standesunterschied unverborgen. Die Armuth ist des Reichthums Magd, und die Unwissenheit ist der Einsicht Sklavin.

Daher genoß das Volk, obgleich einer ungebundenen Freiheit theilhaftig, dennoch derselben Wohlthaten nicht alle. Es blieb, wie es im vierzehnten Jahrhundert erschienen war, am Untergang des achtzehnten, arm, ungebildet, kindlich. Nicht eigentlich des Felsenbodens Kargheit entfruchtete die Freiheit, so ihm drei Helden einst auf Grütli stifteten; sondern Aberglaube, Vorurtheile, Gewohnheit.

Der Hirt, von Kindheit zur Wirthschaft nach alter Uebung angeleitet, abgelenkt vom Erlernen des Bessern, unkundig höherer Bedürfnisse, zufrieden, seines Lebens Nothdurft zu stillen, berechnete das Erdenglück nach der Zahl müßiger Stunden, und die Weisheit nach der Menge wunderlicher Vorurtheile.

Seine kleine irdische Habe zu erhalten, und des Kirchenglaubens treulich zu pflegen, war der Inhalt seiner Tagewerke und der Kern seiner Lebensweisheit. Vertrauensvoll auf der Väter Einsicht, entfernte er sich nie aus deren Kreisen und Grenzen. Daher ward jede Neuerung von ihm gleich einer Sünde gegen die ehrwürdigen Schatten der Vorwelt geachtet; er sah dabei entweder seinen Wohlstand oder seine Religion gefährdet.

Selten verließ er in neuern Zeiten die heimatlichen Thäler. Das Urbild zu allem Großen lag für ihn im Leben und Thun seiner Altvordern. Ihre Thaten beschäftigten sein Gedächtniß. Europa hat kein Land, worin die Geschichten der vaterländischen Vorzeit so unvergessen und neu geblieben, so jedem Kinde bekannt waren, als in jenen Gebirgen. Seit den Thaten Tells und dem Kampfe von Morgarten schienen nur so viele Jahre verflossen zu sein, als es Jahrhunderte waren. Noch immer stolz auf diese

Begebenheiten, angesonnt vom Thatenglanz der Ahnen, glaubten die Hirten ihre Engpässe und ihren Arm unüberwindlich.

Obwohl jeder Bürger in den Landsgemeinden über das Heil des Vaterlandes Hand und Stimme erhob, war doch bei jener Armuth an Erfahrungen und Begriffen nur allzunatürlich, daß der große Haufe der Leitung seiner Geistlichen, oder der „Herren" folgte. Herren hießen die Männer aus reichen Geschlechtern, welche nicht unmittelbar selbst, gleich den „Bauern", Viehzucht oder Handwerk trieben; eine Namens-Unterscheidung, von den freien Schwyzern selbst gegeben.

In den Händen der Herren lag die Regierung des Landes. Der Souverän, oder das Volk, war denselben nur furchtbar durch seine Schwachheit. Leichtgläubig, selbstsüchtig, und undankbar, wie überall in Demokratien, hing es bald diesem, bald jenem an. — Die Mächtigen des Volkes waren dessen Schmeichler; Schmeichelei aber betäubt und verdirbt eben so leicht ein Volk, wie einen Fürsten.

Oft erhoben die tugendhaftern oder einsichtsvollern Bürger ihre Stimme gegen dies Uebel. Sie weissagten aus dem eingeschlichenen Verderben, aus den Umtrieben der Parteien, der Nichtbeobachtung ehrwürdiger Gesetze, den endlichen Untergang der alten Freiheit. — In den Landesgemeinden selbst wurden die weisesten Ordnungen der Vorwelt zertreten. Eine deren war es, welche (s. d. J. 1551) mit Strenge „alles Parteien um Vogtei, Ritt, oder Ehrenamt" verbot und den, der dessen schuldig ward, von allen Ehren entsetzte, zu keinen mehr gelangen ließ, ja sogar denjenigen, welcher für einen Frevler jener Art auch nur Bitte einlegen würde. — Demungeachtet erröthete man nicht in offener Landsgemeinde, Landvogteien und andere obrigkeitliche Stellen in den Unterthanen-Landen dem Meistbietenden zu ertheilen. — So sehr war Gefühl der Ehre und des Rechts erloschen, daß ein freies Volk, nicht zufrie-

den, Unterthanen zu haben, kein Bedenken trug, denselben nicht einmal den Würdigsten zum Regenten zu ernennen. Wer aber sein Amt auf solche Weise erkauft hatte, scharrte vielmals durch Ungerechtigkeit und Druck bei den Unterthanen nicht nur sein ausgelegtes Kaufgeld, sondern auch dessen Zinsen wuchernd wieder zusammen.

Nicht allein wurden die Landvogteien um hohe Summen, welche das Volk unter sich theilte, verkauft, sondern selbst der Landesammann und dessen Statthalter konnten nur durch Geschenke, welche endlich in wirkliche, gesetzliche Auflagen verwandelt wurden, zu ihren Ehrenstellen gelangen. Wenn der Landvogt für sein gewinnreiches Amt mehrere tausend Gulden entrichtete, zahlte der Rathsherr das seinige mit acht- und neunhundert Gulden, ohne dagegen bedeutender Einnahmen zu genießen. Er empfing jährlich einen Kronenthaler und einen Kalender. — Der Landesammann genoß außerdem noch die Siegeltaxe für sich, mußte aber, wann er gewählt wurde, jedem Landmann 10 Schilling (der Statthalter nur 5 Schilling) Schienhuts-Geld zahlen, weil sich der Ländler gewöhnlich zum Maienmarkt seinen neuen Strohhut kaufte. Früh schon herrschte dieser Mißbrauch; früh schon wurde von Männern, die Ehre und Vaterland liebten, entgegengeeifert. Aber das Volk wollte diese Einnahme nicht entbehren, und verordnete sogar im Jahr 1680 ausdrücklich: „Wer künftig darwider redt, soll 100 Kronen Buß bezahlen und des Landrechts beraubt sein."

Indem auf diese Weise Selbstsucht des Volks den Weg zum Bessern verrammelte, blieb den Regierern in allem Andern freier Spielraum. Es war die schrankenlose Freiheit der Gebirgsvölker nicht immer ihres Namens würdig. Unterthanen in Fürstenlanden zogen oft mehr Gewinn aus dem dürftigen Schein ihrer Lampe, als diese Völkerschaften von ihrer Sonne.

Die Geistlichen, obwohl in natürlicher Abhängigkeit von den

reichen Geschlechtern der Berggelände, behaupteten dennoch auf solche einen überwiegenden Einfluß, vermittelst ihres Ansehens im Volk.

Dies Ansehen mit leichter Mühe zu schirmen, ließen sie den Ländler in Unwissenheit, die Schulen vernachlässigt, aber lagen desto sorgsamer dem Dienst des Kirchenthums ob. Es gebrach unter ihnen nicht an edeln, kraftvollen Männern mit erhabenen Wünschen, — aber sie mußten schweigen.

Frankreichs Wiedergeburt, die Erklärung der Menschenrechte und der Geistesfreiheit war den Priestern der Gebirge, was den Priestern der Ebene. Das Volk hörte von ihnen nur die Verbrechen der Franken, und gewöhnte sich zum Abscheu gegen die einst bundesverwandte Nation.

Die reichen Geschlechter des Landes, von welchen viele alten, meist im Ausland erworbenen Adel, werthlos in der Heimat, trugen, hatten mit der Priesterschaft gleiches Interesse. Einer bessern Erziehung theilhaftig, wurden sie durch Mannigfaltigkeit ihrer Kenntnisse des Volkes Führer und Vorsteher. Es ist des Landes Ruhm, die Weisesten auf dem Stuhl der Regierung zu sehen; aber keines Preises würdig, wenn Erfahrung und Einsicht nur gewissen Familien, gleich erblichem Gut, gehören. Waren gleich die schwyzerischen Staatswürden den Kassen unergiebig, belohnten sie doch den Inhaber durch den Glanz der Hoheit und durch die Achtung der Fremden.

Die Vernichtung des Königthums, des Adels, der Titel und grauen Vorrechte in Frankreich gewann der Revolution des Nachbarreiches keine Freunde. Denn sie sahen ihren Glanz in jenem weitläufigen Reiche erlöschen.

Bonaparte's Siegeslauf in Welschland, die Befreiung des Valtelins und der Grafschaften Worms und Cleven (Bormio und Chiavenna), so dem Bündnervolk einst unterthänig waren, regten

Furcht auf, früher oder später auch ihre Unterthanenschaften an den Grenzen Italiens und Deutschlands einbüßen zu können.

Dies war der sittliche Zustand der Völkerschaften in den Gebirgsthälern der Waldstätte. Von diesem Bilde des Volks, der Geistlichkeit und des Adels erhoben sich zwar preiswürdige Ausnahmen; aber einzeln waren die Ausnahmen.

Zweites Buch.

1.

Unbekümmert um den weltzerstörenden Streit der Völker und Fürsten lebten die Hirtenfamilien der helvetischen Alpen im hundertjährigen Frieden. Unbedrückt von fremdem Joch, unbeengt von ausländischen Gesetzen, büßten sie, wann sie litten, nur eigene Fehler. Roh waren sie und bildungslos, aber von Gewohnheit und alter Sitte geleitet, und die Abwesenheit großer Leidenschaften ließ die Stille ungestört, von welcher öffentliche Tugend begleitet zu sein pflegt. Einsam, ruhmlos, unbeneidet lebten sie, eben darum zufrieden mit dem Erbe der Vorwelt. Staaten zertrümmerten und entsprangen; eine allgemeine Wiedergeburt der Dinge verwandelte die Hälfte Europens. Früher, als die Bergvölker selbst, zitterte für sie die Theilnahme fremder Nationen.

Frankreich stand siegend; gleich einem Vulkan, der Alles um sich her zerschmettert, furchtbar; aber einsam in Europa, und umringt von erschöpften, doch unversöhnten Fürsten.

Die Führer der großen Republik erkannten die gefahrvolle Vereinzelung ihres Vaterlandes. Form und Stoff des jungen Freistaates, allzuverschieden von den andern Staaten, ließen kein dauerhaftes Bündniß zwischen ihm und diesen erwarten.

Frankreich sehnte sich nach Frucht von seinen Siegen, nach eigener, währender Sicherheit — und beschloß Staaten gleicher Natur um sich zu schaffen.

Darum begünstigte es mit gewaltigem Arm Staatsumwälzungen der Nachbarländer. Also entstanden die Republiken Batavia, Cisalpinien, Ligurien und Rom.

Völker zu Völkern stehen zu einander im rohen Naturstand; unter ihnen gilt die Gewalt und das Kommliche. Auf Erden wird kein Völkerrecht herrschen, so lange nicht die Menschheit mehr Weise und Tugendhafte, als Thoren und Knechte der Leidenschaft zählt, oder so lange nicht jeder Welttheil sein Staatentribunal trägt, vor dem sich Nationen richten lassen, wie in den Träumen der Dichter.

Es ist freilich schmerzhaft, wenn unterm Druck der Nothwendigkeit das Recht erliegt; doch den Weisen tröstet es, aus zermalmten Formen des Alten den Keim besserer Schicksale hervortreiben zu sehen.

Die Besitznahme Helvetiens, dieser am Berührungspunkt dreier der herrlichsten Länder Europens gelegenen Naturschanze, welche die Eroberungen in Italien decken, des Kaisers Erblanden drohen, Frankreichs unbewehrteste Seite schirmen konnte, war zu jener Zeit für die französischen Machthaber vielleicht auch der Schätze willen wichtig, welche seit einem Jahrhundert die Sparsamkeit mehrerer Regierungen dort gesammelt hatte. Man beschloß also zu Paris die Auflösung der alten Eidgenossenschaft mit so großem Frevelmuth, als man mit großer Arglist sogleich ans Werk schritt. Man zettelte gegen einzelne Regierungen Händel an, schmeichelte die übrigen, rief vergessene Ansprüche ins Leben, ermunterte die Mißvergnügten des Landes, beruhigte die Argwöhnischen, liebkosete die Einen, schreckte die Andern, und verwirrte Alle mit täglich wechselnden Vorspiegelungen und täglich veränderter Sprache.

In der Schweiz dagegen wetteiferte gleichsam Alles, mit unglaublicher Verblendung, das Gelingen des tückischen Spieles zu erleichtern. Die Regierungen waren hier seit langer Zeit eigentlich nur Landesverwaltungen; Männer von großen, staatsmännischen Tugenden fehlten beinahe ganz. Auf ihre kleinen Gebiete beschränkt, wo sie, mit reichsstädtischem Dünkel, leicht das, was sie waren oder hatten, überschätzten, auch zuweilen nur Willkür ihrer Gebote für Zuwachs der Machtfülle hielten, nahmen sie gegen einander von Kanton zu Kanton die Haltung und Sprache bedeutsamer Mächte an. Sie beobachteten sich gegenseitig mit Eifersucht oder Argwohn, während sie in wohlgesponnenen Redensarten schweizerische Treue, Biederherzigkeit und Eintracht geltend machten. Zerfallen unter sich, waren sie es meistens auch mit ihrem unterthänigen Volk. Kein gewaltiger Fürst sprach stolzer, vom Thron herab, zu dem seinigen, als viele der eidgenössischen Obrigkeiten zu dem ihrigen. Nicht das war ihnen genug, sich vom Volk zu trennen. Sie hüllten sich, mit Unterdrückung aller Oeffentlichkeit der Verhandlungen, vor demselben in geheimnißvolles Dunkel, und machten sich ihm zugleich, mit den Vaterlands-Angelegenheiten, fremd. Sie haßten die Freiheit der Presse und bannten damit den großen Gemeingeist aus der Eidgenossenschaft. Sie ließen das Volk ungeübt in Waffen, um es nicht fürchten zu müssen, und auf dem Lande ohne Unterricht in alter Unwissenheit, um es leiten zu können. Entstand Hader zwischen Regierungen und Volk über Rechte, straften sie mit unerbittlicher Härte die Gemeinden, wegen Verletzung der Form, um Sache und Recht für sich zu bewahren.

Die Wirkungen dieser großen Staatsfehler, welche selbst größern Reichen noch nie ihr Verderben vorenthalten haben, trafen furchtbar auf das Haupt der Schuldigen. Die geschiedenen Kantone ließen einander fallen, sobald die Gefahr des Untergangs erschien. Das in Kriegskunst ungeübte Volk war zur Vertheidigung unfähig.

Die mißvergnügten Gegenden sahen mit Lust den Tag der Rache herankommen. Die unwissende Menge verstand das Wort Vaterland nicht, sondern war nur noch Streiter für ihre Dörfer und Strohhütten. Sie ward eben so leicht durch Feinde der Regierungen verführt, als durch Herolde derselben, oder durch Geistliche zum Kampf für Kirche und Obrigkeit beschworen; denn die Leute waren keines eigenen Urtheils mächtig.

Der Sturm nahte. In den Dezembertagen des Jahres 1797 wurde das erste Vorwehen desselben verspürt. Zürich, Vorort der Eidgenossenschaft, lud auch den Stand Schwyz zu einer Unterredung ein, „nöthig gemacht durch die Zeitumstände, — damit dem drohenden Uebel durch gemeinsamen Rath noch möge gesteuert werden.“*)

Bald darauf verkündete Bern, daß die „fränkischen Truppen Erguel und die bischöflich-baselschen Lande in Besitz genommen und den Kanton Bern der Gefahr eines Ueberfalls ausgesetzt hätten;“**) es forderte also von Schwyz, „einen Standes-

---

*) Schreiben von Zürich, den 7. Dezember 1797.

**) Das Bisthum Basel wurde in das sogenannte Reichsland und in den Schweizerboden eingetheilt. Das Reichsland gehörte zum oberrheinischen Kreise, und nur das Münsterthal war durch das mit Bern im Jahr 1486 geschlossene und endlich noch in diesem Jahrhundert (1743) erneuerte Bürgerrecht (nach welchem Bern Schutz, Münsterthal jenem aber Beistand in Kriegszeit gelobte) der Schweiz verwandt. Schon im Jahr 1792 besetzten es die Franken. Hingegen der bischof-baselsche Schweizerboden (wozu das Erguel oder St. Immer-Thal, die Herrschaft Illfingen, Neuveville und der Tessenberg, den der Bischof gemeinschaftlich mit Bern besaß) war durch alte und mannigfaltige Verträge der Eidgenossenschaft angeschlossen und in förmlichem Schutzbündniß mit derselben.

repräsentanten, als Bundesrath, gen Bern zu ordnen und, nebst getreuem Aufsehen, thätige Hilfe bereit zu halten."*)

Der Landrath von Schwyz**) wagte es nicht, eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit selbst zu entscheiden; darum versammelte er das Volk zu einer außerordentlichen Landsgemeinde, welche am 21. Dezember zusammentrat.

Das Volk zögerte nicht, dem Begehren der Bundesverwandten zu entsprechen. Landammann Aloys Weber, und Meinrad Schuler, Alt-Landammann, zwei verständige, biederherzige Männer, wurden ernannt, im Namen von Schwyz zu der von Zürich verlangten eidgenössischen Unterredung nach Aarau zu reisen, und feierlich beauftragt, vereint mit den andern Ständen zu leisten, „was Ruhe, Sicherheit und allgemeines Wohl gesammter Eidgenossenschaft befördern und befestigen möchte." Würden aber Sachen in Bewegung gebracht werden, welche, woher sie auch immer rühren, Freiheit, Religion und Sicherheit des Vaterlandes und Verfassung der Eidgenossenschaft betreffen möchten: so solle der schon gefaßte Landsgemeinden-Beschluß eröffnet werden: „daß wir der von Gott und unsern Vorältern erhaltenen Religion und den bisherigen Gesetzen als freie Männer getreu bleiben, und viel eher Alles wagen und Alles aufopfern werden, als etwas zugeben, was unserer ererbten Freiheit, Verfassung und Religion nachtheilig sein könnte."***)

*) Sendschreiben von Bern, den 14. und 17. Dezember 1797.

**) Der Landrath von Schwyz, an dessen Spitze jedesmal der regierende Landammann oder sein Statthalter stand, war aus den sogenannten Landeshäuptern (dem Pannerherrn, Landshauptmann, Landsfähnrich, Obristwachtmeister und Zeugherrn) und den sämmtlichen von den Landsvierteln ernannten Rathsgliedern zusammengesetzt.

***) Landsgemeinde, 21. Dezember.

Damit aber gleiche Gesinnung und Entschlossenheit auch die andern Bundesstaaten beseelen möge, wurde den Gesandten befohlen, sich mit den Abgeordneten der übrigen vertraulich zu berathen, auf welche Weise die „dem Vernehmen nach" in den aristokratischen Ständen zwischen Volk und Herrschaft gährenden Mißhelligkeiten am besten beseitigt werden könnten, auf daß das Volk jeglicher Zeit sich für die Verheidigung gemeinsamen Vaterlandes und eigener Erhaltung bereit finden lasse.

Gen Bern aber verordnete das versammelte Volk, als Bundesrath, den Alt-Landammann Karl Reding, gewandt in Staatsgeschäften und einnehmender Rede, mit dem Auftrag, „durch gütliche Verwendung in Allem mitzuwirken, was Erhaltung und Ruhe des Standes Bern und gesammter Eidgenossenschaft berühren könne."*)

2.

Bern war jetzt in großen Bewegungen. Seit dem Jahr 1536 hatte es über das anmuthige Gelände geherrscht, welches sich, vom Jurassus und Jorat im West und Ost umgürtet, am mitternächtlichen Ufer des Sees Leman, wie ein prachtvoller Garten, ausbreitet, das Waadtland geheißen. Ein lebhaftes, geistvolles Volk baut dort an den Hügeln Wein und allerlei Getreide; aber die innern Verhältnisse der Städte und Dorfschaften beschränkten schon lange die allgemeine Wohlhabenheit. Auch war dies Gebiet vor Altem mit Rechtsamen und Freiheiten ausgestattet, welche allmälig unter Bern verloren gegangen.

Die Waadtländer, durch einige ihrer kühnern Mitbürger, und noch mehr von geheimen Verheißungen Frankreichs aufgemuntert,

---

*) Instruktion, 23. Dezember.

heischten die uralten Rechte zurück. Berns Weigern machte sie bitterer, Frankreichs Gunst verwegener.

Das glimmende Feuer zu löschen, wählte die Herrscherstadt im Nüchtland den Weg des Ernstes. Einzelne Männer, welche zu trotzig für die Sache der Freiheit gesprochen, wurden den Gefängnissen überliefert. Aber Leiden um Meinung ist ehrenvoll. Der Preis der geliebten Ueberzeugung steigt mit jedem Opfer, das an ihrem Altar fällt.

Frankreich sprach zum Schutz der Verfolgten. — Kraft alter Verträge*) maßte es sich das Mittleramt an zwischen Waadt und Bern, und ließ durch seinen Geschäftsträger Mengaud Leben und Sicherheit der Verhafteten unter Berns Verantwortlichkeit setzen.**) Der Rath dieser Stadt antwortete aber: „Einzig unserm Gewissen, unsern Gesetzen, unserer Verfassung und dem Allerhöchsten sind wir Verantwortung ob unsern Handlungen schuldig.“***) Frankreich, im Gefühl seiner Macht, Bern, im Stolz seines Fürstenrechts, lagen nun bald in offenem Streit. Jenes ließ Heerhaufen gegen die Grenzen der westlichen Schweiz rücken; dieses zog Vertheidigungsschaaren zusammen, und mahnte die Eidgenossen zum

*) Durch den Traktat von St. Julien wurde im Jahr 1530 unter gewissen Umständen den Herren von Bern und Freiburg der Besitz der Waadt zugesprochen, so, oder mit denen Rechten, wie sie der Herzog von Savoyen besessen. Im Jahr 1564 entsagte endlich Herzog Emanuel Philibert durch den Traktat von Lausanne allen seinen Rechten auf die Waadt, mit Vorbehalt aller Privilegien der Einwohner. Im Jahr 1565 garantirte Frankreich den Traktat von Lausanne, und diese Garantie wurde im J. 1777 erneuert. Seit der Besitznahme Savoyens durch Frankreich im J. 1796 trat dieses in alle Verpflichtungen und Rechte der Herzoge von Savoyen.

**) Mengauds Note. Basel, 3. Jänner 1798.

***) Bern, 5. Jänner 1798.

Wachen. Der Franken Regierung, damals Direktorium geheißen, fragte drohend: warum und gegen wen Berns Rüstungen?*) Schultheiß und Rath entgegneten: wir wollen nicht Krieg, aber Sicherheit der Grenzen von außen, Behauptung unserer landesherrlichen Gewalt von innen.**). Dem französischen Geschäftsträger galt das Recht des Schwächern für das schwächere Recht. „Ich erkläre Euch," schrieb er, „daß alle Glieder Eurer Regierung persönlich gegen das fränkische Direktorium verantwortlich sein werden für die besondere Sicherheit und das Eigenthum der Einwohner des Waadtlandes, welches ein Gegenstand Eurer Neckereien und des Wohlwollens von Frankreich geworden ist."***)

Schon die Rohheit dieser Zuschrift forderte und verdiente Erwiederung durchs Schwert. Bern jedoch mäßigte sich, läugnete, gegen die Waadt gewaltthätig gewesen zu sein und das Dasein von Verträgen zu kennen, die irgend Jemand berechtigen könnten, fremde Vermittlung anzurufen.†) Es fuhr in Rüstungen fort, erinnerte die Bundesgenossen, Kriegsvölker bereit zu halten auf den ersten Wink, und sandte, um jeden Weg der Güte zu benutzen, zwei der eidgenössischen Bundesräthe in die Waadt, „auf alle mögliche Weise Ruhe und Ordnung daselbst, und wenn auch mittelst wichtiger Opfer, wieder herzustellen, wenn letztere nur in gesetzlicher Weise gefordert werden würden."††)

Wyß von Zürich und Reding von Schwyz empfingen die Sendung ins Waadtland. Schwyz erlaubte seinem Gesandten die An-

*) Mengauds Note. Basel, 5. Jänner, nebst Beschluß des fränkischen Vollziehungs-Direktoriums.

**) Bern, 8. Jänner 1798.

***) Basel, 7. Jänner 1798.

†) Stand Bern, 10. Jänner.

††) Relation von Karl Reding von Schwyz, 10. Jänner 1798.

nahme des Mittlergeschäfts, doch unter vorher gemachter feierlicher Erklärung, „daß weder er noch der Stand Schwyz für einige daraus entspringende Folgen verbindlich seien.“*) Auch Freiburg, Solothurn und Wallis gestanden den Abgeordneten diese Vollmacht zu.

Als sie in Lausanne, des Waadtlandes Hauptstadt, angekommen waren, entwickelten sie gleichen Tags in einer Verkündung den Zweck ihrer Sendung, und forderten Jeglichen auf, der Klage trug, sie einzubringen, mit Verheißung der wirksamsten Beförderung.**)

Die Bewohner des Hügellandes, von mancherlei Wünschen und Leidenschaften bewegt, haderten unter sich selbst. Drei Parteien vor allen zeichneten sich in der gährenden Volksmasse aus. Die große Mehrheit forderte bescheiden Ausdehnung seiner Rechtsame und Freiheiten; gedachte aber sich nicht von der Herrscherstadt zu trennen, noch minder der Franken trügliche Einmischung zu benutzen. — Es waren Andere, welche den günstigen Augenblick zum Heil der Nachkömmlinge festzuhalten, und das Land am Lemaner-See unabhängig zum vierzehnten Kanton der Eidgenossenschaft umzubilden wünschten. Noch Andere wollten für die gesammte Schweiz eine gemeinsame, stellvertretende, freie Verfassung, derjenigen ähnlich, die damals in Frankreich bestand.

Die abgeordneten Bundesräthe, um den Geist der Mehrheit zu fesseln, näherten sich günstig deren Forderung, und traten, da die bernischen Vögte entflohen, und alle gesetzlichen Gewalten kraftlos und sonder Verbindung waren, mit den Klubbs oder Volksausschüssen des Landes in Gemeinschaft, durch deren Mittel allein noch auf das Volk gewirkt werden konnte.

Indem sie nun den vorzüglichsten Männern mäßigen Sinn ein-

---

*) Schwyz, 11. Jänner.

**) Proklamation. Lausanne, 15. Jänner.

stößten, empfingen sie wirklich von denselben die schriftliche Zusage, „daß die Landschaft der Waadt hoffentlich zufrieden gestellt sein werde, wenn der Landesherr eine Versammlung (von höchstens sechszig) Gliedern der Ausschüsse begünstige, durch welche die Beschwerden und Wünsche der Waadt dem Souverän vorgelegt werden sollten; und daß in diesem Fall die Angesehensten des Landes sich selbst beim fränkischen Direktorium um Entfernung aller Einmischung in die Landesangelegenheiten verwenden würden.*)

Bern aber vernahm kaum, daß die Waadt noch viele Gemeinden zähle, welche der bisherigen Regierung treu wären, so beschloß es, durch diese selbst den Landfrieden zu erzwingen. Ein Machtstreich sollte den Rechtsstreit enden, welcher die Ehre der Regierung zu gefährden schien.

Zu gleicher Zeit also, da die Bundesräthe von Lausanne aus den zum gütlichen Vergleich angebahnten Weg mit Nachdruck empfahlen, empfing der Berner Oberst Weiß Befehl, aus den Anhängern der Regierung ungesäumt ein Heer zu bilden, sich des von den aufständigen Waadtländern weggenommenen Schlosses Chillon wieder zu bemeistern, und durch Waffengewalt gesetzliche Ordnung zurückzuführen.**)

Gegen diese Anstalten, fähig den glimmenden Unwillen zu Flammen allgemeinen Aufruhrs anzublasen, machten die eidgenössischen Stellvertreter lebhafte Einwendungen, sowohl beim Oberst Weiß, als dem Rath von Bern, mit der hinzugefügten, drohenden Erklärung: „daß unter solchen Maßregeln das Ziel ihrer Sendung verschwinde, und die Absicht ihrer hohen Sender ihnen nicht gestatte, mit Eigenschaft eidgenössischer Repräsentanten länger in der Waadt zu bleiben."

---

*) Redings Relation von Lausanne.

**) Anzeige vom Obrist Weiß an die beiden Abgeordneten.

Es stand zu dieser Zeit an der Spitze des Freistaats Bern ein Greis, geistvoll und erfahren, voll unerschütterlicher Festigkeit in dem, was er dem Recht und der Ehre schuldig zu sein glaubte. Vielleicht war er in diesen Tagen der Würdigste, an der Spitze des gesammten Bundesstaates zu handeln. Aber da stand er nicht, und wäre er dort gestanden, er würde das in sich schon Zerfallene nicht mehr gebunden und gerettet haben. Dieser Greis war Schultheiß von Steiger.

Von ihm geleitet, beharrte der Rath auf dem genommenen Entschluß. Die eidgenössischen Abgeordneten, kaum davon belehrt, verließen die Waadt, und kehrten nach Bern zurück. Sie ermahnten am Tage der Abreise noch einmal das Volk zur Beobachtung gesetzlicher Ordnung*), mehr, um den letzten Theil ihrer Pflicht zu vollziehen, als in der Hoffnung, den losgelassenen Sturm zu bändigen.

Karl Reding, der Schwyzer, trat vor den Rath von Bern. Er schilderte die Natur der waadtländischen Unruhen; der Bürger einstimmiges Verlangen um Erweiterung der Rechtsame; des Volkes banges Schwanken zwischen Furcht vor dem Zorne Berns und Furcht vor der Fremdlinge Einmischung.

„Ein Volk," rief er, „wenn es sich aufs Aeußerste getrieben glaubt, ergreift auch das äußerste Mittel. — Es war der feierliche Entschluß meines Kantons, für die Erhaltung unserer Verfassung auch den letzten Blutstropfen freudig zu verspritzen. So bestimmt ich Euch diese Versicherung wiederholen darf, so unverhohlen muß ich auch bekennen, daß Eure redlichen Bundesgenossen von Schwyz nur mit tiefster Kränkung die erschütternde Nachricht erfahren würden, daß wir erst dann unsere Waffen gegen die auswärtigen Feinde richten könnten, nachdem wir solche mit dem

*) Proklama unterm 19. Jänner.

Blute jener Völker gefärbt hätten, welche die Vorsicht unter die väterliche Obsorge weiser Regenten gestellt hat."

In gleichem Ton schrieben an Bern auch die Abgesandten der eidgenössischen Tagsatzung in Aarau.*) Allein Berns Herrscher, mit dem Hochgefühl des Rechts, und dem Wandelsinn beginnender Verzweiflung, verschmäheten gegen Unterthanen eine Nachgiebigkeit, die sie entehren, und den frommen Rath der Bundesbrüder, welcher sie vielleicht retten konnte.

Aber einige Tage darauf gab selbst der Oberst Weiß den Wiederhall von Redings Worten, er, der vor Kurzem noch ohne Blutvergießen, nur durch den Glanz der Waffen, die Aufständigen zu betäuben und in die alte Bahn zurückzutreiben gehofft hatte. „Der neue Beschluß des fränkischen Direktoriums," also schrieb Weiß, „hat alle Gemüther umgeändert und die Gährung vergrößert. — Darf ich's frei bekennen: so seh' ich in unsern kriegerischen Anstalten nur Mittel zu einer zerstörenden Fehde und unnöthigem Blutvergießen. — Ich bin überzeugt, daß alle Zwangsarten keine andere Wirkung haben werden, als die ganze Schweiz zur Umwälzung zu bringen, und den Regierungsgliedern selbst das Schicksal der Ausgewanderten vorzubereiten. — Nach meinem Dünken ist das Klügste und Tugendhafteste, diese Leute mit Güte und Nachsicht zu behandeln, ihrer Fieberhitze nachzugeben, auf die Versammlung der Deputirten sorgfältig zu achten, und auf solche zu wirken."**)

Diese weissagenden Worte erfüllten die Versammlung des Berner-Raths mit einem geheimen Schauer. Ihm ahnete dunkel ein furchtbares Schicksal. Jedoch der Kampf, nun einmal begonnen, ließ sich nicht lösen, ohne Schimpf des Bernischen Patriziats.

---

*) Schreiben. Aarau, 19. Jänner.

**) Weiß Schreiben an Bern, 24. Jänner.

Warnend erschien noch einmal auch Schwyz, und ermahnte, Milde vorzuziehen der Strenge; die Einwohner des Waadtlandes zu befriedigen in ihren Wünschen; keinen Weg der Güte unversucht zu lassen, und dem gemeinsamen Vaterland ein Opfer zu bringen.*)

Bern beachtete den Zuruf der Waldstätte nicht. Schwyz rief seinen Abgeordneten zurück, um sich vor den Folgen einer Hartnäckigkeit zu verwahren, welche verheerend auf die ganze Eidgenossenschaft zu stürzen drohten.

3.

Zu Aarau, wo seit dem neunten Jänner des Jahrs 1798 auch der Geschäftsträger Mengaud angekommen war, gab die Versammlung der eidgenössischen Gesandten ein lebhaftes Bild von der Zwietracht, von den widersprechenden Wünschen, von der Zerrüttung, welche zu dieser Zeit Helvetien beherrschten.

Viele erkannten die anziehende Gefahr in ihrer wahren Gestalt. Denn die Uneinigkeit und Eifersucht der Kantone gegen einander; die jedes Opfer weigernde Selbstherrlichkeit der Einzelnen, neben dem Mangel einer vollmächtigen, kraftreichen höchsten Bundesbehörde; die thörichte Sicherheit oder blinde Selbstsucht der Bundesglieder; des unterthänigen Volkes lautes Pochen um Freiheit überall; der aristokratischen Regierungen Eigensinn dagegen, und ihre Ohnmacht und Unstetigkeit in ergriffenen, bald vom Zorn, bald von Furcht eingegebenen Maßregeln; — Frankreichs Angriffe auf die alte Ordnung der Schweiz, sein unverhehltes Streben, durch Schrecken die Obrigkeiten, durch Hoffnungen das Volk zur

*) Schwyz an Bern, 27. Jänner.

Staatsumwälzung zu führen; — des deutschen Kaisers geheimnißvolles Schweigen bei den Umtrieben Frankreichs in Helvetien, des Kaisers, der von allen Landmächten des Welttheils allein bei einer Umgestaltung der Schweiz nicht gleichgültig bleiben durfte — — alles verkündete die nahe Auflösung der Eidgenossenschaft.

Viele aber, welche entweder sich durch Recht und Unschuld vollkommen geborgen glaubten, oder, in ihrer Unwissenheit und abergläubigen Zuversicht auf das Gewohnte und Bestehende, dessen Verschwinden ungedenkbar fanden, schmeichelten sich gutmüthig mit schnellem Uebergang des Gewitters. Sie glaubten, daß höchstens eine Vermehrung der Kantonenzahl, durch Freilassung einiger Unterthanenlande, das Ende aller dieser Unruhen sein werde. Diese Meinung verbreitete sich besonders in den demokratischen Hirtenstaaten. Dieselben hatten zuletzt wenig dawider, wenn die Aristokratien und die Patriziate der Städte aufhörten, und die von denselben beherrschten Landleute frei erklärt würden. Sich selbst wähnten sie außer Gefahr dabei, und meinten genug zu thun, ja klug zu verfahren, wenn sie sich nicht tiefer in die Zwiste Frankreichs mit Bern und andern Städten mischen würden, als alte Verträge erheischten.

Dies Auseinanderfallen der Interessen und Ansichten, in so schwerdrohender Zeit, warf ein trauriges Licht auf den Werth des Bundessystems, und bestärkte viele Männer in dem Glauben, daß nur Vereinigung aller großen und kleinen Kantone Helvetiens zu einem einzigen Freistaat dem Ganzen Kraft, Sicherheit, Ordnung und Achtung des Auslandes gewähren könne.

Andere aber, überzeugt von den Gefahren einer großen, plötzlichen, durch alle Staatszweige treibenden Verwandlung, bekannt mit dem Elend aller ähnlich umgeschaffenen Staaten, mit den eigenthümlichen Wünschen und Bedürfnissen der helvetischen Völ-

kerschaften, fürchteten den Gedanken der Staatsumwälzung. Sie strebten nur nach Verbesserung der eidgenössischen Bundesgestalt, nach Entwickelung der vorhandenen Anlagen.

Doch bei weitem die Mehrheit der wirklich freien Länder und Städte der Schweiz, eingedenk des blühenden Wohlstandes ihrer Heimat, der Verbrechen, mit welchen Frankreich besudelt worden war, verabscheute jede Staatsveränderung. Stolz auf die bisher genossene Selbstständigkeit, war ihr es gleich unerträglich, von der Hand übermüthiger Fremdlinge, oder unzufriedener Unterthanen, das Gesetz zu empfangen. Sie wollte lieber Vernichtungskrieg, lieber überwunden, als durch Schwäche entehrt sein; lieber den alten Ruhm der Nation vor Europa, als dessen Glück und Wohlstand durch klüglich dargebotenes Opfer gerettet sehen.

Auch siegten die Stimmen dieser Mehrheit in den Berathungen der Tagsatzung. Die aristokratischen Städte riefen das Schweizergefühl ihrer demokratischen Brüder an, und diese nährten mit ihnen gleichen Groll gegen Frankreichs Entwürfe. Um über die Schwäche und Trennung der helvetischen Staaten einen allesverbergenden Mantel zu werfen, drangen die Aristokratien auf feierliche, allgemeine Bundesbeschwörung. „Wollen wir den Augen der Welt die Eintracht der Schweizer zeigen," — sprachen aber die demokratischen Orte: „so sei es durch des schreienden Volks Beruhigung und Zufriedenstellung!"

Doch leisteten alle Kantone und mitverbündeten Orte den Bundesschwur am 25. Jänner zu Aarau. Aber im Kreise der Eidgenossen war schon jetzt der Stuhl von Basel leer, und ein wesentlicher Ring mangelte in der Bundeskette. Basel hatte schon am 21. Jänner seine Verfassung verändert.

Dies ist der erste und letzte Bundesschwur der gesammten eidgenössischen Staaten gewesen. — Viele Zuschauer weinten Thrä-

nen der Freude wegen vermeinter Rettung; viele, gerechtere von bangen Ahnungen der Zukunft erpreßt.*)

Und schon am Abend desselben Tages liefen Nachrichten ein, daß der Aufruhr längs den Ufern des Lemaner Sees in hellen Flammen lodere; Landvögte seien entflohen, oder verhaftet; Berns Wappen zerschmettert; Bäume der Freiheit aufgepflanzt und das Geschütz von Chillon gen Vivis geführt, zum Kampf des Leman gegen Berns Hoheit.

Diese Botschaft zerstreute wie ein Donnerschlag die Tagsatzung. — General Menard war mit fränkischen Fahnen in die Waadt eingezogen.**) Bern forderte die Kantone zum bundesmäßigen Zuzug auf.

Am ersten Tag des Hornung versammelte sich das Volk von Schwyz zur Landsgemeinde. Es vernahm nicht ohne Staunen und Unwillen die Ereignisse. Es beschloß mit Freimüthigkeit: „Wiewohl der Bundesfall eigentlich noch nicht eingetreten sei, wollen wir dennoch unsern lieben Brüdern von Bern, wie ehemals unsere Väter bei Laupen, thätige Hilfe leisten. Zwei Bataillons, jedes sechshundert Mann, sollen zum Aufbruch bereit sein. Das erste wird abgehen, sobald die Truppen der Vororte ausrücken; das zweite folgt, wenn Unterwalden und Zug ihre Schaar senden.***)

Das Volk von Schwyz aber vernahm, daß, wie am Leman, auch im Zürich-Gebiet und in den meisten aristokratisch regierten Ländern Span zwischen Volk und Regierung und Trachten nach Freiheit sei. — Darum ward von den Männern der Landsgemeinde

---

*) An eben diesem Tage ereignete sich das Unglück bei Thierrens, welches den Einmarsch fränkischer Truppen in die Schweiz entschied.

**) 26. Jänner.

***) Siehe Landsgemeinde vom 1. Hornung.

verordnet: „Es sollen vier Kriegsräthe*) unsern Truppen voran gehen, und auf alle Weise den Hader zwischen Volk und Regierung zu mildern suchen, und sie sollen besonders die Stimmung des Volks von Bern erkundigen, und, wenn sie dasselbe einig und entschlossen sehen, jeden anrückenden Feind abzutreiben, sich aller Orten im deutschen Gebiet der Stadt Bern gebrauchen zu lassen. Im Fall sie aber das Gegentheil wahrnehmen, oder gar die bisherigen Bünde aufgelöst werden, dann sollen sie mit unserm Volk nach Hause zurückkehren."

Also wollten die Schwyzer keineswegs den Bernern ihre Waffen im entscheidenden Augenblick zur Unterdrückung des Landmanns leihen. Ahnung vom Untergang bernerischer Hoheit umschwebte die Landsgemeinde; ängstlich-treu am Wort des Bundes klebend, nur für eigene Sicherheit wachsam, vergaß sie, daß, mit dem Einsturz des eidgenössischen Vorwalls gegen Frankreich, die übrige Schweiz schirmloser dastand, als jemals.

Schwyz verkündete inzwischen die gefaßten Beschlüsse seinen ersten Bundesbrüdern, denen vom gesammten Unterwalden und von Uri, und forderte sie zur drei-örtischen Zusammenkunft in Brunnen am See auf, Raths zu pflegen über die gen Bern zu sendenden Hilfsvölker, und des „eigenen" Vaterlands Gefahr in diesen Tagen.

Da kamen die drei Orte auf Brunnen am See zusammen.**) Unterwalden regte zwar vielerlei Bedenklichkeiten an, wegen des Zuges auf Bern, sintemal der Bundesfall noch nicht vorhanden sei; vereinte sich aber endlich mit Schwyz, die Hilfe zu

---

*) Dazu wurden ernannt: Altlandammann Schorno, Altlandvogt Xaver Weber, Major Jakob Zweyer, und Gesandter Martin Anton Schneller.

**) Am 7. Hornung.

senden. Und ward, „da sich noch keine so nahe Gefahr zeigte," beschlossen: „es sollen sich beim ersten Ruf des Vorortes Uri sämmtliche Abgeordnete schleunig wieder versammeln."*)

Desselben Tags hatte Bern, nun seinen deutschredenden Unterthanen nicht mehr ganz vertrauend, feierlich verkündet, daß binnen Mondesfrist ein Ausschuß von rechtschaffenen Staatsbürgern gebildet werden soll, diejenigen Veränderungen in der Staatsverfassung vorzunehmen, „die das Wohl des Vaterlandes erfordert und dem Geiste der Zeiten angemessen sind." Die Verbesserung der Landesordnung soll „ohne einige fremde Einmischung" vorgenommen „binnen einem Jahre" vollendet sein.

Dies große Hingeben aller oberherrlichen Rechte kam zu spät, es stürzte nicht die Scheidewand des Mißtrauens, welche Unterthanen und Obrigkeit trennte. Oft löscht kein Wolkenbruch die Flamme, die ein Wassertropfen im rechten Augenblick vernichtet haben würde.

Berns neue, nun einstweilige Regierung, an deren Spitze aber noch immer Schultheiß und Kleiner Rath standen, suchte unter also veränderter Gestalt durch abermalige Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten Frankreichs den Frieden. Sie sandte an Mengaud nach Basel.**) Der fränkische Geschäftsträger aber erklärte: „es sei seiner Regierung daran gelegen, daß in einem Lande, welches von Frankreichs und Cisalpiniens Grenzen zur größern Hälfte umschlossen sei, die öffentliche Gewalt nicht bei einer Regierung stehe, deren Glieder den Ränken Englands zugänglich wären. Das Direktorium wünsche, daß dieses Land eine Verfassung

---

*) Siehe Abschied der drei-örtischen Konferenz in Brunnen, vom 7. Febr.

**) Die Abgeordneten waren: Oberlieutenant Tillier, Major Bay, Doktor Rengger, Hauptmann Gygax, sämmtlich Glieder der provisorischen Regierung.

erhalte, die mit Frankreichs Verfassung auf einerlei Grundsätzen ruhe. Die Umstände erforderten es, daß diese Veränderung bald und auf eine Art geschehe, bei der sie nicht mehr rückgängig werde. England fürchte die Landung, die gegenwärtig im Werk sei; die Zeit der französischen Urversammlungen rücke heran, wo England Alles versuchen werde, Unruhen im Innern Frankreichs anzuzetteln, und an dessen östlicher Grenze eine zweite Vendee zu bereiten."*)

Mengaud entfaltete wenige Tage darauf in einer Note an den Stand Bern**) die Entschlüsse seiner Regierung noch bestimmter. „Will Bern beweisen", schrieb er, „daß es wirklich eine Ordnung der Dinge, auf der Freiheit und Gleichheit Grundsätzen gebaut, verlange: so ist es dringend, daß die alte Obrigkeit ihre Entlassung gebe, daß der geheime und der Kriegsrath aufgelöset werden. — Bis zur Bildung einer neuen Verfassung werde eine einstweilige Regierung gewählt, nach demokratischen Grundsätzen, mit Ausschluß aller alten Regimentsglieder, welche durch Anhänglichkeit an die oligarchische Ordnung bekannt sind; — die Preßfreiheit werde sogleich hergestellt; — alle wegen politischer Meinungen, oder wegen ihrer Weigerung, nicht gegen Frankreich ins Feld zu ziehen, verfolgte Schweizer oder andere, müssen entschädigt werden; außer diesen Entschädigungen muß man den Bürgern von Aarau, wegen der von den Bernern erlittenen Beleidigungen, eine angemessene Genugthuung leisten. — Durch diese freimüthige Darlegung ihrer Wünsche bezeuge die französische Re-

*) Siehe Relation der Abgeordneten, vom 12. Hornung 1798, an Schultheiß, kleine und große Räthe und Ausgeschossene der deutschen Städte und Landschaften des eidgenössischen Standes Bern.

**) Datirt Basel den 25. Pluviose Jahr 6.

gierung hinreichend, wie sehr entfernt sie von aller Feindseligkeit, und von jedem anmaßenden Vorhaben sei."

Zwar fragten die an Mengaud Abgeordneten: „Wird Frankreich, im Fall unser Stand sich jenen Bedingungen unterwirft, sein Kriegsvolk sogleich von den Grenzen zurückziehen?"*) Doch Mengaud erwiederte zweisinnig: „Eure Antwort auf jene Vorschläge wird bestimmen, was ich zu thun habe."**)

Aehnlich dieser war die Unterredung, welche durch den Berner Hauptmann Herrenschwand mit dem General Brune zu gleicher Zeit gepflogen ward. „Das einzige Verlangen des Direktoriums ist," sprach dieser, „an den Grenzen der fränkischen Republik keine Regierung zu haben, welche der unsrigen abgeneigt, sondern ihr, durch Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit, Freundin sei." ***)

Da bot Bern der andern Kantone Hilfe verzweiflungsvoll auf, um durch Furchtbarkeit den Preis des Friedens zu vermindern †). Aber von mancherlei Umständen gebunden, zögerten die Eidgenossen. Nur Zürich sandte ein Bataillon, auch Schwyz, den ersten Zuzug an Mannschaft, geführt vom Landeshauptmann Aloys Reding††).

4.

Bald aber wurde Schwyz selbst in häuslichen Zwist verwickelt. Es schien vergessen zu haben, als sein stiller Tadel gegen Bern

---

*) Note der Abgeordneten an Mengaud. Basel, 13. Hornung, Abends nach 7 Uhr.

**) Mengaud's Antwortschreiben. Basel, 25. Pluviose Jahr 6.

***) Herrenschwands Bericht an Schultheiß, kleine und große Räthe. Vom 11. Hornung 1798.

†) Bern, 7. Hornung.

††) 11. Februar.

traf, daß es ebenfalls, gleich andern Schweizerstaaten, Angehörige, oder Unterthanen habe, welche nach dem Genuß voller Freiheit gelüsteten. Nicht nur herrschte es gemeinsam mit allen Kantonen (außer Appenzell) über die vier italienischen Landvogteien, Locarno, Val-Maggia, Lugano und Mendrisio; — gemeinsam mit den acht alten Kantonen über das Thurgau, Sargans, das Rheinthal und die obern freien Aemter; — mit Uri und Unterwalden über die Vogteien Bellinzona, Riviera und das Polenzerthal; — mit Glarus über Gaster und Uznach, — sondern es übte Oberherrlichkeitsrechte, unverbunden mit andern Eidgenossen, über den Flecken Küßnacht am Waldstätter-See, und über das Thalgelände der Waldstatt Einsiedeln, über die Höfe am Zürichsee und die March.

Obgleich diese letztern Landschaften, Unmittelbar-Angehörige genannt, große Vorrechte genossen, fühlten sie dennoch ihre Abhängigkeit. Bei der allgemeinen Gährung glaubten auch sie den Augenblick benutzen zu können, mit den übrigen in gleiche Familienrechte einzutreten. Zuerst und am lautesten äußerte sich darum gegen Schwyz die March.

Dies ist das schöne Geländ, welches sich von dem Rederten und dem Fläschenspitz, den Nachbarbergen des hohen Pragel, auf beiden Seiten des wilden Aa-Flusses anfangs in ein enges, rauhes Thal (das Weggithal) zusammengepreßt, nachher am südlichen Ufer des Zürichsees lachend ausbreitet. Seine Matten und Wiesen ruhen im Schatten nützlicher Fruchtbäume. Ueppige Waldungen bekleiden die Gebirgshalden.

Das Volk dieser Gegenden wählte bisher seinen eigenen Landammann, und bestellte seinen besondern Rath von fünfundvierzig Männern, der zu Lachen am Zürichsee Versammlungen hielt, und in bürgerlichen Händeln richtete. Von ihm ging die Appellation an den Landrath von Schwyz. Ein eigenes Gericht von neun

Männern sprach in Zwisten über Erbe, Ehr und Gut; auch von ihm konnte auf Schwyz appellirt werden. Bei großen Verbrechen entschied aber Schwyz zuvor, ob Blutgericht statt haben solle. Wann der Oberherr es genehmigte, wurde, unter dem Vorsitz des Landesseckelmeisters von Schwyz, das Blutgericht gehalten, zusammengesetzt aus dem Landammann und allen Rathsgliedern der March, von welchen jeder noch einen redlichen Mann ab der Landschaft dazu ziehen mußte. — Wie in Schwyz pflegte auch hier das Volk unmittelbar seines Hoheitsrechtes in versammelter Landsgemeinde. Alljährlich ward sie gehalten am ersten Sonntag des Mai's bei Lachen auf der Allmeinde, unter einer großen Linde. Zwei Landräthe und der Seckelmeister von Schwyz mußten dabei gegenwärtig sein.

So hatten die Bewohner der March in milder Abhängigkeit von Schwyz seit beinahe vier Jahrhunderten gewohnt*), als auch sie, vom Geiste der Neuerung ergriffen, mehr wollten. Weit umher, an beiden Ufern des Sees, tönte schon lange unter dem Landvolk der Ruf um Freiheit, gegen die gebietende Stadt Zürich.

Als Schwyz nun, gemäß altem Herkommen und Gesetz, von der March Kriegsvolk forderte, zum Zuge auf Bern, fragte der Landmann: „Warum? wohin? und gegen wen sollen wir ins Feld ziehen? Soll's gelten gegen die Unterthanen von Bern? Wir wollen ihnen die Ketten nicht schmieden helfen!“ — — Es sammelte sich straks zu Lachen, dem Hauptorte der March, ein Land- und Kriegsrath, welcher das Geschäft der Landsgemeinde vortrug Das Volk, von rüstigen Führern geleitet, erhob sich und rief: „Sollen wir für Vaterland und Freiheit ausziehen, wenn wir selbst ohne

*) Schwyz hatte die untere March in dem mit Oesterreich geschlossenen fünfzigjährigen Frieden im Jahr 1412, und die obere March im Jahr 1427 von Friedrich, letztem Grafen von Toggenburg, empfangen.

Freiheit sind?" Und es sandte an Schwyz ein Mahnungsschreiben um Freiheit, folgenden Inhalts: „Wir haben nach ächter Erdaurung des Menschenrechts u. s. w. gutbefunden, weil

1) „Die Hoheit selbst" (nämlich Schwyz) „andern löblichen Ständen die Befriedigung gegen Untergebene mit wahrer Vaterlandsliebe nachdrucksamst angerathen, und wirklich solche von aristokratischen Ständen mit Ertheilung voller Freiheit vollzogen worden;"
2) „Weil der löbliche Stand Schwyz die Landschaft March ohne Kosten und Blutvergießen an sich gebracht;"
3) „Die Landleut in der March mit Verlust ihres Lebens gleich den Landleuten von Schwyz namhafte Eroberungen gemacht, von welchen das Land zu Schwyz die ergieblichen Früchte bis dahin genossen und den Landleuten in der March nichts zukommen lassen, und weil"
4) „Die Landleut in der March um Erleichterung ihrer immer mehr auferlegten Beschwerden und Verschmälerung der Rechte unterm 18. April 1792 vom hochweisen gesessenen Landrath zu Schwyz in aller Unterthänigkeit gebeten, und statt Milde zu erhalten, mit einem höchst mißbeliebigen Instrument, dessen Beschluß lautet: „mit und ohne Ursach mindern, mehren, oder des gänzlichen aufheben zu mögen," sind abgewiesen worden:"

„Daß also billig und gerecht seie, daß die Landschaft March eine vollständige Freiheit und gänzliche Entlassung des hohen Standes Schwyz, ihre Regierung für Land und Leut jetzt und zu allen künftigen Zeiten von Dato an begehren und verlangen könne und solle. Hingegen stehet man in Bereitschaft, für Freiheit, Vaterland und heilige Religion ins Feld zu ziehen, zu streiten und zu kämpfen."*)

*) Diese Urkunde ist abgefaßt auf dem Rathhause zu Lachen den 10. Februar 1798, von der Land- und Kriegs-Kommission, nachher in der ver-

Diese Sprache erweckte beim Volk von Schwyz Unwillen und große Bestürzung. Es war nicht die Zeit, wo der Oberherr sein Recht mit dem gezückten Schwerte beweisen konnte. Glimpflichere Wege konnten versucht werden, verhießen aber geringen Trost. Darum streute der Landrath von Schwyz eine Druckschrift*) aus, ungewissen Erfolgs und folgenden Geistes:

„Von jeher, ihr wisset es, Liebe und Getreue, war es unsere erste Sorge, eure Wohlfahrt mit der unserigen zu verbinden; — unzählige Jahre haben wir, und ihr mit uns, die Früchte dieser Sorge genossen; während alle Drangsale des Kriegs benachbarte Länder überschwemmten, ward durch unermüdete Anstrengung Ruhe und Frieden in unserm Innern erhalten."

„Als aber endlich der Zeitpunkt gekommen, wo Gefahr von außen und von innen auch unser glückliches Vaterland bedroht, und lebhafter, als jemals, die Ueberzeugung aufwacht, daß nur ein getreues Zusammenwirken aller Kräfte vor den drohenden Gefahren uns retten könne, da wurden wir von Dank und Rührung für diejenigen unserer Angehörigen durchdrungen, die in diesem Augenblicke der Noth und beinahe allgemeiner Verführung Treue und Anhänglichkeit gegen ihre Obrigkeit und ihr Vaterland auf eine Art bewiesen, die ein rührendes Beispiel für Andere sein sollte. Auch jene unserer Angehörigen, und ihre Wünsche, welche von den Begebenheiten des Zeitalters mögen erzeugt worden sein, sollen und werden ein Gegenstand unserer liebevollen Vatersorgen sein, und wir werden uns unverzüglich und angelegen beschäftigen, die Treue und Angelegenheit der einen zu belohnen, die beschei-

---

sammelten Landsgemeinde einhellig angenommen und bestätigt auf der Allmeinde bei Lachen den 11. Februar 1798 von Landammann, Räthen und gemeinen Landleuten in der March.

*) Schwyz. Proklamation, 13. Februar.

denen und mit ihren Pflichten immer verbundenen Wünsche der andern durch jede Entsprechung zu befriedigen, die mit der Wohlfahrt des Ganzen sich immer vereinbaren läßt. Wir werden alle unsere Bemühungen dahin richten, ihren Wohlstand zu vermehren, und uns mit ihnen durch noch engere Bande zu verbinden."

Der Schluß des Aufrufs bedroht warnend alle Stifter des Aufstands und der Zwietracht mit strenger Strafe, „und damit diese unsere landesväterlichen Gesinnungen zu männiglicher Wissenschaft gelangen, sollen sie in unsern getreuen Landschaften Einsiedeln, Küßnacht, und den beiden Höfen Pfäffikon und Wollrau öffentlich von den Kanzeln verlesen und an den gewohnten Orten öffentlich angeschlagen werden."

Umsonst ergingen an die March Glimpf und Ernst und die geheimen Winke, aus welchen Hoffnungen floß. Die Zeiten hatten geändert, und dem, was noch vor wenigen Wochen Gnade geheißen, heute schon Ansehn der Schuldigkeit verliehen. Den Drohern fehlte jetzt die Furchtbarkeit, den Verheißern das Zutrauen.

Der Landrath von Schwyz ließ es nicht bei jenen ersten Aeußerungen. Er schrieb den Vorstehern der March noch folgende Worte: „So wahr es ist, daß Schwyz gegen andere Stände Alles gethan, um zwischen Obrigkeiten und Volk Vereinigung zu bewirken; so wahr es ist, daß beinahe alle aristokratischen Stände ihre Verfassung in eine demokratische umgeändert: eben so gewiß sind die Marchbewohner das erste Volk, das sich selbst durch empörende Schritte frei und unabhängig erklärt, und von seinem natürlichen Landesherrn gewaltsam losreißen möchte, und zwar gerade in dem Zeitpunkt, wo selbiger beschäftigt war, mit seinen Angehörigen sich ebenfalls noch enger zu vereinigen."*) Auch forderte

*) Schreiben von Schwyz, 16. Februar.

der Landrath die Führer der March unter Verantwortlichkeit auf, diesen Brief nebst einem eingebogenen, gedruckten „landesväterlichen Zuruf an das irregeführte Volk in unserer Landschaft March"*) den gemeinen Landleuten kund zu machen.

Dieser Zuruf bewies, wie schwer es auch Demokratien war, auf ihr Herrnrecht über eroberte oder erkaufte Unterthanenlande Verzicht zu thun und ihnen die Freiheit zu gestatten, die sie selbst genossen.**)

„So empörend," lautete es im landesväterlichen Zuruf: „die Auftritte sind, die bei euch vorgingen, — so kann dies alles unsere Empfindungen der Liebe, der Anhänglichkeit und des Mitleidens gegen den biedern Marchbewohner nicht ersticken."

„Ja, redlicher, biederer Landmann, öffne sie doch, deine Augen, um das Netz zu sehen, das dir von schlauen Händen gelegt wird; bedenke doch selber mit deinem gesunden Menschenverstande, ob sie werden in Erfüllung gebracht werden können, die eiteln Träumereien von einer völligen Unabhängigkeit, die dir jetzt in einer Art von Berauschung vorgespiegelt werden. Wenn du kaltblütig und unbefangen nachdenkest, wirst du wohl glauben können, daß dein kleines Land zu einer selbstständigen Republik werde gemacht werden können? Wirst du glauben können, daß diese Republik von den übrigen Ständen der Eidgenossenschaft, die sich alle in ihrem ganzen Wesen zu behaupten und in Absicht auf ihre Größe unverändert zu bleiben gedenken, werde

*) Proklamation. Schwyz, 16. Februar.

**) Die oberherrlichen Landsgemeinden der freien Hirtenländer waren in der That Aristokratien gegen die ihnen unterworfenen Gebiete; so wie umgekehrt die Bürgerschaften in den aristokratischen Hauptstädten in sich selbst mehr oder minder wie wahre Demokratien standen.

anerkannt werden? Doch, wir wollen zugeben, daß mitten in unserer großen Staatsveränderung so eine besondere, neue Republik entstehen und bestehen könnte, würde wohl das gute Landvolk Vieles dadurch gewinnen? Würde es nicht zu weit größern Abgaben angehalten werden, um die Kosten der neuen Einrichtung und die nachherigen Bedürfnisse nach dem Plan ihrer Führer zu bestreiten? Würde es glücklich unter der Regierung einiger Ehrgeizigen sein, die es um so minder schonen würden, als der Landmann dann gegen diesen Druck weder Schutz noch Hilfe mehr finden könnte? Ist's möglich, könnet ihr ein ungewisses Schicksal der Vereinigung mit euern Landesherren vorziehen?"

„Allein auch das ist nicht der Punkt, wohin man euch führen will. — Er, der redliche, stille Landmann kann es nicht wissen. Nur einige Rädelsführer wissen es, was für ungeheure Pläne wirklich gemacht worden sind, unserm gesammten Vaterland eine Gestalt zu geben, mit der sich weder die Religion unserer Väter, noch der bisher genossene Ruhestand vertragen könnte. Einer dieser Pläne liegt wirklich in unsern Händen. Schon ist in demselben die Landschaft March in eines jener sogenannten Departementer eingetheilt, in die unsere liebe Schweiz vertheilt werden sollte. Vermuthlich hat man euch darum angegeben, euch von unserm Stand zu trennen, damit ihr dann desto schicklicher einem entlegenern Departement einverleibt werden könnet, ohne zu achten, ob es dann für euch schicklich oder glücklich sein möchte"

„Eine der ersten Grundlagen der neuen Verfassung würde Freiheit der Religion, der Meinungen und aller Art heutiger Aufklärung sein. Wie lange bei diesen Grundsätzen die Religion eurer frommen Väter bestehen würde, mag auch der Kurzsichtige einsehen, u. s. w."

So schlau nun auch der Zuruf alle bisherige Interessen des Volks jener Gegenden anregen mochte, blieb er doch ohne Frucht. Schwyz selbst, von der Fluth der Umstände bald hinweggerissen, gab zuletzt den Gedanken auf, die March ferner zu beherrschen, wünschte zuletzt nur, daß sie sich mit Schwyz, in voller Rechtsgleichheit mit den Bewohnern dieses Kantons, vereinigen und seinen Umfang nicht schwächen möchte.

Bescheidenere Ansprüche wagten die Einwohner von Wesen am Wallenstattersee, und von Uznach am Ufer des Zürichsees.

Wesen im Gasterland, seit dem Jahr 1438 den Ständen Schwyz und Glarus unterthan, da es vom Graf von Toggenburg an diese verpfändet und nie eingelöset ward, heischte nur Abnahme der allfälligen Beschwerden.*) Und Uznach, seit 1469 an dieselben zwei Kantone verkauft, bat nur um das Recht eigener Regierung, unterm Schirm von Schwyz und Glarus, gegen alljährlich diesen zu entrichtenden Tribut.**)

Aber die Ereignisse dieser Tage trafen so schnell und erschütternd auf einander, daß kein Ruhepunkt zu friedlichen Vergleichen und Unterhandlungen gefunden ward. — Die Unterthanenschaften in Helvetien erwachten überall und traten, mehr oder minder schüchtern, vom Geist der Freiheit geleitet, in die Bahn der allgemeinen Verwandlung. So thaten nun auch die Landschaften, welche jenseits des Gotthardsgebirgs, an den Ufern des Tessins, bisher den Eidgenossen gehorcht hatten.

5.

Als unter Bonaparte's Siegen in Italien die Lombardei zum Freistaat Cisalpinien geworden, hatten die Eidgenossen zwei

*) Schreiben. Wesen, den 13. Februar.

**) Schreiben. Uznach, den 13. Februar.

Männer gen Lugano geordnet, gutes Vernehmen mit der neuen Nachbar-Republik und den fränkischen Heeren zu unterhalten, die damals über Welschland herrschten. Felix Stockmann von Obwalden und Bumann von Freiburg hießen die Abgeordneten. Zwar empfingen sie anfangs Bezeugungen der Achtung und Freundschaft vom cisalpinischen Direktorium in Mailand *), aber bald veränderte sich der Ton.

Die cisalpinische Regierung, kaum des eigenen Daseins sicher, entwickelte schnell eine Denkweise, wie der warme italienische Himmel und der romantische Umschwung der Dinge erwarten ließ. Geneigter zu glänzen, die Nachbarn zu verwirren und den Staatskörper der jungen Republik durch Eroberungen zu bereichern, als seiner durch weise Leitung zu pflegen, spann sie in den welschen Vogteien der Schweiz Parteiungen an. Gern hätte sie das Volk vermocht, sich beim Umsturz der Eidgenossenschaft an Cisalpinien zu schließen, wie Bündens Valtelin es gethan. Die Beschaffenheit des Landes, durch die höchsten Gebirgsketten von der übrigen Schweiz abgeschieden, die Armuth der Thäler, welche sich überall nur gegen das fruchtbare Italien öffnen, von woher sie ihr Korn beziehen, die Sprache Italiens, welche einzig hier geführt wird — Alles redete zu Gunsten der Wünsche des cisalpinischen Direktoriums.

Es verbreitete sich das Gerücht vom Anzug fränkischer Heerschaaren, die sich an den Grenzen der italischen Schweiz, von Como bis zum Lago Maggiore, ausdehnen würden; von der nahen Zeit, wo Freiheitsbäume auf den Plätzen von Lugano und Mendrisio gepflanzt werden müßten.**)

Schon entwickelte sich der Gährungsstoff. Basel selbst aber

---

*) Relation vom 7. Februar.

**) Relation der Deputirten, vom 11. Februar.

war es, welches auch dort die Revolution zuerst hervorrief. Nachdem dieser Stand die unveränderlichen Rechte der Menschheit einmal feierlich anerkannt hatte, that er „auf alle jene Oberherrlichkeitsrechte vollkommen Verzicht, die er bis dahin auf die vier Vogteien ennet dem Gebirg antheilsweise besessen.“*)

Dieser, das alte eidgenössische Staatswesen bis zur Zerstörung erschütternde Schlag wurde vom Vorort Zürich mit schwachem Arm aufgefangen. Die Regierung des Vorortes nämlich gebot den Repräsentanten zu Lugano: „Trachtet vor Allem, fremde Einmischung in dortige Angelegenheiten zu verhüten. Wendet euch, sobald die Umstände fordern, an Cisalpiniens Regierung und den Finanz-Administrator Haller, welcher der Eidgenossenschaft seine Gefälligkeitsbegierde auf die verbindlichste Art zugesichert hat. Da in dermaliger Lage keine Anwendung der Gewalt Platz findet, so richtet euch mit kraftvollen Vorstellungen an die Regenten und Vorgesetzten der Landschaften, alle Gesetzlosigkeiten zu verwehren, mit Beifügung, daß von den regierenden Ständen allen billigen Wünschen und Bitten dieser Landschaften werde entsprochen werden. Ihr habt euch in unerwarteten Vorfällen übrigens an die benachbarten Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden um Rath und Unterstützung zu melden.“*)

Der Brief kam zu spät. Die Häupter der cisalpinischen Partei in den welschen Vogteien hatten ununterbrochen durch Flugschriften und Reden den Landmann für ihre Absichten bearbeitet. Das Volk, voll Durst nach Freiheit, aber eben so voll alten Nachbargrolls gegen die Mailänder, entsprach freilich ihren Wünschen nicht ganz; beiweitem die Mehrheit des Landes sehnte sich, helvetisch zu blei-

*) Basel an Zürich. Der Beschluß war zu Basel am 12. Februar 1798 genommen.

*) Zürich, 15. Februar.

ben. Aber eben dieser Widerstand reizte nur die Thätigkeit der cisalpinischen Faktion. Junge Männer, mit glühender Einbildungskraft und rohen Talenten, gespornt von Ehrgeiz und Freiheitsschwärmerei, standen an der Spitze derselben. Die Schwäche ihrer Zahl ersetzte Verwegenheit. Die Lähmung der Eidgenossen, und die Unordnungen an den Grenzen schwärmender Truppen Cisalpiniens und Frankreichs begünstigten abenteuerliche Wagstücke. Sie warben, nicht ohne geheimes Wissen der mailändischen Regierung müßiges Volk aus dem Bergamascischen und Brescianischen, bekleideten und bewaffneten es, und wollten mit diesem ertrotzen, was Beredsamkeit nicht vermochte.*)

Bald kamen von allen Seiten Nachrichten vom Anrücken italienischer Schaaren. Aus Lugano flog ein Eilbote nach Mailand, Gewalthaten zu verhindern. Dies geschah am 14. Februar.

Am folgenden Morgen, in der Frühe um fünf Uhr, stiegen zweihundert und vierzig fremde Soldaten, über den schönen Lugano-See hergeschifft, ans Land bei Lugano, Freiheit und Vereinigung mit der cisalpinischen Republik zu bringen. Luganesische Jünglinge führten den Kriegshaufen, welcher nur Vortrab einer größern Schaar hieß. Sogleich rollte die Trommel den Generalmarsch; die helvetisch-gesinnten Volksführer rüsteten Widerstand; Freiwillige liefen zur Gegenwehr herbei, und die Cisalpinischen fingen an, auf diese zu feuern. — Ein Sekretär, an den feindlichen Befehlshaber zur Vermeidung des Blutvergießens gesandt, wurde unter der Thür des Hauses von fünfzehn Cisalpinern angefallen und

*) Der Schreiber dieser Geschichte, welcher in dem Jahre 1800 die italienische Schweiz verwaltete, hatte nicht nur Gelegenheit, die Häupter der verschiedenen Faktionen kennen zu lernen, sondern auch sich von der Theilnahme des cisalpinischen Direktoriums an jenen Ereignissen bis zur moralischen Gewißheit zu überzeugen.

fortgerissen. Andere drangen in das Gemach der eidgenössischen Repräsentanten, bewachten sie als Gefangene, inzwischen unter ihren Fenstern das Gefecht hitzig fortgesetzt wurde. Es dauerte eine Stunde. Die Cisalpinischen wichen in ihre Kähne. Die Bewacher der Repräsentanten wurden gefangen, und den Feinden außerdem noch vier Fahnen und dreißig Flinten genommen. Die Verwundeten sandte man ins Spital zur Pflege; die Gefangenen nach Porlezza. Nur einer von den helvetisch-gesinnten Freiwilligen*) war bei dem Handgemenge erschossen. Ein neuer Eilbote ging mit Anzeige dieser Ereignisse gen Mailand. In Lugano ward ländliche Besatzung gelegt.

Die Ruhe schien hergestellt, obgleich der Knoten des Räthsels erst geschürzt, noch nicht gelöst war. Die Stellvertreter der Eidgenossenschaft waren offenbar Fremdlinge in allem, was geschah. Unvertraut mit dem Herzen des Volks, ohne Kraft, sich furchtbar, ohne Vollmacht, sich gefällig zu machen, standen sie in Unentschlossenheit, und erwarteten Alles, ohne Mittel, es zu verhüten.

Desselben Tages, um die Dämmerungsstunde, strömte von neuem ungeheure Menge Volks zusammen; denn die Cisalpinischen oder, wie sie sich nannten, Patrioten rasteten nicht, ihr Werk zu vollführen. Bald umringten zwei- bis dreitausend Mann, ihrer viele bewaffnet, mit wildem Geschrei das Quartier der Repräsentanten. Nach einigem Getümmel löste sich aus der verworrenen umherwogenden Masse eine Abordnung, welche, den Advokaten Pellegrini an der Spitze, in das Zimmer der Repräsentanten trat. „Wir fordern," sprach Pellegrini, „wir fordern unsere heiligen Rechte zurück, wir fordern die Freiheit der Schweizer! Endlich, nach hundertjähriger Unterthanenschaft, sind wir, uns selbst zu regieren, wohl reif!"

---

*) Namens Taglioretti.

Als die Repräsentanten den Mangel ihrer Vollmachten zu einer genügenden Antwort vorschirmten, erhob sich weit umher wildes Getümmel. Man verlangte von ihnen trotzig die schriftliche Freiheitserklärung des Landes. Ohne Geistesgegenwart, ohne den Muth der Ehre, ohne das Machtgefühl der Pflicht, fügten sich die Stellvertreter der Eidgenossenschaft zaghaft und betäubt dem Gebot, und stellten folgende Urkunde ihrer Verlegenheit aus:

„Da sich heute Abends eine große Menge von Lawis (Lugano) zu uns verfügt, und die schweizerische Freiheit verlangt hat, um bei diesen kritischen Zeitumständen bei dem Volk größern Eifer zu erwecken, das Land zu beschützen, — — so haben wir ihnen gesagt, daß dies nicht in unserer Gewalt sei, mithin es auch nicht zugeben können. — Da sie aber solches nachdrucksamst begehrten, antworteten wir, daß wir es auch nicht verwerfen können."

Lawis, den 15. Februar 1798.

„Im Namen und auf Befehl der
Schweizer-Repräsentanten
Imfeld, Sekr."

Kaum war dies Werk der bittern Noth gemacht, als abermals das Gerücht erscholl, dreihundert Cisalpinische seien in Porto*) eingerückt, wohin auch von Varese ein Wagen mit Gewehren abgegangen.

Der Nachricht folgten unmittelbar zwei Offiziere, ein Franzose und ein Cisalpiner. Diese eilten zu den Repräsentanten, forderten sie auf, binnen zwei Stunden das Volk zu versammeln, auf daß es sich erkläre, „ob es mit der Schweiz, oder mit Cisalpinien vereint sein wolle?" — Dabei überreichten sie folgende Note:

---

*) Ein Dorf an der südlichen Spitze des Luganersees, cisalpinischen Gebiets.

„An die Herren Repräsentanten der schweizerischen Kantone. Den 22. Pluviose, Jahr 6 der Republik.

„Die Freiheit, welche das Herz eines jeden Patrioten, der seine Menschenwürde fühlt, wie ein Blitzstrahl entzündet, ist auch in eure Kantone eingedrungen. Eure Brüder inner den Alpen haben im Angesicht der ganzen Welt die Demokratie ausgerufen, für die eure Ahnen des Blutes so viel vergossen. Dies heilige Feuer hat auch die Seelen der Patrioten diesseits der Alpen entflammt; sie sind entschlossen, entweder frei zu leben, oder zu sterben. Im Namen Aller, die nun bereit sind, für die Demokratie ihr Blut zu verspritzen, werdet ihr aufgefordert, alle jene Rechte auf der Stelle abzulegen, die ihr auf diese schweizerischen Landvogteien zu haben glaubet; die Schaaren eurer Freiwilligen hier zu entwaffnen*), und jenem Volke gänzliche Freiheit zu ertheilen, welches euch Brüderschaft und Freundschaft anbeut. Nach dem Empfang dieser Schrift entschließet euch binnen einer Stunde. Wenn ihr hartnäckig beharret, dieses Volkes Oberherrlichkeit zu behaupten, dieses Volkes, welches frei zu werden geschworen: so klaget nicht, wenn ihr seines Grimmes Opfer werdet. Ersparet das Blut eurer Brüder! — Seid ihr denn aber dessen begierig: so werden die Bajonette der Republikaner sich in dem Blute ihrer Feinde zu sättigen wissen. —

Gruß und Freundschaft, wenn ihr diese wollet.

Unterzeichnet: Steffano Riva,
Kommandant.
Giov. Batt. Quadri,
Adjunkt.
Antonio Fontano.
Sekretär."

*) Die Freiwilligen waren meistens von der Partei der Helvetisch-Gesinnten, also entschiedene Anti-Cisalpiner.

Bumann, unter den Drohungen der jungen Luganesen, die dies Schreiben mit ihren Namen bezeichnet hatten, deutete auf seine Vollmacht und deren enge Schranken. Bestürmt aber von allen Theilen, versprach er mit dem Amtsgenossen in Berathung zu treten. Doch Stokmann hatte sich schon in aller Hast entfernt durch heimliche Flucht. Die Wildniß und Nacht des Monte Cenere*) schien ihm minder schreckenvoll, als das Toben des Volks. — Da verlangte Bumann Frist bis zur Heimkunft eines nach Mailand an den Minister Testi gesandten Eilboten. Sie ward ihm gewährt.

Als Stokmanns Entrinnen ruchbar geworden, empfing der zurückgebliebene Repräsentant zwölf Mann Wacht. Die Freiheitsbäume wurden gepflanzt, inzwischen sich eine einstweilige unabhängige Regierung gebildet hatte, die feierlich verkünden ließ, daß das Volk, unter Genehmigung der eidgenössischen Stellvertreter, Freiheit und Gleichheit beschlossen habe, daß Vergessenheit erklärt werde über jedes Vergangene, um allgemeine Eintracht zu befördern.

Dies alles war die Geschichte eines einzigen Tages gewesen.**) Die helvetische und cisalpinische Partei lagen in offenem Kampf. Das Blut Taglioretti's schrie um Rache und heischte Blut. — Die Führer der helvetischen Partei, an Zahl und Einsicht überlegener, hätten vielleicht die Revolution noch nicht gemacht, wenn das Treiben der Cisalpinischen sie nicht unverhinderlich zu großen Gegenentschlüssen fortgerissen. Um den Zweck der Cisalpinischgesinnten zu vereiteln, mußte sie in die unvermeidliche Staatsumwälzung ein-

---

*) Der monte cenere, oder Mont Kennel, ist der Berg, welcher Lugano von Bellinzona trennt.

**) Des 15. Hornung.

gehen und das Spiel derselben zu Gunsten der Schweiz gestalten. Man pflanzte den Freiheitsbaum; aber der Triumph der Cisalpiner war nur halb; statt der lombardischen Kappe erhöhte das Volk den Hut Wilhelm Tells.

Der Eilbote kam folgenden Tages zurück von Mailand. Sobald er aus dem Schiffe trat, wurde er von der zusammenströmenden Menge umgeben, welche vor Einverleibung in Cisalpinien zitterte, und zum Repräsentanten begleitet. Bumann eröffnete vor dem Volke das Schreiben.

Der Minister des Auswärtigen an die helvetischen Repräsentanten in Lugano. Mailand, 27. Pluviose, Jahr 6.

Meine Herren!

Das Vollziehungsdirektorium, dem ich heute eure bald nach einander empfangenen Briefe vom 14. und 15. Hornung mitgetheilt, war sehr über die unangenehmen Nachrichten befremdet.

Das Vollziehungsdirektorium läßt euch, meine Herren, durch mich versichern, daß ihm alles in Lugano Vorgefallene unbekannt war, und es nicht die mindeste Wissenschaft von jener Zusammenrottung der Cisalpiner hatte, die sich erfrechten, durch einen ruchlosen Einfall das Land einer mit unserm Freistaat in freundschaftlichem Verhältniß stehenden Macht feindselig zu betreten, mit welcher das Direktorium das aufrichtige Wohlvernehmen ferner beizubehalten entschlossen ist.

Die cisalpinische Regierung wird, beim Ausbruch einiger Unruhen in den Grenzstaaten, sich mit Deckung der eigenen Grenzen, ohne Mischung in fremde Angelegenheiten, begnügen. Dies Benehmen wird sie beständig beobachten. Das in Lugano Vorgefallene beleidigt ihre Grundsätze so sehr, daß das Direktorium mir auf-

trägt, Sie, meine Herren Repräsentanten, zu ersuchen, uns Namen und Beschreibung jener Cisalpiner mitzutheilen, welche, ihren schändlichen Anfall zu beschönigen, sich frecher Weise auf einen Befehl der hiesigen Regierung berufen haben. Unterdessen wird das Direktorium unverzüglich an den Grenzen die zweckmäßigsten Anstalten treffen, um allen Ernstes zu verhindern, daß keine bewaffnete Macht die Grenzen der Republik überschreite, und nöthige Kundschaften über jenen Vorfall einzuziehen, damit die entdeckten Schuldigen beispielmäßig bestraft werden.

Ich habe das Vergnügen, euch durch euern letzten Boten diese Antwort zu übermachen, die euch von den aufrichtigen Gesinnungen hiesiger Regierung gegen die eure überzeugen, und in Stand setzen wird, sie euern hohen Kommittenten mitzutheilen.

Testi.

Als dies Schreiben gelesen und abschriftlich mitgetheilt war, glich der Freude des Volks nur dessen Zorn gegen die cisalpinischen Urheber des stürmischen Tages. Das Geschrei verlangte Auslieferung des französischen Offiziers und des cisalpinischen, Namens Pelasio. Letzterer hatte an der Spitze des gestrigen Ueberfalls gestanden. Bumann, um diese Leute der Wuth des Volks zu entreißen, bedeutete den rasenden Haufen, daß Mißhandlung eines französischen Offiziers das Land in Krieg und Unglück verwickeln könne. Mühsam willigte das Volk ein, den Franzosen loszulassen. Er wurde von einer Wacht zum Schiff geführt. — Nun aber auch den Pelasio vom Tode zu retten, schlug der Eidgenoß dessen einstweilige Verhaftung im Quartier der Repräsentanten vor.

Bumann fand es der Würde schweizerischer Nation unanständig, länger in einem Lande zu verweilen, in welchem das Recht der regierenden Stände zertreten, sein Ansehen verachtet war. Durch Gegenwart konnte er nur die Schmach der fallenden Eidgenossenschaft vergrößern. Er reisete ab. Noch ehe er aber den Monte

Cenere überstiegen hatte, war das ganze Land zwischen diesem und der Lombardei schon in hellem Aufstand.

Schon am 15. Hornung hatte das Volk von Mendrisio, nach dem Beispiel Lugano's, den helvetischen Freiheitsbaum erhöht, und am 20. unter freiem Himmel geschworen, schweizerisch zu bleiben, und die katholische Religion zu behaupten. Die höchste Gewalt war einem vorläufigen Regierungsausschuß anvertraut, welcher mit Cisalpinien und den kleinen Freistaaten unterhandeln sollte, die in den Gebirgen aus den ehemaligen Schweizerlandvogteien diesseits des Gotthards zu entstehen anfingen. Denn jede Landvogtei bildete nun eine eigene Republik. — Auch war es weder der Neigung des Volks noch der Führer, unselbstständig nur als verschwindende Theile in einem einzigen allgemeinen helvetischen Freistaat aufgelöst zu werden. Der Hang zum Föderalismus ist den Völkerschaften der Alpen gleichsam erblich mit ihren Gebirgen, von denen sie unter einander getrennt sind. Nur stolz auf ihre Heimat, verlangen sie in andern Geländen weder Vaterlandsrecht noch Mitregierung, sondern nur Bundesgenossenschaft. Sie verlieren gleichsam ihr Selbst in jedem größern Kreise, der nicht dem engen Kreise ihrer Vorstellungen angemessen ist. Die meisten Völkerschaften der Schweiz ergriffen daher gerade, da die Zerstörung des alten Eidgenossenwesens begann, diesen Umsturz, als Mittel, unabhängig unter einander, sich in noch kleinere selbstherrliche Freiländchen zu theilen.

Auch in Mendrisio waren, wie in den andern welschen Vogteien, die Gemüther getrennt zwischen Cisalpinien und Helvetien. Am 22. Hornung erschienen vor dem Regierungsausschuß drei junge Männer, Joh. Baptista Quadri (von Lugano), Feliciano Pasta (von Mendrisio), und Biondi (von Blenio), als Abgeordnete der Patrioten (oder der cisalpinischen Partei), welche nach dem unglücklichen Angriff auf Lugano mit ihrer Mannschaft sich

am Seeufer zu Campiglione*) niedergelassen hatten. Sie verlangten, daß Mendrisio an das cisalpinische Direktorium sende, Einverleibung in Bonaparte's neugeschaffene Republik zu erbitten. „Verbunden seid ihr schon mit derselben," sagten sie, „durch Sprache, Boden und Interesse. Getrennt seid ihr von Helvetien auf ewig durch die rauhen, fast unübersteiglichen Gebirge; auf ewig durch die kaum vernarbten Wunden, so euch von den schweizerischen Prokonsuln schändlicherweise geschlagen worden sind; auf ewig durch Interesse, Sitten, Gesetze, Religion und Zunge." — Ihren Vortrag theilten sie dem Ausschuß schriftlich mit.**) „Erinnert euch," hieß es am Schluß desselben, „daß ihr Brod empfanget von Cisalpinien, da ihr von Helvetien nichts zu erwarten habt, als — Steine!"

Der Ausschuß erwiederte, daß nur das versammelte Volk über diesen Gegenstand absprechen könne, welches binnen drei Tagen geschehen werde. Den Patrioten ahnte, daß ihre Hoffnungen hier, wie in Lugano, vereitelt werden würden. Sie eilten zurück zu ihren rüstigen Waffenbrüdern, und erschienen in wenigen Stunden wieder, unter fliegenden Fahnen und schlagender Trommel. Sie zogen auf den Platz, umringten den Freiheitsbaum. Einer der Ihrigen, Namens Carabelli, kletterte hinauf, hob den Schweizerhut hinweg, und setzte die lombardische Kappe hin. Der Schwarm der Cisalpinischen nahm den Hut, zertrat ihn mit Füßen, und

---

*) Es ist ein Dorf am östlichen Ufer des Luganersees, welches als kaiserliches Lehen zur Abtei St. Ambrosio in Mailand gehörte, aber unter Schirm der Eidgenossenschaft stand, der es auch in Kriegszeiten Mannschaft stellen mußte.

**) Li deputati dei patriotti dei Balliaggi italiani al comitato politico del sovrano popolo di Mendrisio. (Im Archiv von Mendris.)

warf ihn, nachdem Jeder daran seinen Muthwillen geübt, in den nahen Bach, während cisalpinische Kokarden und Mützen in Menge vertheilt und Proklamationen zur Vereinigung mit Mailand angeschlagen wurden.

Aber am folgenden Tage tönte Sturmgeläute durchs Land.*) Die Gemeinden Stabio, Ligornetto und Genestre vereinten sich bewaffnet, um die Beschimpfungen der helvetischen Zeichen zu rächen, und die Lombarden zu verjagen. Sie zogen auf Mendrisio. Es kam zum Schlagen. Aber ein heimtückisches Feuer, von Dächern und Fenstern auf sie gerichtet, zwang sie zum Rückzug mit Hinterlassung ihrer Verwundeten und Todten. Die cisalpinischen Banden, im Genuß des Triumphes, brandschatzten als Sieger das Land. Der Ausschuß, um die Gemeinden vor diesen gewaltthätigen Erpressungen zu schirmen, ohne Hilfe von Helvetien, in Furcht vor Cisalpinien und Frankreich, bequemte sich endlich, das Volk zur Vereinigung mit Mailand zu bewegen. Es eilten Abgeordnete nach Mailand, sowohl um die Vereinigung, als um Schutz gegen die Bedrückungen der sogenannten Patrioten zu erflehen.

Der Erfolg war die Sendung cisalpinischer Truppen nach Mendrisio. Aber ehe sie erschienen, waren die schweizerischgesinnten Luganeser Schaaren gegen den Haufen der Cisalpinischen vorgerückt. Diese standen bei Bissone am Seeufer, anderthalbhundert stark. Die Luganesen dagegen kamen mit hundert Mann, um den Berg Capriano, ihnen im Rücken, während andere zu Schiffe, mit zwei Kanonierbarken, sie von der Stirnseite angriffen. Nach zweistündigem Kampfe wurden die Cisalpinischen geschlagen. Sie ließen bei 30 Gefangene und Verwundete, 5 kleine Kanonen, 2 Fahnen, allen Mund- und Kriegsvorrath zurück und flohen über Mendrisio zurück. Die Luganesen rückten in den Flecken ein,

*) 23. Hornung.

schafften den cisalpinischen Freiheitsbaum hinweg und warfen einige der vornehmsten Faktionsmänner in die Gefängnisse. In demselben Augenblick*) trafen die mailändischen Truppen zu Mendrisio ein. Die Luganeser zogen sich in ihr Gebiet zurück, nach einer Unterredung mit dem lombardischen Kommandanten. Der cisalpinische Baum ward neuerdings erhöht,**) und jeder der Eingekerkerten losgelassen.

Durch die Klagen der schweizerischgesinnten Luganeser bewogen, sandte der Oberfeldherr Berthier einen seiner Generale***) auf Lugano, die Stimmung des Volks zu erforschen. Als Berthier nachmals durch den Oberfeldherrn Brüne in Italien ersetzt ward, wandte Lugano sich auch an diesen, schilderte ihm die Leiden der Gemeinden und den Schmerz derselben, vom Herzen der helvetischen Republik, ihrer Mutter, losgerissen zu werden. Brüne befahl, die Gemeinden zu versammeln, und über die Vereinigung mit Cisalpinien oder Helvetien abzustimmen. Da war das Schicksal der welschen Vogteien entschieden. Mit einem Herzen und mit einem Ton rief Alles um Helvetien. Und die cisalpinischen Truppen zogen aus dem Lande.

6.

Unterdessen hatte in der Heimat der Eidgenossen selbst überall und binnen wenigen Tagen Verwirrung und Zwietracht überhand genommen. Schon hatte das Waadtland den Entwurf der neuen helvetischen Staatsverfassung eingeführt †); schon hatten die Ge-

---

*) Abends, 4. März.

**) 6. März.

***) General Chevalier.

†) Den 15. Februar.

meinden in Toggenburg, in Thurgau, und die von Schaffhausen, vom Rheinthal, in Werdenberg und Sargans ihre Stimmen in den allgemeinen Ruf um Freiheit und Unabhängigkeit gemischt; schon hatten die Regierungen von Luzern und Zürich, von Schaffhausen und Bern und Solothurn, dem ungestümen Drange des Zeitgeistes gewichen, die Souveränetät des Volks anerkannt, und sich nur bis zur Anstellung neuer Regierung und Ordnung für einstweilige erklärt. Die Schrecken der großen Wiedergeburt Helvetiens traten herein. Das Alte stürzte zusammen, und vor den Trümmern der Eidgenossenschaft erschien ein fränkisches Heer, mit Bern zu rechten.

Die Geschäftsführer der Waldkantone erkannten jetzt erst die Unvermeidlichkeit der großen Veränderung und die Freilassung aller Unterthanen. Stärke zu gewinnen, mußten sie die Untergebenen in freie Mitbürger verwandeln, und auf den Altar öffentlicher Wohlfahrt das als Opfer legen, dessen Verlust ohnedem unabkäuflich war.

Es geschah. Das Volk von Schwyz versammelte sich am 18. Februar, und hörte das Verlangen der „Unmittelbar-Angehörigen.“*) Es bedurfte keiner Kunst der Ueberredung; unter frohem Jubelgeschrei erhoben viertausend freie Landleute ihre Hand, dreitausend Angehörigen gleiche Rechte zu ertheilen. **) Jeder war gerührt und glücklich. Auch dem bittenden Gaster und Uznach wurde Hoffnung zu Theil. Ein Ausschuß empfing den Auftrag, mit Glarus und jenen zwei Landschaften über Freilassung und Auslösung

---

*) Die Einwohner der Höfe, die Angehörigen des Stifts Einsiedeln, und die Insassen des Kantons.

**) Am folgenden Tage wurde die Freiheitsurkunde ausgestellt, als am 19. Hornung. Eben so wurde die Geschichte des 18. Hornungs brieflich den übrigen Eidgenossen kund gethan.

des alten Pfandbriefes zu unterhandeln. — Nur die March wurde mit kaltem Stillschweigen übergangen.

Ein Trauerbote von Uri kam und störte die Heiterkeit des Festes. Auch die Landvogtei Bellinzona, jenseits des St. Gotthardsberges, war vom Geist des Aufruhrs und der Befreiungslust ergriffen worden. Bizener, der Landvogt, stand in großer Gefahr. Fremdes Volk war, wiederholten Berichten zufolge, in Bellenz und die dortigen Gegenden eingefallen. Diese besonders für Uri bedenklichen Ereignisse hatten das Volk daselbst sehr erschüttert. Es wollte, um sich zu decken, seine gen Bern gesandte Mannschaft wieder zurückziehen — es theilte den Schwyzern Klagen und Sorgen mit.

Schwyz war in Bestürzung. Es entstand ein Augenblick des Schweigens, oder stiller Berathung. Bald offenbarte sich die allgemeinste Theilnahme am Schicksal seiner ältesten Bundesgenossen, so wie an dem der gesammten Eidgenossenschaft. Man beschloß, Uri zu bitten, seine Truppen nicht von Bern abzurufen, um übeln Eindruck zu meiden, welchen dies auf alle eidgenössische Hilfsvölker machen könne; statt dessen wolle Schwyz den Mangel jener Mannschaft durch sein zweites Bataillon ersetzen, und ihm den Oberstlieutenant Aloys ab Yberg, als Standesrepräsentanten, zugesellen.

Mit diesem Entschlusse wurde der Trauerbote von Uri heimgesandt, einem Entschlusse, so edel als klug.

7.

Das Waadtland lief unaufhaltsam in der Bahn der Revolution fort. Die Güter der Berner wurden in Beschlag genommen, und die Gemeinden des welschen Freiburg rüsteten sich, dem Beispiel zu folgen.

Freiburg, die regierende Stadt, unfähig, dem wüthenden Waldstrome der Verwirrung entgegen zu bauen, ohne Vertheidigungsmittel, und von einem nur zwei Stunden entfernten Frankenheer bedrohet, sah nach Hilfe. Von Bern wurden aus der Mitte des Kriegsraths zwei Männer dahin gesandt, Statthalter Wyß von Zürich und Müller von Uri, eidgenössischen Rath zu ertheilen.

Noch immer mangelte den Kantonen Einheit der Kraft und des Willens. Jeglicher folgte nur gezwungen, wohin er, sich zu retten, freiwillig voraus eilen sollte; jeglicher berechnete nur den eigenen Vortheil und handelte ihm gemäß, in dem Plane des Ganzen.

Die Angehörigen der Vogteien von Baden und der obern und untern freien Aemter äußerten den Oberherren ihre treuen Gesinnungen, und sie wurden aufgefordert, zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes die Waffen zu erheben. Auch Sargans, welches den Wink zur Freiheit benutzte, rührte sich, und wünschte, als freier Stand der acht alten Orte Bundesgenoß zu werden, und mit seinen Kriegern dann freudig ins Schlachtfeld fürs Vaterland zu gehen.

Nun war in ganz Helvetien kein Ort mehr, der nicht zum Kampfe für oder wider in Waffen gestanden, oder aufgemahnt wäre, oder der Hilfe bedürfe, außer Wallis. Schwyz bezeugte dem Stande Bern seine Verwunderung, daß während des allgemeinen Getümmels dieser zur Unterstützung der Eidgenossenschaft so wichtige Freistaat schier vernachlässigt worden sei. *)

Luzern, welches sich seiner Hoheitsrechte freiwillig begeben, sprach noch einmal zu Bern das Wort der Warnung, um den Frieden der Schweiz zu retten. Die provisorische Regierung

*) 26. Februar.

jenes Kantons zeigte zugleich denen der Waldstätte an: daß ihre Hilfstruppen keineswegs bestimmt wären, für mittelbare oder unmittelbare Beibehaltung irgend einer aristokratischen Regimentsform einen bewaffneten fremden Angriff abzutreiben; wohl aber wäre sie, wie ihr ganzes Volk, entschlossen, für die Integrität des gemeinsamen Vaterlandes, für Freiheit und Unabhängigkeit alle Kräfte aufzubieten, und dafür weder Gut noch Blut zu schonen. Sie hätte daher ihrem Obersten Befehl ertheilt, so lange mit seinem Regimente zu Langenthal und den übrigen Standpunkten zu verbleiben, bis man vernommen habe, unter welchen Bedingungen die Schweiz den Frieden mit der fränkischen Republik beibehalten könne.

Luzern drückte in eben diesem Schreiben seine Gesinnungen gegen den Kanton Schwyz sehr zweifellos aus: „es sei überzeugt, daß das gesammte schweizerische Volk nur dann für die Vertheidigung der bedrohten Stände mit wahrer Einmüthigkeit gegen das Ausland stehen würde, wenn demselben in allen aristokratischen Ständen durch unverzügliche Errichtung der Volksregierung unzweideutig dargethan wäre, daß dasselbe nicht mehr weder für verhüllte noch unverhüllte Aristokratie, sondern für Freiheit, Vaterland, Sicherheit der Person und des Eigenthums streite."

„Beim Heil des Vaterlandes", fuhr Luzern zu den Schwyzern fort, „beschwören wir euch, eine der unserigen ähnliche Erklärung an jene Stände zu thun, wo es nöthig sein möchte, damit endlich das bewirkt werden könne, was die Noth fordert, und wodurch aller scheinbare Vorwand zu fremden Angriffen wegfalle. Denn so lange dies nicht geschieht, bleiben Volk und Regierung in Gesinnungen und Interesse getrennt, und das Vaterland würde von innerer Zwietracht und äußerm Kriege unfehlbar zerrüttet werden."

8.

Es scheint hier der Ort zu sein, einschaltungsweise dasjenige zu erzählen, was in Bern und bei dessen verschiedenen Heerabtheilungen geschah.*)

Schon im Christmond 1797 hatten die Franzosen unter dem Brigadegeneral St. Cyr das St. Immerthal oder Erguel des Bischofs von Basel besetzt, und dies hatte Bern bewogen, einige Tausend Mann zur Beobachtung der Grenzen daselbst, in Arberg, Büren, Nidau und Erlach, aufzustellen, über welche der General von Erlach den Oberbefehl empfing. Bald nach diesem wurden sechs Bataillone aufgeboten und dem Obersten von Grafenried anvertraut, um dem Obersten Weiß zur Zähmung des Waadtlandes hilfreich zu werden. Aber schon war dagegen eine französische Macht von 15,000 Mann unter dem General Menard in die Landschaft Gex vorgerückt.

Grafenried hatte sein Hauptgelager zu Avenches (Wifflisburg) genommen. Oberst Weiß befand sich zu Iferten. Sobald Grafenried in Avenches ankam, schickte er dem Obersten von Weiß zwei verschiedene Eilboten nach Iferten mit umständlichem Berichte über die ihm aufgetragenen Befehle; er bekam aber keine Antwort, und blieb in gänzlicher Ungewißheit. Nach drei Tagen langte Weiß selbst in Wifflisburg an; die Ursache seiner unvermutheten Erscheinung war folgende:

General Menard hatte den 25. Jänner seinen Adjutanten Autier nach Iferten, an den Obersten Weiß mit der Anzeige gesandt, daß, wenn er nicht plötzlich die zusammengezogenen Trup-

*) Die Erzählung dieses Abschnittes ist aus den Berichten einiger Augenzeugen gesammelt, welche in denselben Begebenheiten Hauptrollen gespielt haben.

pen entlassen, und das unabhängig erklärte Waadtland räumen würde, werde er ihn an der Spitze seiner Division dazu zwingen.

Der Adjutant fuhr in einer Kutsche, begleitet von zwei fränkischen Husaren und einem Paar waadtländischen Dragonern, durch das Dorf Thierrens, unfern Lucens, des Nachts gegen zehn Uhr. Dort war eine Dorfwache von Einwohnern, welche die Begleitung des Adjutanten anrief, und auf nicht erhaltene Antwort dessen Wagen anhalten wollte. Die Husaren zogen den Säbel, die Bauern gaben Feuer. — Beide Husaren fielen todt zur Erde, und ein waadtländischer Dragoner ward verwundet. — Der Adjutant Autier sprang aus seinem Wagen, flüchtete zu Fuß nach Milden, schickte von da aus seine Depeschen an den Obersten Weiß, und kehrte zum General Menard zurück, der Tags darauf mit seiner Division in die Landschaft Waadt einrückte. — Diese Begebenheit ist nicht ganz richtig in französischen Blättern angezeigt worden. In denselben heißt es, es sei in diesem Dorfe ein Piquet Bernertruppen gewesen, die den unerwarteten Angriff, ohne das Begleit vorher anzurufen, verübt hätten. Dies ist aber falsch, denn die Berner waren nicht weiter als bis Avenches vorgerückt, und die Thäter dieses unglücklichen Angriffs; als sie ihren Irrthum erkannten, stellten sich freiwillig sogleich in die Gefangenschaft von Lausanne, damit dem Dorfe Thierrens kein Unglück zugefügt werde. Diese Ereignisse und Menards drohender Ton machten solchen Eindruck auf den Obersten von Weiß, daß er für gut fand, Iferten auf das schnellste zu verlassen. Er kam also ganz allein in Avenches an, und gab Befehl, daß alle vorgerückte Truppen auf das deutsche Bernergebiet zurückkehren sollten. — Er selbst nahm seinen Weg nach Bern.

Grafenried traf also die nöthigen Anstalten zum Abmarsch, und da er noch gleichen Abends ein Schreiben vom Kriegsrathe zu Bern erhielt, der ihm dasselbe befahl, zog er in der Nacht ab.

Die Truppen verlegte er in und bei Murten. Er selbst ward auch nach Bern berufen, um fernere Befehle zu erwarten. Die Ursache, derentwillen auch der Kriegsrath von Bern den Abmarsch befohlen hatte, war ein Schreiben der Tagsatzung zu Aarau an die Zweihundert von Bern gewesen, worin man das Verlangen äußerte, daß Bern keine Gewaltthätigkeit zur Wiedererlangung der alten Ordnung der Dinge im Pays de Vaud verüben, sondern alles der Zeit und den Umständen überlassen sollte. Dieses Schreiben von Aarau war durch die Schilderung bewirkt worden, welche die zwei eidgenössischen Repräsentanten zu Lausanne, Statthalter Weiß von Zürich und Landammann Weber von Schwyz, der Tagsatzung über das Waadtland mitgetheilt hatten.

Mengaud wohnte der helvetischen Tagsatzung bei. Sobald dieselbe den 1. Hornung aus einander gegangen war, errichtete Aarau die Freiheitsbäume; dasselbe thaten auch die nächstgelegenen sogenannten freien Aemter und das Thurgau. Zwischen dem 18. und 31. Jänner nahm der ganze Kanton Basel freiwillig die repräsentative demokratische Verfassung an. Indessen vermehrten sich von Tag zu Tag die fränkischen Truppen im Erguel und Bisthum Basel. Bern verstärkte seine Macht ebenfalls in dieser Gegend, und gab dem B. Grafenried, der als Mann von Entschlossenheit bekannt war, Befehl, sich nach Büren zu begeben, und die Leitung der in diesen Gegenden stehenden Truppen zu übernehmen.

Der Monat Hornung verstrich mit Verhandlungen zu Peterlingen und Basel, und mit Truppenvermehrungen auf den beiderseitigen Grenzen. Zu Peterlingen war General Brüne angekommen, sowohl als Obergeneral der fränkischen Truppen, als auch mit aller politischen Vollmacht vom fränkischen Direktorium versehen. In Basel war Mengaud, der gleiche Vollmacht zu haben schien, und an den man auch, besonders wegen Aarau, Ab-

geordnete sandte. Diese Stadt nämlich war einige Tage später, nachdem sie die Freiheitsbäume errichtet hatte, von dem Berner-Oberst von Büren mit einem Paar Bataillons besetzt worden, und die Einwohner wurden entwaffnet. Von diesen flüchteten einige nach Basel, und baten Mengaud um Hilfe. Derselbe ergriff den Anlaß, nicht nur eine gänzliche Genugthuung von der Regierung von Bern zu fordern, sondern auch, daß sie ganz unbedingt ihre Gewalt niederlege. — Merkwürdig ist es, daß zu eben der Zeit Grafenried ein Schreiben von dem Kriegsrath von Bern erhielt, mit dem Berichte des Geschehenen, und dem Beifügen, Oberst von Büren habe Alles ohne Vorwissen und Befehl des Kriegsraths verrichtet, man habe deswegen an seine Stelle den Obersten von Wattenwyl gesetzt. Nichts desto minder führte Oberst von Büren seine gehabte Befehlshaberschaft immer fort. Unter diesen Umständen fand die Regierung von Bern gut, die Landesausschüsse den 1. Hornung zusammenzuberufen, um gemeinschaftlich mit dem ganzen Lande über die Lage desselben zu berathen, und zugleich an einer Abänderung in der Regierungsform zu arbeiten. Es geschah auch den 3. Hornung eine feierliche Eröffnung an das Volk, daß diese Abänderung binnen Jahresfrist vor sich gehen werde, daß die Regierung von Bern ihre Gewalt niederlegen, und eine demokratisch-repräsentative Verfassung annehmen würde.

Allein hiemit waren die fränkischen Bevollmächtigten nicht zufrieden. Sie begehrten, daß die Niederlegung aller Gewalt sogleich geschehe. Dies war es, was Bern nicht konnte, nicht wollte, nie zu thun gesinnt war. Das Patriziat beharrte auf seine Rechte und rief die übrigen Kantone um bundesmäßige Hilfleistung an. — Ihrer innern Stürme ungeachtet kamen auch um die Mitte Hornungs 1400 Zürcher, 400 Glarner, 300 Urner, 600 Schwyzer, 600 Unterwaldner und 100 Mann von der Stadt St. Gallen

auf deutschem Bernergebiet an. — Gegen das Ende des Monats stellte auch Luzern 1200 Mann auf die Grenzen; die Hilfstruppen von Schaffhausen und Appenzell hingegen waren erst im Anzuge, als der Schlag, der Bern stürzte, schon geschehen war; Solothurn und Freiburg bewaffneten sich so gut sie konnten, doch waren die deutschen und welschen Freiburger nicht einig; — die Letztern theilten schon mit den Waadtländern den Wunsch zur Freiheit.

Unvermuthet nahm General Schauenburg, der nun das Kommando über die französische Armee im Bischof-Baselischen führte, den 8. Hornung Besitz von Biel; — diese Stadt war ein zugewandter Ort der Eidgenossenschaft, hatte Sitz und Stimme auf Tagsatzungen, auch noch durch Abgeordnete zu Aarau die Erneuerung des Schweizerbundes beschwören lassen.

Einige Tage nach diesem Ereignisse ward dem geheimen Rath und dem Kriegsrath zu Bern von seinen einsichtsvollsten Dienern ein Entwurf vorgelegt, mit der Deutung, daß wenn man wider Vermuthen keine Uebereinkunft mit den Franzosen abschließen könne, man nicht länger zögern, sondern angriffsweise zu Werk schreiten solle; — noch seie Schauenburg nicht über 8000 bis 9000 Mann stark, vermehre sich aber täglich, und wenn man seinen Angriff abwarten wolle, würde Alles verschlimmert werden. Die Berner sollten unter dem Obersten von Büren, die Solothurner unter dem General Altermat auf verschiedene Standpunkte vorrücken; sobald sie an ihrem Bestimmungsorte angekommen wären, sollte eine letzte Aufforderung an den General Schauenburg ergehen, den Schweizerboden binnen vierundzwanzig Stunden zu räumen. — Würde er solche abschlagen, sollte er plötzlich auf allen Seiten, von hinten durch das St. Joseph- oder Ballstallerthal, gegen Pierre Pertuis — über den Fallern und Tessenberg gegen Rüchenette, von Grenchen und Lengnau gegen Peterlin-

gen, und, von Büren, Gottstadt und Nidau aus, gegen Peterlingen, Biel und Bötzingen gedrängt werden. Der Landsturm sollte ergehen, um die vorgerückten Truppen zu ersetzen, oder bei einem Rückzug zu unterstützen. Der Kriegsrath legte den Plan bei Seite. Die Unterhandlungen hatten ihren Fortgang; Alles schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Doch schien es, als ob die Regierung von Bern niemals von Erfüllung der fränkischen Drohungen überzeugt war.

Den 15. Februar schlossen ihre Abgeordneten förmlichen Waffenstillstand mit General Brüne für vierzehn Tage, um während dieser Frist Alles, wo möglich, noch gütlich beizulegen. Die Grundlage von Brüne's Begehren war die ungesäumte Annahme der schon entworfenen Verfassung einer helvetischen Republik. Die Antwort der Abgesandten war: man glaube, die am 3. Hornung an das deutsche Berngebiet erlassene Verkündigung entspreche genugsam den fränkischen Forderungen, weil kraft dieser die repräsentative Verfassung in Jahresfrist solle angenommen werden.

In dieser Zeit, und zwar am 21. Hornung, erschien eine Abordnung von der Nationalversammlung in Basel; Wernhard Huber und Lukas Legrand waren Glieder derselben. Ihre Absicht war, durch ernste Vorstellungen Bern zu bewegen, die Herrschaft niederzulegen, und einen verderblichen Krieg von den Grenzen Helvetiens zu entfernen, da, was Frankreich forderte, Wunsch jedes freien Schweizers sein müsse — Freiheit und Gleichheit.

Allein umsonst waren die Vorstellungen der Basler. Mit größerer Begeisterung wurde am 26. Hornung der Oberbefehlshaber von Erlach empfangen. Er erschien mit kriegerisch-prangendem Gefolge von Offizieren vor dem Rathe der Zweihundert und den Ausschüssen der Landschaft. Er schilderte mit Beredsamkeit die Lage des Kantons, die Kampflust der Soldaten, und begehrte, für das Wohl des Ganzen, unumschränkte Vollmacht, beim Auslaufe des

Waffenstillstandes nach Gutbefinden handeln zu können. Von denen der Zweihundert blieb keiner, der ihm nicht Beifall gab; allein von den Landesausschüssen waren die Bürger Strauß von Lenzburg und Schnell von Burgdorf anderes Sinnes. Strauß sagte: Er werde niemals zu Krieg stimmen, bis die Regierung von Bern ihre Gewalt niedergelegt habe; wenn nach dieser Handlung Frankreich noch mehr verlange, so werde er sich zu Allem willig und bereit finden lassen; dies sei seine Instruktion, die auch abgelesen wurde. Ihm folgte Schnell von Burgdorf in der gleichen Meinung. — Als abgestimmt werden sollte, entfernten sich Strauß und Schnell. — Es wurde von der ganzen Versammlung mit einhelligem Stimmenmehr dem Obergeneral von Erlach die verlangte Vollmacht zugesprochen. Erlach eilte nun mit seinem Gefolge nach Aarberg zurück. Ehe aber noch die versammelten Räthe aus einander gegangen waren, trat ein Adjutant des Generals Brüne vor die Versammlung, und sagte: Brüne habe erweiterte Vollmacht von Paris erhalten, und wenn man noch unterhandeln wollte, solle man mit unumschränkter Vollmacht versehene Männer nach Peterlingen senden. Diese wurden auch folgenden Tages gesandt. — Nach einigem Hin- und Herreden gab aber Brüne sein letztes Wort: Daß ohne Verzug die bestehende Regierung ihre Staatsgewalt in die Hände einer sogleich niederzusetzenden provisorischen Regierung ablegen solle. — Die künftige Staatsverfassung sei gänzlich nach den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit einzurichten. — Alle wegen politischer Meinung Verhaftete sollen losgelassen werden. — Zurückziehung und Entlassung aller Schweizer-Hilfstruppen und der bewaffneten Miliz.

Wären diese Bedingungen erfüllt, würden sich die Franken vom Schweizerboden zurückziehen und ihn nicht mehr betreten, insofern ihre Hilfe von der neuen Regierung nicht begehrt werden würde. — Für Ja oder Nein hierüber gab er den Abgeordneten Zeitfrist von

sechsunddreißig Stunden — oder bis den 1. März des Nachts um zehn Uhr.

Gleich nach ertheilter Vollmacht an den Obergeneral von Erlach, hatte indeß die Regierung eine Kommission niedergesetzt, die, im Fall des Kriegsausbruchs und unglücklichen Erfolgs, mit den Franken kapituliren solle, damit die Stadt nicht im Sturme übergehe. Bei diesem Anlasse sagte der starkmüthige Schultheiß Steiger: „Ihr wißt alle, daß seit dem Anfange der französischen Revolution ich den Charakter, die Grundsätze und Thaten der Neufranken verabscheut habe; ich begehre weder Gnade noch Ungnade von ihnen. Ich begehre von solcher Kapitulation gänzlich ausgeschlossen zu sein, und daß dies mein Begehren dem Rathsbuche eingezeichnet werde."

Sobald inzwischen der Obergeneral Erlach in seinem Hauptgelager Aarberg angekommen war, berief er (den 27. Hornung) die Kommandanten der drei Berner Divisionen, nebst ihren Adjutanten zu sich. — Die Division vom rechten Flügel befehligten General Altermat und Oberst von Büren, doch unabhängig von einander; der erstere die Solothurner, bei welchen auch einige Berner Bataillone standen, der letztere die Berner, so in den Gegenden von Wangen, Aarwangen und Aarburg waren. Grafenried führte die Division der Mitte; und Wattenwyl die des linken Flügels, so bei Güminnen stand und sich bis Freiburg erstreckte. Diese drei Divisionen konnten höchstens 20,000 Mann stark sein. Als nun die Befehlshaber, ausgenommen General Altermat und Oberst von Büren, versammelt waren, theilte ihnen Erlach seinen Angriffsplan mit, nach welchem den 2. März des Morgens um 4 Uhr die Franken in allen ihren Stellungen sowohl gegen das Waadtland, als gegen das Bisthum Basel angegriffen werden sollten. Der Angriff der Divisionen vom rechten Flügel und des Zentrums war nach dem nämlichen Plane geordnet, welcher

dem Kriegsrathe früher schon vorgelegt worden. Die vom linken Flügel sollten in drei Kolonnen angreifen, — auch von Freiburg aus sollte eine Kolonne vorrücken — und Oberst Tscharner, der zu Ormont ein abgesondertes Korps kommandirte, von da aus gegen die Franken in Aehlen ziehen, alles um die nämliche Zeit und Stunde. — Da nun aber Niemand von der Division des rechten Flügels zugegen war, so gerieth der Kriegsrath in Verlegenheit. — Doch ehe er noch aus einander ging, traf Nachmittags der Oberst Wattenwyl als Abgeordneter des Obersten von Büren ein. Nachdem er Plan und Zeit seiner Ausführung erfahren, erklärte er: seine Division liege allzu zerstreut hin und her, um sie in so kurzer Frist zusammenziehen und an ihre Bestimmungsorte bringen zu können. — Dennoch werde er das Möglichste thun. Man solle aber erwägen, daß Aarberg neun bis zehn Stunden von dem Standpunkte entfernt liege, und wie vieler Zeit es noch bedürfe, um bei seiner Rückkehr die nöthigen Befehle auszufertigen.

Auffallend ist, daß der General von Erlach nicht einmal ein Verzeichniß von der Vertheilung des gesammten Kriegsvolkes in den verschiedenen Ortschaften besaß; sonst hätte er Zeit und Umstände besser berechnen können. Inzwischen wurde aber noch zu Bern über das Ultimatum des Generals Brüne berathschlagt. Man wollte es mit einigen Milderungen annehmen; schickte demnach Befehl an Erlach, alle Feindseligkeiten zu vermeiden, und ließ dem General Brüne melden, daß Abgeordnete von Bern bei ihm anlangen würden, um alles zu beendigen. — Die Vorbehalte der Berner bestanden darin, daß die gegenwärtige Regierung sich als provisorisch erklärte; daß die Urversammlungen binnen Monatsfrist, vom Rückzuge beiderseitigen Truppen an gerechnet, zusammenberufen werden sollen; — daß man den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit, und der Vereinigung der ganzen Schweiz beitrete, jedoch ohne fremde Einmischung.

Die Abgeordneten reiseten nach Peterlingen, kamen aber, von den Vorposten aufgehalten, spät daselbst an. Zwar die Waffenstillstandsfrist war noch nicht ganz verstrichen, noch war es nicht zehn Uhr Nachts, aber Brüne weigerte sich, die Berner jetzt vorzulassen. Die Gesandten sahen die fränkischen Truppen überall in Bewegung, und kehrten über Aarberg unverrichteter Sachen nach Bern zurück. — Als an diesem letzten Tage des Friedens (am 1. März) der Obergeneral von Erlach den Befehl von Bern erhalten hatte, alle Feindseligkeiten einzustellen, theilte er denselben durch Eilboten an die Anführer der drei Divisionen mit; aber die Feldherren erhielten ihn erst spät Abends, besonders die in den entferntern Gegenden. Ueberall waren schon Anstalten zum Angriff geordnet; viele Truppen in Bewegung. Man sandte nun Eilboten umher, Erlachs Gegenbefehl kund zu thun. Viele Schaaren mußten Halt machen, viele sich zurückziehen. Ueberall ward Unordnung.

Was die Verwirrung vergrößerte, war die Uneinigkeit oder das Mißverständniß verschiedener Befehlshaber selbst unter einander, indem entweder ihre Eilboten zu spät oder gar nicht eintrafen.

Ein unglückliches Beispiel dieser Art liefert der Vorfall zwischen dem Obersten Büren und dem Kommandanten Grafenried. Letzterer empfing des Vormittags um 11 Uhr ein Schreiben von jenem aus Solothurn, mit Anzeige, er habe gehört, es sei ein Gepläukel im St. Josephsthal vorgefallen, deswegen habe er zwei Bataillone auf den Weißenstein steigen lassen. Grafenried, unwillig, schrieb soleich zurück, daß folgender Tag zum allgemeinen Angriff bestimmt sei, und diese zwei Bataillone die Angriffskolonne von Lengnau zu unterstützen unumgänglich nöthig wären; er bitte also, sie plötzlich zurückzuberufen. — Büren that aber nichts von diesem, sondern ließ die Mannschaft auf dem Weißenstein im tiefen Schnee stehen. Der Weißenstein ist einer der hohen Gipfel des Jura oder Leberbergs, und liegt in paralleler Linie mit Solo-

thurn. Auch zog keineswegs Büren, dem Angriffsplane gemäß, seine Division zusammen. Den nämlichen Tag, Abends um sechs Uhr, schickten die in der Stadt Büren gelegenen drei Kompagnien Infanterie und eine Kompagnie Jäger Abgeordnete an Grafenried: sie vermuthen, er habe Angriff im Sinne, erklären also, daß keiner von ihnen einen Schritt auf das bischof-baselische Gebiet thun werde. Grafenried antwortete: er sei ihnen nicht schuldig zu sagen, was er im Sinne habe; er hoffe, daß sie Gehorsam leisten werden, sonst müsse er sie als Verräther des Vaterlandes ansehen.

Da eigentlich die Besatzung zu Büren nur bestimmt war, eine Diversion gegen Reiben zu machen, die fränkischen Truppen dort durch heftiges Feuer zu beunruhigen, und an die Aar zu ziehen, damit den von Lengnau aus angreifenden Kolonnen eine Erleichterung verschafft werde, scheint Grafenried erwartet zu haben, daß, wenn sie ihre Waffenbrüder vorgerückt, und mit den Franken im Gefecht sähe, sie auch ihrerseits dennoch vorrücken werde. Inzwischen war der Befehl bei dem Berner Heere verbreitet, wegen neu begonnener Unterhandlungen die Feindseligkeiten zu unterlassen. Niemand erwartete also Angriff von den Franken. Wenn vom Hauptquartier zu Aarberg, bei der Zurückkehr der Abgeordneten aus Peterlingen, sogleich an die Befehlshaber in Nidau und Büren Eilboten abgesandt worden wären, würde vielleicht noch Zeit gewesen sein, die Stellungen von Lengnau bis Solothurn zu unterrichten, daß sie nicht unvermuthet überfallen würden.

Den 2. März, gegen drei Uhr Morgens, hörte man aber in Büren schon die Kanonen und das kleine Gewehrfeuer in der Gegend von Lengnau. Die Besatzung von Büren trat sogleich unter Gewehr. Der Artilleriekommandant Koch ließ zehn bis zwölf Lärmschüsse thun, alle in den benachbarten Ortschaften stehende Truppen aufmerksam zu machen. Grafenried schickte Eilboten ins Haupt-

quartier zu Aarberg, Verhaltungsbefehle zu fordern. Weil indeß die im Dorfe Reiben stehenden Franken keinen Schuß auf Büren richteten, glaubte Grafenried, dem empfangenen Befehle gemäß, keine Feindseligkeiten ausüben zu dürfen, bis er Aufschluß wegen des Gefechtes bei Lengnau erhalten haben würde, welches aus Mißverständniß entstanden sein konnte. Deswegen sandte er auch den Adjutanten Wyß, mit einem Trompeter, in Begleitung fränkischer Husaren, die zu Reiben standen, an den General Schauenburg.

Bis zu seiner Rückkehr schlug der fränkische Befehlshaber von Reiben Waffenstillstand vor, den Grafenried annahm, in der Hoffnung, indessen Verhaltungsbefehle zu erhalten. — Diese Zwischenzeit benutzten aber die Franken zu Reiben zum Aufwerfen von Brustwehren und Batterien; dies und die Einstellung der Feindseligkeiten beunruhigte die Berner Truppen um so mehr, da man durch die allmälige Entfernung des Kanonenfeuers gewahren konnte, daß die Schweizertruppen wichen und sich gegen Solothurn zurückzogen. Als nun der Adjutant zurückkam, brachte er die Antwort: Der Kommandant zu Nidau, Oberst Groß, habe dem fränkischen Obergeneral Schauenburg kund thun lassen, der abgeschlossene Waffenstillstand sei den 1. März des Abends um 10 Uhr zu Ende, und die Feindseligkeiten werden Anfang nehmen; dem zufolge habe Schauenburg gut befunden, zuvorzukommen, und selbst anzugreifen. Daß aber der Angriff der Franken schon voraus bestimmt war, beweiset der zu gleicher Zeit geschehene Angriff des Generals Brüne auf Freiburg.

Gleich nach der Ankunft jener Nachricht in Büren, begann das Gewehr- und Kanonenfeuer von beiden Seiten sogleich. Das Dorf Reiben, welches die Franken besetzt hielten, steht an der linken Seite der Aar, die Stadt Büren auf der rechten Seite, von jenem nur durch den Fluß gesondert, über welchen eine hölzerne Brücke

führt. Die Franken hatten weit mehr Fußvolk, die Berner hingegen mehr schweres Geschütz; die Lage von Büren ist auch vortheilhafter als die von Reiben, weil sie dieses Dorf beherrscht, so daß das Kanonenfeuer der Berner wirksamer war, als das der Franken. Diese litten starken Verlust, die Berner zählten nur wenige Todte und Verwundete. Der Artilleriekommandant Koch gab bei dieser Gelegenheit Proben von Tapferkeit und Kenntnissen, welche den Muth der Berner erhoben. Gegen 10 Uhr kam Nachricht, daß die Schweizer auf der linken Aarseite gänzlich geschlagen, die Solothurner in Uebergabe ihrer Stadt begriffen, die Franzosen Meister der Schiffbrücke zu Leusligen, zwei Stunden unterhalb Büren, wären. — Weil Büren hierdurch rechts bedrohet wurde, zog Grafenried ein zu Dotzigen gestandenes Bataillon, und die zu Arch und Rüti aufgestellten Kompagnien an sich — und nahm Stellung bei Oberbüren, weil dort alle Wege aus den rechts und links gelegenen Dorfschaften zusammenlaufen, und durch Besetzung dieses Punktes die Verbindung der im Rücken liegenden Truppen gesichert wurde. Zu Büren ließ er zwei Kompagnien Fußvolks zurück, nebst Artillerie. Da er von dem Kriegsrath von Bern einen Wagen mit Brennzeug erhalten hatte, um im Nothfall zur Beschirmung der Stadt und der umliegenden Gegend die Aarbrücke in Brand zu stecken, ließ er denselben bei seinem Abzug auf die Brücke stellen, mit Befehl, ihn anzuzünden, wenn Noth vorhanden sei; denn noch hatten die Franzosen keinen Sturm gegen die Brücke gewagt. Einen Ausfall zu thun, wäre nicht rathsam gewesen, weil die Franken, zweiundzwanzig Kompagnien stark, hinter den Häusern von Reiben darauf zu warten schienen, und in einer kleinen Entfernung ein Korps Kavallerie stehen hatten.

Als Adjutant Wyß, dem das Geschäft wegen Abbrennung der Brücke anvertraut war, sah, daß die Franken sich vermehrten,

und anrückten, ließ er die Brücke anzünden. Die Abbrennung der Brücke von Büren hat nachmals viele Klagen veranlaßt. Allein hätte der Adjutant den Sturm abgewartet, um erst alsdann anzuzünden, wäre dieses durch das von beiden Seiten auf die Brücke gerichtete Kartätschen- und Flintenfeuer unmöglich worden. Während die Brücke aufloderte, fingen auch einige Gebäude in Reihen an zu brennen. Sie hatten alle, ausgenommen zwei, Strohdächer. Die Franken schossen aus den Häusern und unter den Strohdächern hervor. Auch in diese bohrten sie Schießlöcher.

Das Kanonen- und Gewehrfeuer ging indessen äußerst lebhaft ununterbrochen auf beiden Seiten fort. Zu verwundern war es, daß die Franzosen mit ihrer Reiterei nicht oberhalb Büren über die Aar setzten, da das Wasser sehr klein war. Auf der rechten Seite der Aar zeigten sich nur in der Ferne von Leusligen her feindliche Streifwachten. In dieser Stellung bekam Grafenried erst (gegen 3 Uhr Nachmittags) Antwort vom General Erlach, der an demselben Morgen nach Bern gereiset, und nun nach Aarberg zurückgekommen war. Diese Antwort, auf einem Blättchen Papier, war der letzte Befehl des unglücklichen Feldherrn. Sie enthielt den Wunsch, daß Grafenried eine Diversion gegen Solothurn machen sollte. Aber Solothurn war längst schon von den Franken besetzt; alle Schweizertruppen auf der linken Aarseite waren geschlagen, gefangen, zerstreut, und — wenn Grafenried alle unter seiner Anführung stehende Mannschaft zusammenzog, konnte er höchstens 2000 bis 3000 Mann sammeln. Diese Bemerkungen sandte der Befehlshaber an den General Erlach. Zu bedauern waren an diesem Tage besonders die Truppen zu Lengnau, meistens Fußvolk und Jäger aus dem Kern der oberländischen Mannschaft, angeführt durch die erfahrensten Offiziere der bernerischen Landwehr. Sie sollten die Angriffskolonne von Lengnau und Romont bilden.

Im Dorf Lengnau selbst konnte man sich unmöglich vertheidigen. Es ist ein großes, an dem Fuß eines Berges und an den bischof-baselischen Grenzen liegendes Dorf, also nur dienlich, Truppen dahin zu verlegen, die nach Erlachs Plan zum Angriff bestimmt waren. Der des Nachts (vom 1. auf den 2. März) dahin gekommene Gegenbefehl verursachte zu viele Sicherheit, so daß dieses Dorf von den Feinden umgangen, und die auf den Anhöhen zu seiner Sicherheit stehende Solothurner Mannschaft aufgehoben ward, ehe ein Schuß geschah. Die Berner waren dort also umzingelt, unvermuthet mit der überlegensten Macht auf allen Seiten angegriffen, und nirgends unterstützt worden. Lange vertheidigten sie sich mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit, und konnten sich auch an einigen Orten durchschlagen. Nach diesem Postengefecht hatten die Franken bis Solothurn nur geringen Widerstand. Alles, wenige Bataillone ausgenommen, befand sich in voller Unordnung. Als die Franzosen vor der Stadt Solothurn erschienen, unterhandelte sogleich der Solothurner General Altermat.

Das Kanonen- und Gewehrfeuer dauerte indessen noch zwischen Büren und Reiben fort, bis dieses Letztere fast gänzlich abgebrannt war, und sich die Franken zurückzogen. In Büren selbst wurden noch durch die Flammen der Brücke fünf Häuser eingeäschert. Gegen 5 Uhr bekam der Befehlshaber von Büren Aufforderung vom General Nouvion, er solle die Stadt übergeben, sonst würde kein Stein auf dem andern bleiben. Grafenried antwortete: Er werde Büren vertheidigen, so lange er könne und solle.

Indessen war die Stellung zu Büren, nach der Einnahme Solothurns, mißlich geworden; die rechte Seite nicht mehr durch Schweizertruppen gedeckt. Es ward dem Feinde leicht, den Punkt ganz zu umgehen. Die Stadt selbst war theils zu klein, um alle Truppen zu fassen, theils auf beiden Seiten offen. Grafenried konnte also im Ernst nicht daran denken, sich hier zu behaupten,

ohne alle Mannschaft dabei aufzuopfern. Er ließ daher Geschütz und Gepäck rückwärts nach Schüpfen ziehen und machte sich fertig, demselben folgen zu können. Am Abend aber erhielt er von der Kriegskanzlei Befehl, mit seinen Truppen eiligst auf Bern zu ziehen. Da Freiburg und Solothurn von den Franken besetzt, deren Vorposten schon bei Neuenegg und diesseits Solothurn standen, war man eines Angriffs auf den folgenden Tag gewiß. Grafenried kam den folgenden Morgen um 3 Uhr bei Bern an. Seine Truppen wurden um die Stadt herum verlegt; — die meisten aber nach dem Grauholz beordert, den General von Erlach zu verstärken, der sich jetzt mit einem Theil des Kriegsvolkes aufgestellt.

Sonntags den 4. März legte die Regierung von Bern endlich ihre Staatsgewalt nieder, und es wurde eine provisorische ernannt. An demselben Tage wurden die zwei Obersten Stettler und Rychener bei Bern von ihren eigenen Leuten, die bei Neuenegg und Laupen standen, und in großer Unordnung umherschwärmten, erschossen. Die Soldaten schrien über Verrätherei, und ermordeten in ihrer Wuth jene Unglücklichen, als dieselben nach Bern eilen wollten, Verhaltungsbefehle einzuholen.

An die Stelle des ermordeten Rychener wurde Grafenried ernannt, mit Befehl, sich dem Feinde bei Neuenegg entgegen zu stellen.

Er ging dahin ab an dem nämlichen Tage. Abends um 4 Uhr fand er seine Truppen, aber in einer Lage, daß er schwerlich von Siegen träumen durfte. Die meisten Soldaten hatten sich in Wein und Branntewein berauscht; schwärmten unter einander umher; Niemand konnte hier befehlen, Niemand gehorchen.

Da aber noch eine wackere Kompagnie Freiwilliger von Zofingen, und eine von der Burgerschaft von Bern ankamen, so stellte er diese nebst einer Grenadierkompagnie zu Bewachung der Brücke und längs den Ufern der Sense auf. — Neuenegg selbst besteht

aus wenigen Häusern, die in der Tiefe des Thals an der Sensebrücke liegen. Die Sense machte die Grenzscheide zwischen den Kantonen Bern und Freiburg, und konnte damals leicht durchwatet werden. Da übrigens das Land auf der Bernerseite sehr offen ist, war dieser Punkt mit so wenigen Truppen, ungefähr 2000 Mann, schlecht zur Vertheidigung gewählt. Dem Befehlshaber blieb daher nichts übrig, als eine bessere Lage zu wählen, und zwar vorwärts zu gehen, um dem Mißvergnügen der Soldaten vorzubeugen, welche in jeder Verzögerung Verrätherei erblickten.

Die vornehmsten Ursachen, derentwillen sich die meisten Soldaten über ihre Befehlshaber beklagten, waren, daß den 2. März bei dem Angriff auf Lengnau verschiedene Bernerschaaren unthätig blieben, weil sie keinen Befehl hatten. Eben so mußten die zwei Berner Bataillons, die auf dem hohen Weißenstein im tiefen Schnee standen, unthätig sehen, was ihren Waffenbrüdern in der Tiefe geschah, ohne helfen zu können. — So waren noch zwei andere Berner Bataillons in guter Ordnung bei Solothurn, als Solothurn schon kapitulirte. So sahen einige Bernertruppen, die sich durch Solothurn zurückzogen, daß man sie nicht nur beschimpfte, sondern sogar auf sie schoß. — Ein anderer Hauptgrund des Unwillens war die Unthätigkeit seit Einnahme von Solothurn und Freiburg, da die Truppen drei Nächte bei kaltem Wetter unter freiem Himmel gestanden, ohne zu wissen, was vorging, oder noch vorgehen solle. — Grafenried entwarf mit seinen Stabsoffizieren, am folgenden Morgen vorzurücken, alle Truppen von Neuenegg und Laupen in einem freiburgischen Dorfe zu vereinen, und gemeinschaftlich gegen Freiburg zu gehen. Auch die Mannschaften von Gümminen sollten angriffsweise verfahren, und gegen Murten vordringen.

In der Nacht wurde dieser Plan nach Laupen geschickt, eine Stunde unterhalb Neuenegg, und von da nach Gümminen, um

die Kommandanten zu bewegen, den Angriffsplan zu genehmigen und zu befolgen.

Um halb zwei Uhr Morgens brachte eine Streifwache Bericht: sie habe großes Geräusch, das sich nähere, und Gewehrfeuer gegen Laupen gehört.

Alle Offiziere verfügten sich plötzlich an ihren Bestimmungsort, und wenige Minuten darauf fiel schon eine Haubitzgranate auf ein Haus zu Neuenegg; dies war das Losungszeichen zum Angriff. Die Feinde waren mit zwei Bataillonen eine halbe Stunde oberhalb Neuenegg, und mit zwei Bataillonen unterhalb Neuenegg über die Sense gegangen, indem sie zu gleicher Zeit mit zwei Bataillonen den Ort selbst über die Brücke anfielen, so daß die Berner auf beiden Flügeln und vorn mit Uebermacht angegriffen waren. Ueberdies wurde von den jenseitigen Anhöhen des Freiburgergebiets ein starkes Haubitzen- und Kartätschenfeuer gegen das bernerische Lager gerichtet. Grafenried ließ die auf den Flügeln gelegenen Truppen rechts und links aufstellen und Neuenegg verstärken. Er selbst stellte sich mit einiger Mannschaft in die große Straße, die von diesem Ort nach Bern geht. In dieser Stellung vertheidigten sich die Berner eine kleine Stunde; die Freiwilligen von Zofingen und Bern, und die Grenadierkompagnie des Bataillons Sternenberg thaten Wunder der Tapferkeit und hielten die Kolonne der Franken an der Brücke lange Zeit auf, bis die Feinde mit einem Reitergeschwader links und rechts durch das Wasser setzten. — Die Gegenwehr auf den Flügeln dauerte kürzer. Die Mannschaft war erst aus dem Schlaf erwacht, meistens noch von der Berauschung des vorigen Tages verdüstert, überdem viel schwächer als Tags vorher, da sie meistens aus den benachbarten Landgerichten gesammelt war. Viele Offiziere und Soldaten waren in der Nacht, anstatt auf hartem Boden und unter freiem Himmel zu schlafen, in ihr gutes Bette nach Hause gegangen; kein

Wunder, daß nach kurzer Gegenwehr sich Alles in den, im Rücken gelegenen, großen Forst flüchtete, von wo dann die meisten nach Hause eilten. — Indessen hatten die Franzosen die Hauptstraße nach Bern noch nicht errungen; Grafenried behauptete sich in dieser Stellung, bis alles auf den Hinterseiten geflüchtet war, und eine fernere Gegenwehr nichts mehr nützte. Er zog sich zurück. Der tapfere Artilleriekommandant, Hauptmann Koch, der auch hier mit gleichem Heldenmuth wie in Büren focht, machte mit einem Paar Kanonen die Nachhut und zog sich Schritt für Schritt unter beständigem Feuern zurück. — Als der Tag angebrochen war, suchte Grafenried die Flüchtlinge zu sammeln, ließ nach Bern von dem Vorgefallenen Meldung thun, und traf auch einige Vorkehren, um die Stadt von dieser Außenseite zu vertheidigen, und die anrückenden Feinde aufzuhalten. Neuenegg liegt nur zwei und eine halbe Stunde von Bern. Die Franken verfolgten aber nicht weiter als eine Stunde lang. Gegen neun Uhr Morgens erhielt Grafenried Verstärkung. Sie bestand aus dem Regiment Thun, dessen Scharfschützenkompagnie, die Scharfschützenkompagnie von Tscharner, die Jägerkompagnie von Aarau und Brugg, und das Hausleutenbataillon von Bern. Sogleich setzte sich Alles wieder in Bewegung, vorzudringen und den Franken den Sieg zu entringen. Offiziere und Soldaten dürsteten nach Rache. Als Alles im Marsch begriffen war, hörte man die Kanonade auf der andern Seite der Stadt gegen das graue Holz, zwischen Schauenburg und Erlach. — Sobald die Stellung des Feindes entdeckt war — noch etwa ein und eine halbe Stunde fern von Bern — bildete Grafenried sogleich eine schiefe Schlachtordnung nebst zwei Reservekorps, griff mit seinem rechten ihren linken Flügel an, überstellte denselben und schlug ihn in die Flucht. — Er ließ ihn durch einen Theil seines rechten Flügels verfolgen, zugleich seinen linken vorziehen und den rechten der Franken angreifen, die durch diese Be-

wegung zwischen zwei Feuer kamen, und nach kurzer Gegenwehr geschlagen wurden. Nach einer halbstündigen Flucht hatte sich der linke Flügel der Franken wieder gesetzt, bei welchem sich endlich auch der rechte sammelte. — Das Treffen begann von neuem auf der ganzen Schlachtlinie — war lange hartnäckig und zweifelhaft. Endlich ließ Grafenried die zwei Reservekorps anrücken; diese mußten dem Feind zugleich rechts und links in die Seiten fallen, welches den Sieg entschied. — Die Franzosen zogen sich unter beständigem Feuern zurück, bis auf die Höhen oberhalb Neuenegg, wo alle Waldungen aufhören. Da bildeten sie sich wieder in vierfacher Schlachtlinie, mit Reiterei auf den Flügeln, und richteten ein heftiges Kartätschenfeuer auf die anrückende Linie der Berner.

Die Franken hatten in dieser Stellung ein frisches Bataillon empfangen, so daß sie um ein Drittheil stärker wurden, als die Berner. Diese bildeten nun Winkel auf den Enden ihrer Linie, um nicht überflügelt und von der fränkischen Reiterei in die Seiten genommen zu werden. So stürmten sie, trotz des heftigen Kanonen- und Flintenfeuers, mit gefälltem Bajonet bergan, schlugen die Franzosen aus ihren Stellungen und von allen Höhen hinunter, ohne daß diese sich wieder setzen konnten, bis in die Tiefe des Thals Neuenegg. Zu Neuenegg selbst wollten die Franken noch einmal Stand fassen, aber vergebens. Sie mußten in großer Unordnung über die Sense, und sammelten sich erst auf den jenseitigen Anhöhen des Freiburgergebiets. — Bei diesem letzten Gefecht eroberten die Berner 18 Kanonen. Einen Theil derselben hatten aber die Berner im letzten Gefecht verloren gehabt. Auch wurden einige Gefangene gemacht. Aber in den folgenden Gefechten des Tages sind keine Gefangene gemacht worden; die Erbitterung war zu groß. Da, wo man handgemein werden konnte, entschied Bajonet oder Gewehrkolbe. An Todten hatten die Berner, so viel man damals, obschon sehr ungewiß, wissen konnte, hundert

und dreiundsiebenzig Mann und viele Verwundete. Von den Franken weiß man die Anzahl nicht bestimmt. Sie muß größer gewesen sein. Ihre Leichname lagen an manchen Orten doppelt über einander. Den folgenden Tag hatten sie in dem Spital zu Freiburg über tausend Blessirte. Ein Theil derselben kam jedoch auch aus dem Gefecht bei Laupen, welches die Franken in der gleichen Nacht und um die nämliche Zeit angegriffen hatten, wo sie aber zurückgetrieben worden waren. Bei dieser Gelegenheit hatte der Hauptmann Kuhn, mit seiner tapfern Kompagnie vom Bezirk Saanen, und ein Theil der Kompagnie von Hauptmann Schweizgäbel ein ganzes Bataillon Franken zersprengt. Das nämliche war auch bei dem Punkt Gümminen geschehen, den die Franken mit nicht besserm Erfolg angegriffen hatten.

Es war drei Uhr Nachmittags, als jenes letzte Gefecht bei Neuenegg vorfiel. Schon rüstete sich der tapfere Grafenried, die Sense zu passiren, um die Franken zu verfolgen, als eine unerwartete Nachricht Alles vereitelte. Es kam ein Eilbote der Kriegskanzlei, mit Anzeige: General Schauenburg habe in verschiedenen Gefechten die Berner gänzlich geschlagen und zerstreut, sei vor die Stadt gerückt, welche kapitulirt habe, und nun von den Franzosen schon besetzt sei. Diesemnach ergehe der Befehl, alle Feindseligkeiten sogleich einzustellen, die Mannschaft zu entlassen, und still nach Hause zurückzukehren.

Erschrocken, betäubt und gelähmt vernahm die Siegesschaar und ihr Feldherr diesen Befehl. Grafenried ließ die Nachricht dem französischen General Pigeon, der jenseits befehligte, bekannt machen, und dieser stellte sein Kanonenfeuer ein.

Aber unsägliche Mühe kostete es dem Obersten Grafenried, seine Krieger zu besänftigen. Ungläubig umringten ihn die großen, zürnenden Haufen. Sie schalten ihn bald Verräther, bald beklagten sie sich mit ihm, bald mußte er ihnen den eingelaufenen Be-

fehl noch einmal vorlesen, inzwischen andere mit Bajonet und gespanntem Hahn droheten. Endlich gelang es, sie zu beruhigen, und nachdem man sich zu Neuenegg mit Brod und Wein erlabt hatte, zog Jeder mit beklemmtem Herzen der Heimat zu.

Auch die Franken hielten sich jenseits sehr still; — sie schickten ein Dutzend Reiter, die ihre Fläschchen von Branntewein angefüllt hatten, und den Bernern aufs freundschaftlichste den Versöhnungstrunk anboten. Sieger und Ueberwundene lagen freundlich beisammen; — der alte Groll erstarb, und Menschen, die noch vor einer Stunde sich den Tod zu geben suchten, koseten mit einander, als wären sie nie Feinde gewesen.

Als nun alle Berner von Neuenegg abgezogen waren, rückten Abends die Franken da ein, so wie auch zu Laupen und Gümminen. Brüne zog in Bern, Schauenburg in Solothurn ein.

9.

Nicht geringere Unschlüssigkeit und Verwirrung hatte mittlerweile unter den Kriegsvölkern der übrigen Eidgenossenschaft geherrscht, welche der Stadt Bern zum Beistand eilen sollten. Nichts war vorbereitet, nichts geordnet; das Volk zum Kriege ungeübt; oft übel und bunt bewaffnet; zuweilen in langen Schaaren Rosenkränze abbetend, unwissend über Alles. Das waren die furchtbaren Früchte jener Grundsätze, in welchen sich die Regierungen bisher gefallen hatten, eine weiland freisinnige, regsame, kriegerische Nation zu beherrschen, oder vielmehr zur Behauptung der Selbstständigkeit zu lähmen.

Wir begnügen uns, noch die Erzählung eines Augenzeugen mitzutheilen, welcher diesen kurzen Feldzug mit demjenigen Kriegs-

haufen machte, welchen der Kanton Schwyz zur Hilfe von Bern ausgeschickt hatte.

Also lautet der Bericht des Augenzeugen:

„Am zweiten März wurde unser Befehlshaber, Aloys Reding, vom Obersten Grafenried aufgefordert, mit seiner ganzen Mannschaft gen Oberweil bei Büren zu eilen, wo wir auch die Hilfsvölker von Uri und Glarus antreffen sollten. Nach einer halben Stunde traten wir den Weg an. Unterwegs begegneten uns nicht nur verschiedene Gepäck- und Munitionswagen, die sich zurückzogen, sondern auch eine große Menge wild umherstreifender Flüchtlinge von den bei Solothurn und Lengnau gestandenen Bernern, die, gegen ihre Offiziere aufgebracht, fürchterliche Flüche ausstießen, und nur darin übereinstimmten, daß Alles verrathen und verkauft sei. Umsonst bemühten sich unsere Offiziere, sie zu bereden, wiederum mit uns gegen Oberweil vorzurücken.

„Wir kamen gegen Nacht in diesem Ort an. Die meisten Einwohner waren mit ihrem Geräthe schon geflüchtet. Die Zurückgebliebenen gaben uns zu verstehen, wir sollten weiter ziehen, sie würden sich nicht gegen die Franken wehren.

„Unterdessen kam der Aide-de-Camp Auf der Maur, welchen unser Anführer nach Büren geschickt hatte, um Verhaltungsbefehle zu begehren, mit dem Bericht zurück, Grafenried habe für jetzt keine bestimmtern Befehle mitzutheilen; würde sich etwas ereignen, sollten wir berichtet werden. Auf der Maur erzählte sogleich, daß er überall große Unordnung und die fast gänzliche Zerstreuung des Bernerheers gesehen, von dem Hilfsvolk aber von Glarus und Uri keine Spur entdeckt habe.

„Diese Nachrichten stürzten den frohen Geist unsers Volks nieder. Ein dumpfes Murmeln durchlief die zusammentretenden Haufen. Man umringte die Hauptleute; man rief: laßt uns umkehren! wer mag Theil nehmen an der Vertheidigung eines Landes,

dessen Einwohner sich selbst bekriegen, oder zur Gegenwehr unentschlossen, oder mißtrauisch wider die Befehlshaber sind? So sprach unser Volk.

„Die düstere Stimmung vermehrte sich. Wir standen einsam. Die Auszüge von Glarus und Uri waren nicht zu erforschen. Wir waren ohne Verbindung, ohne Verhaltungsbefehle. Unsere Hauptleute traten zusammen. Sie erwogen den Befehl der Landsgemeinde, im Fall die Berner uneinig oder zur Gegenwehr unentschlossen sein würden, das Volk zurückzuführen. Und wir gingen nach Buchsee zurück noch in derselben Nacht."

— — In eben dieser Zeit hatte Luzern beschlossen, seine Truppen wirklich gegen die Franzosen vorrücken zu lassen. Die überbrachte Botschaft von Brüne's strengen Forderungen, und den schon an vielen Orten begangenen Feindseligkeiten, hatte die Volksrepräsentanten zu Luzern in Bewegung gesetzt. Sie empfanden die Noth eines festen Entschlusses in diesem Augenblicke. So sehr sie auch Berns hartnäckigen Stolz tadelten, der sich der Wohlfahrt des Vaterlandes nicht opfern wollte, glaubten sie doch, der Schweizerehre willen, und ihren Bundespflichten gemäß, der Stadt Bern beispringen zu müssen, ohne Schuld oder Unschuld lange zu untersuchen.

Sie befahlen dem Obersten Mohr, welcher mit den Luzernern bei Langenthal stand, diese vorrücken zu lassen, wo es Noth der bedrohten Bundesbrüder und des ganzen Vaterlandes irgend heischen könne. „Sie wären übrigens der sichern Ueberzeugung, daß die Luzernertruppen, nach dem rühmlichen Beispiel ihrer Väter und der Stifter ihrer Freiheit, fürs Vaterland siegen oder sterben würden."

Kaum war aber dies Schreiben, welches auch den Soldaten vorgelesen werden sollte, abgegangen, als ein Brief des Obersten Mohr den Schleier von der traurigen Lage der Dinge weghob.

„Die Verwirrung ist am größten," lautet es im Briefe:*) „Alles flüchtet. Wir liegen in St. Urban, Pfaffnau, Rotwyl, Altbüren, Großdietwyl. An uns haben sich die Unter- und die Obwaldner und Zuger angeschlossen; und eben jetzt sind noch dreihundert Berner, die seit zwei Uhr Morgens im Feuer gestanden, angelangt, welchen wir wegen ihrer Mattigkeit in den umliegenden Scheuern Platz geben müssen. Wir halten außerordentliche Patrouillen, weil wir nicht wissen, was sich diese Nacht ereignen dürfte. Ich bitte um die schleunigste Weisung, wie wir uns zu verhalten haben."

Die Regierung von Luzern wiederholte den schon gegebenen Befehl; und fügte hinzu, daß, wenn die Berner auch gänzlich zerstreut sein sollten, man die Hilfsvölker der eidgenössischen Stände zusammenziehen . . . und eine neue Vertheidigungslinie bilden sollte, an welche sich der bereit gehaltene Landsturm schließen werde. Inzwischen wolle man alle Stände der Schweiz zu neuen Anstrengungen aufbieten.

Wir setzen jetzt die unterbrochene Erzählung des Augenzeugen fort, welche uns vom Zustand der Dinge ein anschauliches Gemälde liefert.

„Als unsere Truppen in Buchsee angekommen waren, erschien wenige Stunden nachher auch der Berner General Erlach, mit dem Stab seiner Armee und verschiedenen Ueberbleibseln bernischer Bataillone, weil sie Befehl erhalten hatten, ihre erste Linie zu verlassen. Wir waren froh, endlich Soldaten zu sehen, und entschlossen, mit ihnen zu kämpfen. Es war Mittags (3. März), als der Ruf zu den Waffen erging. Schon standen dem Gerücht nach die Franken bei Schüpfen, eine Stunde von uns. Aloys Reding, unser Anführer, hatte sich schon einmal zum General Erlach begeben, aber ihn, von Strapazen ermüdet, schlafend ge-

*) St. Urban, 2. März.

funden. Er verlangte nun Verhaltungsbefehle vom Oberst Grafenried, welcher aber antwortete: „Ich kann keine geben, da ich selbst nicht weiß, was ich zu thun habe. Was denken Sie aber zu thun?“ — „Ich vereine mich mit den Urnern und Glarnern, so in Bern liegen!“ antwortete Reding.

„Wirklich zogen wir nach Bern. Rechts und links der Straße sahen wir Alles von Flüchtlingen wimmelnd, die von verschiedenen Orten her ihrer Heimat wieder zueilten. Bei der Papiermühle zog sich unser Anführer links auf Worb, und berichtete unsern Kriegsräthen in Bern, daß er seinen Sinn geändert, und nicht mit den Truppen in die Stadt einrücken wolle, weil Bern nicht im Vertheidigungsstand sei. Er wünsche hingegen, daß sich die Urner und Glarner mit uns verbänden bei Worb.

„Die Kriegsräthe kamen in der Nacht zu uns. Sie hießen den Entschluß des Anführers gut. Am folgenden Morgen*) begab sich Reding nach Bern, um mit den Urnern und Glarnern Raths zu pflegen. Die Anführer derselben kamen gerade vom Rathhause, wo sie von der Regierung schon um freien Abzug aus der Stadt angehalten hatten. Aloys Reding stimmte nicht nur bei, sondern eilte selbst mit dem Kriegsrath Müller (von Uri) auf das Rathhaus, und stellte der Regierung hier mit wenigen Worten den verworrenen Zustand des Ganzen dar. „Unordnung lähmt Alles!“ sagte er: „des Volkes Uneinigkeit, das allgemeine Mißtrauen gegen die Obrigkeiten im Zivil- und Kriegswesen, die Aeußerungen der Flüchtlinge, die ich gestern in großen Schaaren auf den Straßen verstreut fand, und die Ueberzeugung, daß bei solchem Wirrwarr von Meinungen unmöglich sei, einen anrückenden Feind abzutreiben, hat auch auf unsere Truppen Eindruck gemacht, daß wir mit Mühe nur Aufstand verhinderten. Diese Gesinnungen werden bald –

*) 4. März.

auch unter andern Hilfsvölkern erscheinen. Und wie kömmt's, daß die Zuzüge von drei andern Ständen in diesen Tagen der Gefahr ferne stehen, an den Luzerner Grenzen? — — Da ich also von meinem Stand befehligt bin, unter solchen Verhältnissen nicht umsonst Volk aufzuopfern, so ist's nothwendig, den Rückzug auf Worb zu nehmen, wo sich Urner, Glarner und St. Galler mit uns vereinigen werden."

„Wirklich zogen diese wenige Stunden nachher aus den Thoren von Bern gen Worb. Am folgenden Morgen (5. März) um 4 Uhr überbrachte uns ein Berner Offizier von seiner Regierung die Aufforderung, gegen das graue Holz zu eilen. Die Kriegsräthe und Befehlshaber der Truppen von Uri, Schwyz, Glarus und St. Gallen traten zusammen. Man pflog Raths und beschloß, nicht dahin zu gehen. Denn wir kannten nicht des Feindes und nicht der Berner Stellung; wir wußten aber, daß die Franken von jener Gegend überall in großen Schaaren vordrangen ohne bedeutenden Widerstand, und daß, dem Gerücht zufolge, Bern sich schon zur Uebergabe bereite.

„Wir säumten nicht länger, und traten unsern Rückzug an, der Heimat zu. Nach zwei Stunden sprengten einige von uns zurückgelassene Offiziere heran. Sie brachten die Nachricht vom Siege der Berner unter Grafenried bei Neuenegg. Die Regierung von Bern beschwor uns aufs neue zu verbleiben. Als diese Botschaft dem Volk kund gemacht ward, erhob sich das Jubelgeschrei desselben zu den Wolken. Wir gelobten, bis auf den letzten Mann zu kämpfen, wenn noch Hoffnung zur Rettung Berns und zum Widerstand sei.

„In fünf Viertelstunden waren wir in Worb zurück. Kaum traten wir hinein, als alle unsere Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet wurden. Bern war schon in die Gewalt der Franken

gefallen; uns blieb keine andere Wahl übrig, als Worb abermals zu verlassen, und die Rückreise anzutreten. Es geschah."

So sank Bern, unbeschützt von seinen Bundesgenossen, die herbeigeeilt zu sein schienen, mehr um Zuschauer vom Untergang dieses Freistandes, als Vertheidiger desselben zu sein. Sie hatten den Donner der Schlacht am Gebirge, sie hatten das Hilfsgeschrei des zagenden Berns gehört, und doch war von ihnen kein Schuß für die Rettung des mächtigsten der eidgenössischen Kantone geschehen. So bereitete furchtsame Klugheit, die einem Kriege mit Frankreich ausweichen und für Bern den Schein der Bundestreue bewahren wollte, nur schnellere Zertrümmerung des Ganzen.

10.

In den Waldstätten ahnete man das Schicksal Berns noch nicht. Wohl drangen mancherlei dumpfe Gerüchte von verlornen Treffen in die Bergthäler; aber diese entflammten nur die Wuth des Volkes. Es sammelte sich zu Uri und Unterwalden zu den Landsgemeinden; es bot die benachbarten Stände zu ungesäumter Hilfe für Bern auf, und schickte sich selbst zu kraftvoller Unterstützung.

Schwyz that desgleichen (4. März); hundert und fünfzig Mann unter dem Hauptmann Hediger, und das zweite Bataillon, unter den Befehlen von Aloys Gwerder, sollten gen Luzern ziehen, und sich gebrauchen lassen, wo es Noth erheische. Ein Landsturm sollte sich rüsten. Alle Fremdlinge, welche für den Staat, der sie nährte, die Waffen zu erheben sich weigerten, wurden des Landes verwiesen. Wer verdächtige Reden ausstreute, sonder Beweis, sollte, wie jene, die wider Vaterlands Wohl oder Ruhe reden, gestraft werden. Die Weiland-Angehörigen, besonders die Einwohner der Landschaft March, wurden von derselben Schwyzer-Landsgemeinde durch Eilboten angefragt: ob sie bei der allgemeinen drohenden

Gefahr sich an die Waldstätte anschließen wollen oder nicht? Den Kriegsräthen, welche man noch in Bern glaubte, wurde befohlen, allen Städten und Oertern kund zu machen, daß man jegliche Gegend feindselig behandeln werde, welche den Franken irgend hold wäre.

So die Landsgemeinde von Schwyz. Furcht, Hoffnung, Zorn und Stolz, und alle Gerüchte, welche wie ein Sturm politischen Gewittern voraneilen, und verwegene Entschlüsse vorbereiten, tobten nun in allen Gemüthern. Das längst Erwartete schien noch immer unerwartet. Durch alle Thäler verbreitete sich wilde Regsamkeit. Die verworrensten Sagen, gehässige Verleumdung einzelner Männer und ganzer Gegenden trieben jetzt ihr freies fürchterliches Spiel.

Eine Schreckensbotschaft folgte der andern auf dem Fuße. Es erschien der Bericht: Freiburg und Solothurn wanken! — Luzern meldete: „Der Feind hat schon Hutwyl und Aarwangen angegriffen; darum eilet unser Landsturm dahin über Hutwyl und St. Urban. Machet euch auf; denn nur durch Schnelligkeit und große Massen kann der Feind zurückgeworfen werden!“

Uri, Unterwalden, Zug und Schwyz säumten nicht. Sie beschlossen, die schleunigste Hilfe zu senden. Uri forderte Schwyz an dem gleichen Tage auf, noch einmal die widerspenstigen Bewohner der March gütlich zu ihren Pflichten anzumahnen; im Fall dieselben aber ihren raschen Schritt nicht durch baldige Rückkehr bessern wollten: so wäre Uri bereit, die Landsleute von Schwyz bundesbrüderlich mit den Waffen zu unterstützen.

Die Landschaften Thurgau und Rheinthal hatten inzwischen dringender, während der steigenden Gefahren, ihre Freiheit gefordert. Schlau zögerten die eidgenössischen Gesandten zu Aarau in der Willfahrung. Noch immer hofften sie, daß das Glück den Waffen der Oligarchie hold sein werde. Als sie aber Alles ver-

loren sahen, widerstanden sie nicht länger, und nahmen als Brüder in den Bund die ehemaligen Unterthanen.

Mit gleicher Ungeduld harrten die Einwohner der Landschaft Gaster der Stunde ihrer Befreiung. Dort saßen die Abgeordneten der herrschenden Stände, und die Ausschüsse, um die alten Rechte aus einander zu sondern, und über die neuen Freiheiten zu handeln. Aber die Bewohner vom Gaster argwöhnten Hinterlist in diesem langsamen Gange. Die Vollmachten und Aufträge der Abgeordneten schienen zu eng. Sie versammelten sich; mit Gewalt wollten sie die Erfüllung ihrer Wünsche erstürmen. Sie drangen um die Mittagsstunde (5. März), mit Knitteln bewaffnet, in das Stiftsgebäu von Schännis, wo die Abgeordneten mit den Stiftsfrauen speiseten. Vom Schrecken übermannt, ertheilten die Gesandten von Schwyz und Glarus, unter Vorbehalt der Genehmigung dieser beiden Stände, den Stürmenden die gänzliche Freiheit, und das Versprechen, ihnen den alten Pfandbrief auszuliefern.

Der Landrath von Schwyz gehorchte dem eisernen Gesetz der Noth. Die Unabhängigkeit der Landschaft Gaster, Uznach und Wesen wurde feierlich anerkannt*), und die Auslösung des Pfandbriefes zwar gestattet, doch unter den merkwürdigen Bedingungen, „daß die Befreiten bei ihrer alten Religion bleiben, das Eigenthum des Stifts in Ehren halten sollten, und daß, im Fall eines Auszuges, kein Theil den andern mit Kosten beladen, noch einer den andern mit Zöllen und Weggeldern beschweren müsse."

Jetzt erscholl in den Gebirgen der Waldstätte die erschütternde Nachricht vom Falle Berns. Es war am 6. März. — Die Gefahr trat näher. Nidwalden schien unentschlossen, ob man die nach Bern gesandte Mannschaft zur Vertheidigung des eigenen Herdes heimrufen, oder sie andern, noch unmittelbarer bedrohten

*) 6. März.

Gegenden überlassen sollte? — Schwyz entschied für das letztere. Denn Luzern hatte vor den Waldstätten darum angesucht. „Ungewiß, ob die Franzosen auch unsere Grenzen feindlich berühren werden," sprach Luzern, „haben wir einmüthig beschlossen, und wirklich Anstalten getroffen, mittelst des Landsturmes unser Land zu vertheidigen. Wir ersuchen euch daher, eure Hilfsvölker (die jetzt auf Luzerner Boden standen) einstweilen, bis die Gefahr vorüber ist, zum Schirm der Grenzen und zur Bildung neuer Vertheidigungslinien zurückzulassen." Der Landrath von Schwyz glaubte noch mehr thun zu müssen. Er ertheilte auch den zwei Bataillonen, die aufs Neue für Bern ausgerüstet waren, Befehl, nach Luzern zu Hilfe zu eilen. Er gesellte den Kriegern verschiedene Personen bei, welche sich um die Stimmung des Luzerner Volks erkunden, und forschen sollten, ob dasselbe entschlossen sei, für Vertheidigung seiner heimatlichen Grenzen zu siegen, oder zu sterben. Uri und Nidwalden hatten zu gleichem Zweck Abgeordnete und bewaffnete Mannschaft ausgesandt. Denn es war im Sinn der Waldstätte, nur dann bis in den Tod für ihre Nachbarn zu streiten, wenn diese selbst von gleichem Muthe beseelt sein würden.

Aber Obwalden konnte sein zweites Aufgebot den Luzernern nicht senden, weil es schon für eigene Sicherheit wachen mußte. Schon waren, zuverlässigen Berichten gemäß, die Franzosen über Thun gegen das Gebirg des Brünig. Obwalden, statt Hilfe zu senden, sprach daher selbst bundesgenössischen Beistand an.

Eben so wandte sich die Regierung von Zürich, welche noch immer mit dem Volke des Landes um Recht und Freiheit haderte, an die Bewohner der Waldstätte. Zu Maila, einem großen Dorfe am Zürchersee, hatte sich eine Nationalversammlung gebildet, im Angesichte der herrschenden Stadt. Maila führte gegen Zürich die Sprache, nicht mehr der Unterthanin, sondern der gleichberechtigten Ebenbürtigen. Darum forderte der Vorort von den Waldstätten,

„weil Bürgerkrieg nahe und fast unvermeidlich schiene, daß die Waldstätte nicht nur getreues Aufsehen halten, sondern auch Hilfsvölker an die Grenzen Zürichs senden sollten, um nöthigen Beistand zu leisten, und in die Stadt selbst Repräsentanten, eidgenössischen Rath zu ertheilen."

Den Wünschen Aller zu entsprechen, die Hilfe verlangten, fehlte es den Gebirgsvölkern an Kraft. Schwyz fand nun sogar räthlich, sich mit den ungestümen Marchern, den ehemaligen Unterthanen, auszusöhnen, die noch einmal in drohenden Worten offene Erklärung der Freiheit ansprachen*). Schwyz stellte wirklich der Landschaft March die Befreiungsurkunde aus, worin auf alle Rechte über Land und Leute für jetzt und künftige Zeiten Verzicht gethan ward**). Zwei Abgesandte mußten den Marchern den Brief der Freiheit überbringen; die hatten den Auftrag, „auf geziemende Weise zu trachten, jene Landschaft zu einer Vereinigung mit dem Kanton Schwyz zu bewegen, auf daß durch die engen Bande der Freundschaft beiderseitiges Wohl befördert werde.

Indem nun die Gebirgsbewohner, enger an einander gedrängt, und mit ihren gewesenen Unterthanen verbrüdert, zum Kampfe bereit standen, empfingen sie unverhofft heitere Botschaft, daß Frankreich friedlichen Sinn für die übrigen Kantone der Schweiz hege. General Brüne hatte nämlich den Abgeordneten Luzerns mündliche und schriftliche Versicherung ertheilt, daß er keinen Auftrag habe, über die Grenzen der eroberten Gebiete von Freiburg, Bern und Solothurn zu ziehen. Eben so hatte, im Namen des fränkischen Vollziehungs-Direktoriums, dessen Minister Talleyrand dem Stande Luzern Glück gewünscht zu der freiwilligen Staatsumschaffung am 31. Jänner. Diese Friedens- und

*) 7. März.
**) 8. März.

Freundschaftsversicherungen wurden unter Trompetenschall und Jubelgeschrei sogleich in der Stadt Luzern verkündet; die Regierung entließ die noch anwesenden Hilfsvölker der Waldstätte und anderer Landschaften mit Dank und Rührung und dem Bezeugen, „daß ihr Vortheil nie von dem anderer Kantone getrennt werden solle, und daß sie, obgleich im vollen Vertrauen auf die Versicherung der fränkischen Regierung, nie aufhören werde, auf die gemeinsame Sicherheit ihr sorgfältigstes Augenmerk zu richten."

Die Mannschaft aus den Waldstätten kehrte also in ihre Hütten zurück, doch mit Befehl, auf ersten Wink zum Aufbruch gefaßt zu sein.

Drittes Buch.

1.

Die Hirten der schweizerischen Alpen, im Gefühle ihrer Unschuld, glaubten anfangs sich wirklich vor Frankreichs Ansprüchen geborgen. Zwar nährten sie geheimen Abscheu vor jenem Volke, welches seine Freiheit mit namenlosen Gräueln besudelt hatte, aber sorgfältig vermieden sie, den furchtbaren Nachbar zu reizen. Die Geschäftsführer der Berg- und Waldkantone hofften indeß, indem sie sich, so wenig als möglich, in Frankreichs Hader mit den Aristokratien mischten, daß der Untergang von diesen das Ende des traurigen Spieles werden würde. — Doch gab ihnen der Anblick der fränkischen Uebermacht und die Leichtigkeit, mit welcher durch Waffengewalt auch der übrige Theil der Schweiz unterjocht werden könnte, so wie das bedeutungsvolle Ausstreuen einer neuen helvetischen Staatsverfassungs-Urkunde, schauderhafte Ahnungen.

Schwyz blieb nicht länger gleichgültig. Es wollte Beruhigung über sein Schicksal. Es räumte freiwillig in offener Landesgemeinde den letzten Anstoß hinweg, welcher ihm Gefahr bringen

konnte, und erklärte alle Angehörige, die noch nicht ausdrücklich freigelassen worden waren, unabhängig.*). Es lud die Nachbarn von Uri, Unterwalden und Glarus zu einer Unterredung in Brunnen ein**), sich über eine Gesandtschaft an den fränkischen Oberbefehlshaber, und über allfällige Rüstung zur Vertheidigung zu berathen.

Schon hatten Unterwalden ob dem Wald und Luzern für sich an den französischen Feldherrn die Frage ergehen lassen: ob sie von Seite Frankreichs Anmuthungen zu befürchten hätten?

Hier folgen die ziemlich gleichlautenden Antworten, welche der bevollmächtigte General beiden Ständen gab:

An Luzern schrieb er: „Die große Nation hat nicht aufgehört, Beweise zu geben, wie sehr sie die Bande schätze, welche sie mit dem Kanton Luzern vereinigen. Sie hat keine Befehle zu Feindseligkeiten gegen denselben ertheilt; im Gegentheil wünscht die große Nation ihre alten Verbindungen mit dem Kanton Luzern zu erhalten, überzeugt, daß selbiger durch seine Liebe zur Freiheit stets würdig sein werde, den Namen: Nachkommen Wilhelm Tells, zu führen"***).

An Obwalden schrieb er: „Die große Nation hat noch nicht unterlassen, die Bande zu ehren, wodurch sie mit dem Kanton Unterwalden verknüpft ist. Auch hat sie zu keinen Feindseligkeiten gegen diesen Kanton Befehl gegeben. Die große Nation wünscht vielmehr, ihre alten Verbindungen mit dem Kanton Unterwalden beizubehalten"†).

---

*) Landsgemeinde. Schwyz, 10. März.
**) Den 9. März.
***) Bern, 20. Ventose VI.
†) Bern, 20. Ventose VI.

Unter diesen Zusicherungen des Oberfeldherrn Brüne erwachte die Hoffnung der Eidgenossen noch einmal.

Es versammelten sich die Gesandten der vier obenerwähnten Gebirgskantone zu Brunnen am See. Auch Zug trat ihnen bei. — Schwyz legte den Entwurf einer Zuschrift an Brüne vor, welcher genehmigt, und nach Bern getragen, dem Feldherrn überreicht wurde.

Folgendermaßen lautet die Zuschrift:

„Bürger General! Die Repräsentanten der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden nid dem Wald, Zug und Glarus geben sich die Ehre, nach dem Auftrag ihrer Kommittenten, nämlich ihrer Landsgemeinden, folgende ehrerbietigen Vorstellungen zu überreichen.

Obwohl keiner aus uns sich jemals vorstellen könnte, daß es in den Grundsätzen der französischen Republik liegen möchte, die demokratischen Stände in jener Freiheit zu beeinträchtigen oder zu stören, welche die französische Nation auch der übrigen Schweiz zum Muster geben zu wollen scheint, so können wir Euch, Bürger General! dennoch nicht bergen, daß die Annäherung der französischen Truppen, die Ungewißheit ihrer Bestimmung, die Nachrichten, die sich verbreiten, auch unter uns wichtige Besorgnisse erregten; und wirklich würden wir die Schätzung der französischen Nation nicht verdienen, wenn wir einen geringern Werth auf jene Freiheit setzten, die uns das Blut unserer theuern Väter erworben, deren Andenken die französische Nation in ihren Schriften heute noch ehrt.

Mithelfer und Zeuge der siegreichen Bestrebungen Eurer großen Nation, wisset Ihr, Bürger General! am besten, was der Enthusiasmus der Freiheit bei einem freien Volke zu wirken vermag.

Indessen haben alle diese Gerüchte, alle diese Besorgnisse das

Zutrauen nicht schwächen können, das wir immerfort in die Gesinnungen der Gerechtigkeit der französischen Republik setzen.

Diese Gesinnungen sind es, die unsere Landsgemeinden bewogen, Repräsentanten an Euch, Bürger General! abzuordnen, um Euch zu ersuchen, unsere Besorgnisse durch die aufrichtige und beruhigende Versicherung zu heben, daß die französischen Truppen unser Gebiet nicht betreten werden, und daß das französische Direktorium nicht gesinnt sei, die Religion, die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Verfassung unserer demokratischen Stände zu stören; eine Verfassung, die wir alle wie eine gute Mutter lieben, die uns seit Jahrhunderten glücklich machte; eine Verfassung, welcher die Souverainetät des Volkes und das Menschenrecht in all ihrer Reinheit und Kraft zum Grunde liegen, und welche daher mit den Grundsätzen der französischen Republik gänzlich übereinkömmt. Ein einziges Verhältniß, worin vielleicht die französische Nation eine Abänderung hätte wünschen mögen, war, daß einige demokratische Stände unter ihrem Volke noch Untergebene oder Angehörige zählten; allein unsere Stände haben keine Untergebene mehr. Sie sind frei, wie wir frei sind, so daß in unserer Verfassung kein Verhältniß mehr besteht, welches den Grundsätzen der französischen Republik widrig sein könnte.

Geruhet demnach, Bürger General! uns über die friedlichen und wohlwollenden Gesinnungen des französischen Direktoriums eine beruhigende Versicherung zu ertheilen, und überzeugt zu sein, daß wir sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als mit der großen Nation im Frieden und gutem Wohlverständniß zu leben.

Empfanget von einem getreuen Bergvolke, das kein anderes Gut, als seine Religion und seine Freiheit, keinen andern Reichthum, als seine Heerden besitzt, die aufrichtige Versicherung, daß dies Volk sich eifrigst bestreben werde, der französischen Republik

von seiner Anhängigkeit alle jene Beweise zu geben, die immer mit seiner Freiheit und Unabhängigkeit vereinbar sind.

Bürger General! genehmiget auch noch die feierliche Gelobung, daß unsere Stände niemals die Waffen gegen die französische Republik ergreifen, nie sich mit ihren Feinden verbinden werden. Unsere Freiheit wird unser Glück sein, und nur Pflicht, dieselbe zu vertheidigen, wird unsere Arme bewaffnen.

Möchten diese feierlichen Versicherungen uns jene gegenseitige Versicherung erwerben, die wir uns von Euch, Bürger General! ehrerbietig ausbitten; dann werden unsere Unruhen und Sorgen sich in jene Empfindungen der Freude und der Anhänglichkeit verwandeln, die wir der Regierung der französischen Republik und ihrem würdigen General unabläßig widmen werden*)."

Brüne empfing die Abgeordneten der Waldkantone nicht nur mit ausgezeichneter Achtung, sondern löschte durch seine Antwort jeden Argwohn im Herzen der Besorgten aus.

Er erwiederte:

„Ich versichere die Repräsentanten der demokratischen Stände, daß bei den Ereignissen, welche die fränkische Armee, von den Berner Oligarchen gereizt, in die Schweiz zogen, die demokratischen Stände nicht aufgehört haben, die Freundschaft der fränkischen Republik beizubehalten, in deren Absichten es nicht gelegen, ihre Waffen auf euer Gebiet zu übertragen."**) — —

Die Waldstätte überließen sich der angenehmen Täuschung, daß das Gewitter vorbeigezogen, und nur den Stolz der Aristokratien zu beugen, hergekommen wäre; um so mehr, da auch Zürich endlich durch den Vergleich zu Küßnacht am Zürichsee***) seiner

*) Bern, den 16. März 1798.

**) Bern, 26. Ventose VI.

***) Den 10. März.

Alleingewalt förmlich entsagt hatte. Denn die Waldstätte, besonders Schwyz, würden, sobald Zürich den äußersten Widerstand zu wagen entschlossen gewesen, der Stadt einen Beistand nicht haben weigern können, welchen sie ihr noch einige Wochen vorher*) freundnachbarlich zugesichert hatten**).

Der einzige Gegenstand ängstlicher Besorgnisse konnte vielleicht noch der umhergebotene Entwurf zu einer einen und untheilbaren Republik in der Schweiz sein. Aber auch diese Furcht erlosch, als Brüne selbst eine rhodanische und eine helvetische Republik, und einen dritten Staat, Tellgau genannt, aus den Trümmern der Eidgenossenschaft zu bilden verkündete. Zum Tellgau sollten die Gebirgskantone gehören, in ihrer alten Form und Weise. Ehrfurcht gegen jene Gegenden, welche die Wiege der europäischen Freiheit, das Vaterland der Helden war, welche Frankreich selbst in seinen Tempeln, öffentlichen Denkmälern und Gesängen ehrte; — gegen jene Gegenden, welche glücklich und muthvoll in uralter Freiheit lebten, schien den Gedanken an einen Tellgau geboren zu haben.

Doch nicht lange lebte dieser Gedanke. Mehrere Männer, welche die verlorne Stärke der Schweiz nur in ihrer unbedingtesten Einheit wieder zu finden hofften, bestritten den neuen Föderalismus.

---

*) Den 1. März.

**) Die Abgeordneten Abegg und Balth. Holdener von Schwyz, welche in die March gesandt waren, sie frei zu erklären und mit dem Kanton Schwyz zu vereinigen, hatten dabei durch einen eben so eigenmächtigen Schritt ihren Stand gegen Zürich sehr bloßgestellt, indem sie der Marcher Landeskommission vortrugen, daß Schwyz entschlossen sei, Zürich zum Einwilligen in die Begehren seines Landvolks zu bewegen, widrigenfalls aber die Stadt zum Wohl gesammter Schweiz mit den Waffen zu demüthigen. — Nie hatten die Abgeordneten zu solcher Erklärung Auftrag empfangen.

Brüne wankte. Als, bald nach bekannt gemachtem Scheidungsentwurf, ein aufgeklärter Helvetier zu ihm trat mit gründlichen Erinnerungen wider diese Trennung, hielt der Feldherr ihm lächelnd auf einem Teller zwei Wassertropfen dar. Durch eine Erschütterung von seiner Hand flossen sie beide zusammen.

Unerwartet daher für die Gebirgsstaaten erfolgte der Schlag, welcher sie in die eine und untheilbare Republik auflösen sollte.*)

Brüne erließ folgende Verkündung:

„Kaum war die Trennung Helvetiens in zwei Republiken entschieden, welche mitten in den letzten Zuckungen der Oligarchie gegen die Freiheit und in der Gährung entgegengesetzter Leidenschaften verlangt wurde: so äußerte sich der Schmerz in allen Gemüthern, und der lebhafte Wunsch für die Vorzüge der republikanischen Einheit.

„Gerührt durch die mannigfaltigen Zeugnisse derjenigen, welche selbst diese Trennung begehrt hatten, stimme ich mit völligem Zutrauen zu den Wünschen für Einheit, da ich versichert bin, daß dieses Begehren aufrichtig sei.

„In Folge dessen werden die Deputirten, welche sich zu Lausanne in ein gesetzgebendes Korps vereinigen sollten, sich sogleich nach ihrer Erwählung gen Aarau begeben, um mit den Abgeordneten der übrigen Kantone das gesetzgebende Korps der einen und untheilbaren helvetischen Republik bilden zu helfen."

2.

Diese Verkündung führte die Völker des schweizerischen Hochlandes plötzlich in den alten Sturm zurück, dem sie entronnen zu

---

*) Proklam. Bern, 22. März 1798. Bald nachher erfolgte des Regierungskommissär Lecarliers Proklam, gleichen Inhalts.

sein glaubten; sie ward das allgemeine Lärmzeichen zur kriegerischen Rüstung der fünf alten eidgenössischen Stände von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Und obwohl sie das Mißverhältniß ihrer Kraft zu der Uebermacht des fränkischen Kolosses fühlten, erschien ihnen ihr Recht doch immer größer, denn jede Gewalt. Nichts aber kann den beugen, der für sein Heiligthum zu sterben entschlossen ist. Alles gibt dem edeln Stolze gleiche Nahrung, und entflammt die Sehnsucht, wenn auch verkannt von unwürdiger Zeitgenossenschaft, doch nicht ohne Werth unterzugehen vor den Augen einer gerechtern Nachwelt.

Nun sich Frankreichs Brigaden den Seen und Vorbergen der hohen Alpen feindlich näherten, konnten die Hirten des unbezwungenen Gebirgs dem fremden Krieger sagen, wie der alte Scythe an den Ufern des Tanais dem Alexander von Macedonien: „Was haben wir mit dir? Nie betraten wir dein Land. Wer du seist, von wannen du kömmst, ist, dessen unkundig zu bleiben, dem Wald- und Oedenbewohner nicht gegönnt? Wir können weder irgend Einem unterthänig sein, noch mögen wir herrschen. Damit du aber die Scythen kennst, wisse: wir haben, als Gabe, empfangen Jochstier, Pflug, Pfeil und Trinkschaale. Deren bedienen wir uns mit Freunden und wider Feinde.“ *)

Uri rief zuerst seinen Bundesverwandten in den Gebirgen zu, Alles eher dahinzugeben, denn die alte Staatsverfassung, „dies theure Erbtheil von den Vätern.“

Schwyz, von gleichen Empfindungen beseelt, ermahnte den Vorort Uri, ohne Zeitverlust, Unter- und Obwalden, Zug und Glarus, selbst, wenn man es gut finden sollte, Appenzell und die alte St. Gallische Landschaft, welche durch eigene Boten an Schwyz schon ähnliche Wünsche zu erkennen gegeben, zu einem eidgenössi-

*) Q. *Curtius.* L. 8. c. 8.

schen Zusammentritt einzuladen*). Es war die Frage: ob man, von Fremdlingen befehligt, die alte, durch das Blut der Väter eingeweihte, Verfassung ohne Widerstand dahingeben, oder die Ehre des bisher ungeschändeten Schweizernamens bis zum Tode behaupten wolle?

Das Einladungsschreiben des Vororts lief durch die hohe Schweiz. Alle Völkerschaften regten sich. In allen Gebirgswinkeln ward es laut. Greise und Kinder dürsteten nach Streit. Der Eifer war so groß, daß selbst die Weiber, ihres Geschlechtes Schwäche uneingedenk, sich zum Kampf erboten.

Es war am ersten Tag des Aprilmonds, da erschienen die Abgeordneten der fünf alten Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus) im Flecken Schwyz. — Nur Unterwalden kam am spätesten. Denn das Volk nid dem Walde war durch Parteiungen getrennt. Ein Schreiben von Luzern, reich an großen Beweggründen, hatte hier die Gemüther eine Zeit lang wankend gemacht zwischen Annahme des Neuen, oder Vertheidigung des Alten. — Schwyz, kaum von seiner Bundesbrüder Unentschlossenheit belehrt, sandte sogleich Boten dahin, die „ältesten Mit-Landleute und Brüder zu beschwören, daß sie in diesen über alles wichtigen Tagen nicht jene heiligen Bande der Bruderliebe zerreißen möchten, durch welche ehemals die seligen Vorväter beider Völkerschaften so fest und glücklich vereinigt waren." Doch die Boten von Schwyz hatten noch nicht die Ufer Unterwaldens berührt, als sie schon erfuhren, daß sich auch dieser Stand, nach einigem Zweifeln, entschlossen habe, dem Kriegsbund der Berg- und Waldkantone beizutreten, und brüderlich mit denen unterzugehen, mit welchen sie so lange das Glück der vorigen Zeiten getheilt hatten.

Ein besonderer Umstand machte die erste Sitzung der fünf alten

*) Schwyz an Uri, den 26. März.

demokratischen Orte noch wichtiger, und wehte die Flamme der Begeisterung höher. Uneingeladen kamen auch Abgeordnete vom Toggenburg, Rheinthal und Sargans, welche alle die Begierde ihres Volks äußerten, sich an die fünf Stände fest anzuschließen, zur Vertheidigung des Vaterlandes. Eben so trafen mit gleichen Wünschen die Abgeordneten von Appenzell Inner- und Außer-Rhoden, der Landschaft und Stadt St. Gallen ein.

Die fünfortische Tagleistung aber, obgleich gerührt von diesen Zeugnissen hohen Gemeingeistes, wagte es doch, wegen mangelnder Bevollmächtigung, nicht, den Deputirten jener Völkerschaften in ihrer eigenen Mitte Sitz und Stimme zu geben. Auch wollte sie auf keine Weise dem fränkischen Heerführer, der jene Kantone schon namentlich zur neuen Republik eingetheilt hatte, den leisesten Vorwand zu Kränkungen gewähren. Man ließ sie also abgesonderte Sitzungen halten, und es ward beschlossen, daß jeder Theil eine eigene Denkschrift an das fränkische Direktorium abfassen sollte, welche aber dann in einerlei Ueberschlag und auf gleiche Weise nach Paris zu bringen wäre. Außerdem ward Alles einig, die gegenwärtige Staatsverfassung mit Gut und Blut zu verfechten, wenn Gewalt für Recht ergehen würde.

Da die Tagleistung schon geschlossen war, meldeten sich auch Abgeordnete der Landschaft March, beauftragt, mit den fünfortischen Gesandten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie erhielten aber, da die Beschlüsse einmal gefaßt waren, keinen Zutritt.

Die Unterwaldner ob dem Walde, während ihre Boten noch in der Reihe der Eidgenossen zu Schwyz saßen, änderten aber plötzlich ihren Sinn. Das Volk von Obwalden, zwar im starken Gefühl seines Rechts, erkannte auch die unwiderstehliche Nothwendigkeit, früher oder später der überlegenen Macht weichen zu müssen. Bei der zärtlichsten Theilnahme am Schicksal der ältesten Bundesverwandten empfand es zugleich die Pflicht, sich

an die Mehrheit der schweizerischen Völkerschaften zu schließen, und seine Selbstständigkeit (als kleiner Freistaat) dem Wohl des Ganzen zu weihen, und Bürgerkrieg zu meiden. Umsonst sandte das Volk nid dem Kernwald, umsonst Schwyz, abmahnende Botschaften an die Landesgemeinde von Sarnen.*) Die Deputirten beider Stände wurden standhaft zurückgewiesen.

Als Obwalden seine Boten gen Bern sandte (wo Schauenburg nun, statt Brüne's, den Oberbefehl über die Frankenarmee führte), um die Annahme der neuen Staatsverfassung anzuzeigen, that auch Engelberg desgleichen. Dies hohe, von majestätischen Eis- und Schneegebirgen umschlossene Alpenthal, durch eine lange, wilde Felsenschlucht mit Nidwalden verbunden, war seit dem Ende des eilften Jahrhunderts Eigenthum einer dort gestifteten Abtei. Des Thales Einwohner, kaum mehr, als zwölfhundert Seelen, obwohl sie ihr Gericht für bürgerliche Händel aus eigener Mitte besetzen durften, erkannten als Unterthanen von jeher die Oberherrlichkeit der Abtei. Glücklich in der einfachen Befriedigung ihrer Bedürfnisse, selbst ungereizt vom Beispiel der sie umringenden freien Völker, hatten die Thalleute nie den Versuch gewagt, jener milden Abhängigkeit zu entgehen. Aber Abt Leodegarius Salzmann, ein weiser, menschenfreundlicher Prälat, stand in diesen Zeiten nicht an, sich freiwillig seiner Hoheit zu begeben, und machte zur Krone seiner tausend Wohlthaten die Befreiung des Thales, welches ihn als Vater und Schutzengel zu ehren gewohnt war.**)

Der Abfall Obwaldens erbitterte zwar die vereinten Gebirgsstaaten, aber schreckte sie nicht von der erwählten Bahn zurück.

---

*) Sarnen ist der Hauptflecken in Obwalden.

**) Schreiben Abt Leodegars an Mengaud. Engelberg den 1. April.

Mochte diese auslaufen zum Siege oder Tode, gleichviel, da beide Lorbeeren trugen.

Schon am fünften April zogen die Gesandten der Eidgenossen nach Bern, um von da nach Paris, der weltgebietenden Stadt, zu eilen.*) Als sie zum General Schauenburg und dem Regierungs-Kommissär Lecarlier gekommen waren, forderten sie die nothwendigen Pässe zur Fortsetzung ihrer Reise, und baten um Fürsprache und Unterstützung.

Es war zu spät. Lecarlier und Schauenburg hatten schon Auftrag, den halbzerstörten eidgenössischen Staatskörper in eine unzertheilte Republik zu verwandeln. Es war also nur darum zu thun, Gründe zu finden, den Befehl zu vollziehen.

Daran mangelte es nicht lange. Die Schwyzer Landleute nährten Groll gegen Luzern, welches sich zur Untheilbarkeit der Schweiz bekannt, und den helvetischen Freiheitsbaum errichtet hatte in allen Dörfern. Die Grenzorte des Schwyzer und Luzerner Kantons, in täglichem Verkehr mit einander, blieben bei der Geschiedenheit der Meinungen über das Schicksal der Schweiz nicht ohne lärmende Auftritte. Zu Greppen im Kanton Luzern wurde der Freiheitsbaum aus dem Boden gerissen, und das dreifarbige Fähnlein der werdenden helvetischen Republik in wildem Triumph nach Küßnacht, am Waldstätter-See, entführt. In andern Gegenden vereinte der Luzerner Landmann seine Stimme mit dem Schwyzer gegen die Stadt Luzern. Es war umsonst, daß Schwyz dagegen Warnung und Strafe verkünden ließ. Allzu unbändig war des

---

*) Es waren Statthalter Aloys Müller von Uri, Landammann Ludwig Weber von Schwyz, Landammann Zweifel von Glarus, wie auch die von Appenzell und übrigen Landschafts-Deputirten, Landshauptmann Jos. Blum von St. Gallen, und Pannerherr Joh. Jak. Mesmer von St. Gallen.

Volkes Grimm. Schauenburg und Lecarlier aber nahmen daraus Vorwand, die der helvetischen Vereinigung abgeneigten Kantone als feindlichgesinnte zu erklären.

Sie verweigerten daher den Abgeordneten in Bern die Pässe auf Paris, und wiesen sie mit Kälte zurück. — Die Denkschriften erreichten also Paris nicht. Verloren aber sollen sie darum nicht der Nachwelt sein. Sie bezeichnen den Geist des Eidgenossen, der auf sein Recht mit gerechtem Stolz gelehnt, die Sprache brüderlicher Zuversicht zu den Häuptern eines neuen, übermächtigen und übermüthigen Freistaates redete.

Also lautete das Schreiben an Lecarlier, den französischen Geschäftsträger:

Die Volksrepräsentanten der ältesten demokratischen Stände der Schweiz, einerseits durch die wichtigen vorgehenden Veränderungen in bange Sorgen gesetzt, anderseits durch die großmüthigen Gesinnungen, welche die französische Republik gegen die freien Volksregierungen immer geäußert hatte, wieder aufgemuntert, hatten eben in dem Hauptflecken Schwyz sich gesammelt, einander ihre Gedanken mitzutheilen, sich brüderlich über Mittel und Wege zu berathen, die sie anzuwenden und einzuschlagen haben möchten, um ihre freie Volksverfassung beibehalten zu können, deren Verlust das gute Volk dieser friedlichen Thäler in einen Zustand von Trostlosigkeit und von Verzweiflung versetzen würde; in unsern Berathungen vorzüglich durch unser unbegrenztes Vertrauen auf die gerechtigkeitsvollen Empfindungen des Vollziehungs-Direktoriums der französischen Republik geleitet, war das Resultat derselben beinahe schon dahin entschieden, ihre dringlichen Vorstellungen über diese wichtige Angelegenheit durch Abgeordnete aus ihrer Mitte dem Vollziehungs-Direktorium überreichen zu lassen, als zu eben dieser Zeit auch die Volksrepräsentanten der schweizerischen Stände und Orte, Appenzell, Stadt und Landschaft St. Gallen, Toggen-

burg beider Religionen, des Rheinthals und Sargans, an dem Ort unserer Zusammenkunft eintrafen, über den gleichen Gegenstand sich mit uns zu berathen.

Obwohl ihre Verfassungen der unserigen ähnlich sind, und gleiche Besorgnisse sie zu uns herführte, hielten uns doch Verschiedenheit der Beweggründe und andere Betrachtungen ab, unsere Vorstellungen mit den ihrigen in eine Bitschrift zu fassen. — Billig aber würden wir den Tadel eines jeden Rechtschaffenen zu verdienen besorgt haben, wenn wir eidgenössische Brüder von eben dem Schritte hätten abwendig machen wollen, durch den wir das Ziel unserer Wünsche am sichersten zu erreichen hofften.

Auch sind wir überzeugt, daß weder Ihr, Bürger Geschäftsträger, noch das Direktorium es uns nicht verdenken werden, wenn wir diese Stände nicht zu hindern suchten, ihre Vorstellungen mit der unserigen der hohen Behörde überreichen zu lassen.

Unterdessen machten wir es uns zur Pflicht, Euch, Bürger Geschäftsträger, auch von dem Umstand bei diesem Anlaß zu benachrichtigen, wo wir uns die Ehre geben, Euch die Vorstellungsschrift mitzutheilen, die wir an das französische Direktorium zu erlassen die Freiheit nehmen.

Die Empfindungen der Menschenliebe und Gerechtigkeit, die vielen Beweise, die Ihr unserer Nation bereits hiervon gegeben, und Eure Kenntnisse von den Verhältnissen unserer demokratischen Stände sind uns so viele Bürgen, daß Ihr unsere ehrerbietigen Wünsche bei dem Direktorium zu unterstützen belieben, und Euch dadurch neuen Anspruch auf unsere Dankbarkeit erwerben werdet, die unauslöschlich sein wird, wie die Empfindungen der Verehrung, die wir Euch gewidmet haben.

Gegeben Schwyz den 5. April 1798.

Gruß und Hochachtung.

Unterzeichnet im Namen der Repräsentanten der Gemeinden

und Räthe der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden unterm Wald, Zug und Glarus:

Weber, Landammann und Pannerherr.
Mod. Schueller, Alt-Landammann.
Joh. Anton Ulrich, Landschreiber des Kantons Schwyz.

Sendschreiben der fünf alten demokratischen Stände an das fränkische Vollziehungs-Direktorium in Paris.

Da sich die fränkische Republik als Freundin und Beschützerin des schweizerischen Volkes erklärte, und die Souveränetät desselben zu respektiren gelobte, schien ihre Absicht einzig dahin zu gehen, die Bestrebungen zu unterstützen, welche die Einwohner der aristokratischen Stände machen dürften, um in der Schweiz die Wiedergeburt jener ursprünglichen Freiheit zu bewirken, zu der unsere demokratischen Kantone den ersten Grund gelegt hatten.

Durch diese von der fränkischen Republik so laut geäußerten Grundsätze beruhiget, waren wir weit entfernt, auch nur zu vermuthen, daß es in den Gesinnungen der fränkischen Republik liegen möchte, in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit jene Volksregierungen zu stören, die sie den übrigen Völkern der Schweiz als ein ihren Wünschen und Bestrebungen würdiges Gut angepriesen hatte.

Unterdessen hatten doch die Annäherungen der fränkischen Truppen, die Ungewißheit ihrer Bestimmung, die Nachrichten, die uns zukamen, die Gerüchte, die sich verbreiteten, auch uns, die Bewohner dieser friedlichen Thäler, in nicht geringe Sorgen gesetzt.

Allein unser lebhaftes Vertrauen auf Eure gerechtigkeitsvollen Gesinnungen, Bürger Direktoren, unser fester Glaube an die Uebereinstimmung Eurer Handlungen mit Euern Grundsätzen und Versicherungen, hatten unsere Besorgnisse wieder gemildert.

Von Eurer Zuversicht belebt, ordneten wir aus der Mitte unserer Volksversammlungen Repräsentanten an Euern kommandirenden General Brüne nach Bern ab; derselben gefällige Aufnahme, die schriftlich und mündlich erhaltenen beruhigenden Zusicherungen, stillten vollends unsere Sorgen.

Kaum aber waren unsere Bekümmernisse gehoben, kaum hatten wir uns wieder der tröstlichen Hoffnung überlassen, als wir von der provisorischen Regierung in Solothurn den Entwurf der neuen helvetischen Konstitution und die Einladung zur Annahme derselben erhielten, und zugleich die Sage durch unser Land ging, daß alle Stände der Schweiz zur Annahme derselben sich zu bequemen hätten.

Wir finden keine Worte, die Bestürzung zu schildern, die diese auf den Zusammenfluß so vieler Wahrscheinlichkeiten gegründete Nachricht unter uns verbreitete.

Vergeblich würden wir Ausdrücke suchen, die Schmerzen zu beschreiben, mit denen uns diese Besorgniß erfüllte, die von unsern Vätern gestiftete Verfassung zu verlieren, die unserer Gemüthsart und unserer Lage so angemessen ist, daß wir seit Jahrhunderten unter ihrem Schutze jenen Grad von Wohlstand genießen, dessen unsere friedlichen Thäler empfänglich sind.

Erlaubt, Bürger Direktoren, daß wir Euch über den Entwurf, auch dieser unserer Volksregierung eine andere Form zu geben (wenn solcher in Euerm Vorhaben liegen sollte), in der ungekünstelten Sprache der Freiheit unsere Vorstellungen machen dürfen.

Erlaubet, daß wir freimüthig Euch fragen, was Ihr denn in dieser unserer Verfassung findet, das gegen die Grundsätze der Eurigen anstoße?

Könnte wohl ein Regierungsplan entworfen werden, nach welchem die Souveränetät so ausschließlich in den Händen des Volks läge? wo zwischen allen Ständen eine vollkommenere Gleichheit herrsche? wo jedes einzelne Glied eine ausgedehntere Freiheit

genieße? — Wir tragen keine andern Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre; kein Joch drückt unsere Nacken, als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auflegen. Anderwärtig mag dem Volk hierüber manches zu wünschen übrig gewesen sein.

Aber bei uns, bei den Abkömmlingen Wilhelm Tells, dessen Thaten für die Freiheit Ihr heute noch preiset, bei uns, die wir bis auf diesen Tag in ungestörtem Genuß dieser Verfassung geblieben sind, und für deren Beibehaltung wir, mit allem Nachdruck des Gefühls einer gerechten Sache, zu Eurer Gerechtigkeit reden, bei uns ist nur ein Wunsch, nur der einstimmige Wunsch — bei der Verfassung bleiben zu können, die uns Vorsicht und Muth unserer Väter gegeben, — und welche Verfassung könnte wohl richtiger mit der Eurigen übereinstimmen?

Wir, das gesammte Volk dieser Länder, dessen Souveränetät zu respektiren Ihr so oft versprachet — wir machen den Landesherrn unserer kleinen Staaten aus; wir setzen und entsetzen nach unserer Willkür unsere Vorgesetzte; die Abtheilungen unserer Kantone erwählen unsere Räthe, die unsere Stellvertreter, die Stellvertreter des Volkes sind.

Dieses ist, Bürger Direktoren, in Kurzem der Inbegriff unserer Regierungsform — ruhet sie nicht eben auf der Grundlage, auf welcher die Eurige erbauet ist?

Wie solltet Ihr denn den Willen, oder je einen Beweggrund, je einen Vortheil haben können, diese unsere Verfassung und damit unser Glück zu zerstören?

Wenn auch die Macht dazu in Euern Händen liegt, wird wohl Eure Gerechtigkeit Euch gestatten, von derselben Gebrauch zu machen, um bei uns an der Stelle unserer Verfassung eine Regierungsform einzuführen, deren Bestandtheile kaum der Hundertste unter uns zu begreifen im Stande ist?

Ein Berg- und Hirtenvolk, in unserm Ursprung immer den Einrichtungen und der Sitteneinfalt unserer Väter getreu, glücklich in unserm Mittelstand, zufrieden bei wenig Bedürfnissen, würden wir aus den beschränkten Einkünften unserer Länder kaum die Besoldung unserer nach der neuen Konstitution zu gebenden Stellvertreter zu bestreiten vermögen.

Die Eingriffe in das Privateigenthum, und auch dieses würde in wenigen Jahren erschöpft sein, müßten in unsern Ländern allgemeine Verarmung erzeugen, und nie versiegende Quelle von Unruhen und Plagen werden.

Wundert Euch demnach nicht, Bürger Direktoren, wenn diese traurige Gewißheit, wenn diese düstern Aussichten uns von der Annahme einer neuen Ordnung der Dinge zurückschrecken, die uns als eine Last vorkommt, deren Gewicht unsere Kräfte übersteigt.

Eure tiefe Politik, Eure genaue Kenntniß der Gemüthsart, der Lage und der Kräfte der Völker, die Euch umgeben, werden die Wahrheit unserer Vorstellungen unterstützen, und beredter als wir wird Eure Menschenliebe für uns sprechen.

Eure große Nation, die ihre größte Ehrbegierde darein setzet, durch erhabene Thaten der Gerechtigkeit und des Edelmuths ihre Jahrbücher zu verherrlichen, könnte sie wohl ihre glänzende Geschichte durch den düstern Zug verdunkeln wollen, daß sie die Verfassung und das Glück eines friedlichen Volks zerstörte, welches ihr nie etwas Leides gethan, das weder den Willen noch die Kraft hat, ihr jemals schaden zu können?

Ferne, dieses zu fürchten, gewähren uns vielmehr Eure geäußerten Grundsätze die tröstliche Hoffnung, daß Ihr die entworfene neue Verfassung nur jenen Völkern der Schweiz geben werdet, die solche verlangten, und daß Ihr mitten unter den Veränderungen, die Ihr zu treffen im Begriffe stehet, jene Volksverfassung, welche die von Euch so oft gepriesenen Schweizerhelden gestiftet,

als so viele bleibende Denkmäler Eurer Gerechtigkeit, ungestört zu lassen gesinnet seid.

Geruhet, Bürger Direktoren, uns noch einen holden Beweis Eures den Volksregierungen günstigen, großmüthigen Schutzes durch die Verfügung zu ertheilen: daß unsern Ländern die Verkehre mit der übrigen Schweiz frei, offen und ungehindert bleiben.

Geruhet besonders, durch die trostvolle Zusicherung Eurer wohlwollenden Gesinnungen uns bald aus der quälenden Ungewißheit zu ziehen, in die wir versetzt sind; dann werden unsere friedlichen Thäler von den Ausdrücken der Dankbarkeit und der Verehrung erschallen, die wir Eurer großen Nation — dieser mächtigen Freundin aller Völker, und ihren würdigen Vorstehern unabläßlich widmen werden.

Gegeben zu Schwyz den 5. April 1798.

Gruß und unbegrenzte Hochachtung.

Im Namen der Gemeinden und Räthen der demokratischen Stände, Uri, Schwyz, Unterwalden nid dem Wald, Zug und Glarus:

Uri	Schmid, Altlandammann. Schmid, Landshauptmann.
Schwyz.	Weber, Landammann Pannerherr. Schueller, Altlandammann.
Unterwalden unterm Wald	Franz Ant. Würsch, Landammann. Zelger, Landshauptmann.
Zug von Stadt und gesammten Land.	Franz Joseph Andermatt. Karl Franz Kaiser. Anton Heß. Aloys Staub. Joseph Baumgarten.
Gemeinsamer Stand Glarus.	Zweifel, Landammann. Felix Müller, Landsstatthalter.

Dom. Anton Ulrich,
Landschreiber des Kantons Schwyz.

Schreiben des Volks von Appenzell, St. Gallen, Toggenburg, Rheinthal und Sargans an das fränkische Direktorium.

Bürger Direktoren!

Euer Beispiel hat die Völker aus ihrem Schlummer geweckt. Seitdem die große Nation die Freiheit wieder auf Erden zurückbrachte, ließ eine Völkerschaft nach der andern sich von diesem heiligen Feuer entzünden.

Und welche Empfindungen der Freude müssen nicht das Herz eines schweizerischen Patrioten durchströmen, wenn er daran denkt, daß die große Nation selbst den ersten Funken ihres Feuers sich vom Altar unsers Vaterlandes holte, da unsere Väter durch ihre Heldenthaten den ersten Stoß dem sklavischen Europa gaben.

Wir sind die Nachkommen dieser Väter, Bürger Direktoren, und, wie wir hoffen, nicht ganz unwürdige Nachkommen, da wir in diesen Tagen der allgemeinen politischen Wiedergeburt auch durch ein rühmliches Bestreben jene alte Freiheit herstellten, die unsere durch den Geist der damaligen Zeiten irregeführten Brüder uns einst wegnahmen; doch jetzt haben eben diese Brüder, die würdigen Söhne der Tellen, ihrer Väter, gewarnt vom Geiste unserer Zeit, sich selbst vor den Augen der Nachwelt dadurch geehrt, daß sie freiwillig einer Herrschaft über Brüder, die ihnen gleich an Rechten sind, entsagten.

Mit einem Wort, Bürger Direktoren, wir sind nun alle frei, nach dem Beispiel des demokratischen Kantons Appenzell, unsers Vorgängers auf dem Pfade der Freiheit, der schon über viert-halbhundert Jahre alle Vortheile der unveräußerlichen Menschenrechte genießt, und sich hier an unserer Spitze unterzeichnet, denn auch er wünscht mit uns in der alten demokratischen Verfassung bleiben zu können.

Aber wie wurden wir überrascht, als auf einmal eine uns bisher unbekannte Konstitution erschien!

Erlaubet uns, Bürger Direktoren, daß wir Euch hierüber unsere Empfindungen mit derjenigen Offenheit anzeigen, die sich für freie Menschen so wohl schickt.

Vor allem aus müssen wir fragen: warum will man uns demokratisiren? Ist unsere Verfassung nicht schon demokratisch genug? Ist unser Volk nicht der einzige Souverän, der die Gesetze macht, und seine Obrigkeiten erwählt nach einem repräsentativen System, das schwerlich reiner ausgedacht werden könnte? Das sind Wahrheiten, die nicht zu widerlegen sind; wir hoffen daher, Bürger Direktoren, Ihr werdet unsern einzigen, unschuldigen Wunsch billig finden, daß wir in unserm Ruhestand bleiben, und uns regieren können nach dem Muster der Urväter, die Ihr so hoch schätzet, und unserer Brüder in den demokratischen Kantonen, die Ihr nicht weniger schätzet.

Ueberdies verträgt sich diese Konstitution allerdings nicht mit unsern Lokalverhältnissen, Naturanlagen, Charakter, und besonders jener einfachen Armuth, die für ein Hirtenvolk ein wahrer Reichthum ist; denn sie ist eigentlich nur eine Einschränkung der künstlichen Bedürfnisse und die Zufriedenheit mit seinem Schicksale. Hingegen diese Konstitution, vielleicht anwendbarer auf reichere Länder, würde in wenigen Jahren unsere ländliche Haushaltung zu Grunde richten. Und wäre dies nicht unser größtes Unglück, und das unverträglichste Leid, das man uns anthun könnte? Und Ihr solltet uns ein solches Unglück und den Ruin unserer Kinder durch eine gezwungene Annahme derselben Konstitution bereiten wollen?

Nein, das könnet Ihr nicht, Bürger Direktoren! Eure aufrichtigen und, daß wir so sagen, alt-fränkischen Gesinnungen (wir finden kein besseres Wort, uns angemessen auszudrücken), Eure republikanischen Grundsätze, Eure gerechten Maßregeln, Eure un-

verletzliche Geradheit, Alles schützt uns vor dergleichen Zumuthungen, die man uns in Zukunft machen könnte.

Hier in diesen wenigen Zeilen leset unser Verlangen, unsere Wünsche und unsere Hoffnungen. — — Werdet Ihr uns erhören? Ja, Ihr werdet es — — und dann werden auch wir nicht aufhören, in Euch und in der großen Nation, deren Stelle Ihr so würdig vertretet, die unerschütterliche Stütze der schweizerischen Freiheit zu verehren.

Schwyz, den 5. April 1798.

Republikanischer Gruß und Achtung.

Die Kantone, Landschaften und das Volk von Appenzell Inner- und Außer-Rhoden, Landschaft und Stadt St. Gallen, Toggenburg, Rheinthal und Sargans, und in deren Namen die Repräsentanten:

Bischofberger, Spieß, Künzle, Meyer, Bolt, Dudly, Gschwend, Bernold.

3.

Als die Abgeordneten der verbündeten Eidgenossen unverrichteter Sache zu ihren Heimaten zurückgekommen waren, nahm die Wuth des Volks überhand. Vom Waldstätter- bis zum Boden-See, durch die ganze Kette der Hochgebirge wildes Geschrei. In furchtbarer Begeisterung predigten Väter und Mütter ihren Kindern den Tod fürs Vaterland. Mönche verließen ihre Zellen, Hirten ihre Heerden. Jene riefen den Fluch des Himmels über die Mörder der Freiheit und Religion; diese sprachen Prophezeiungen. Die erhitzte Einbildungskraft sah Wunder und Zeichen. Die Tage von Morgarten und Näfels schienen wieder angebrochen zu sein; Frankreich stand nun an der Stätte Oesterreichs; der Freiheitsbaum war es wieder, vor welchem sich die Tellen beugen sollten, wie vor

Jahrhunderten geschehen, und der fränkische Heerführer mit seinen Gefährten war der verabscheute Geßler mit den tirannischen Landvögten.*)

Lecarlier und Schauenburg, unbekümmert um die Verzweiflung der Gebirgsvölker, eilten ihr Werk zu vollenden. Der Regierungs-Kommissär schrieb an die Bewohner der Kantone Schwyz, Zug, Uri, Glarus, Appenzell, Nidwalden, und an die Bewohner der Stadt und Landschaft St. Gallen, so wie auch an die Distrikte, welche den neuen Kanton von Sargans ausmachen sollten:**)

„Bürger, ich habe Euern Abgeordneten den ausdrücklichen Willen des fränkischen Direktoriums zu erkennen gegeben. Sie werden Euch denselben mittheilen. Ihm widerstreben zu wollen, wäre Euerm Interesse, wäre der Klugheit entgegen gehandelt. Euer Wohl, Eure Ruhe erfordern die innigste Vereinigung mit den übrigen Theilen der Schweiz; der gesellschaftliche Vertrag, der Euch an denselben anschließen soll, ist Eurer Lage angemessen. Sollte er auch hin und wieder einiger Berichtigungen bedürfen, so wird die neue gesetzgebende Versammlung dieselben ausführen. Bürger! Man hat Euch gegen die neue schweizerische Verfassung einzunehmen, man hat sie Euch mit den häßlichsten Farben zu

---

*) In den Gemälden, weit älter als die fränkische und helvetische Revolution, ist Wilhelm Tell immer in die helvetischen Nationalfarben (grün, roth und gelb) gekleidet. Aber seltsam ist's, daß dabei der verhaßte Landvogt Geßler mit seinen Gesellen in der fränkischen Nationalfarbe (roth, blau und weiß) erscheint. In Wilhelm Tells Kapelle zu Bürglen in Uri und an andern Orten sieht man dies noch jetzt; vielleicht daß mancher Landmann daraus böse Deutung gezogen.

**) Bern, Hauptquartier, 22. Germinal VI. (11. April 1798.)

schildern gesucht. Menschen, die ihrem Privatinteresse das Glück und die Ruhe des Vaterlandes aufopfern wollen, haben Euch gesagt, diese Verfassung benehme Euch Eure Freiheit, schränke Euern Handel, Eure Viehzucht ein, überlade Euch mit öffentlichen Abgaben, und zerstöre die Gewissensfreiheit. Ich will Euch mit Wahrheit und Offenherzigkeit über alle diese Punkte belehren.

„Die Souveränetät bleibt immer in den Händen des Volks, weil die Wahlmänner, welche die öffentlichen Beamten ernennen, durch dasselbe gewählt werden müssen. Diese Regierungsform, indem sie dennoch demokratisch sein wird, hat unter andern den Vortheil, Unordnungen und Zügellosigkeiten zu verhindern.

„Die neue Verfassung, weit entfernt, Euern Handel und Eure Viehzucht einzuschränken, wird Euch neue Ansprüche auf Frankreichs Freundschaft geben, und Euch mit der großen Republik neue Hilfsquellen eröffnen. Die Abgaben werden nicht im Verhältniß mit den öffentlichen Beamten, die Ihr zu ernennen habt, und die aus dem allgemeinen Schatz bezahlt werden, sondern nach Eurer Lage und Euern Hilfsmitteln erhoben. Da ferner die Verfassung ausdrücklich die Gewissensfreiheit festsetzt, so ist jeder Zusatz in diesem Betreff überflüssig.

„Ich glaube nun die Haupteinwürfe gegen die neue schweizerische Verfassung auf eine Art beantwortet zu haben, die mich hoffen läßt, Ihr werdet durch ihre Annahme Euch die unzählbaren Uebel ersparen, die im entgegengesetzten Fall Euch bedrohen, und eine längere Weigerung Euch unfehlbar zuziehen würde.

Lecarlier."

Schauenburg, als Krieger, begleitete mit dem Schwerte diese Lehre. Am gleichen Tage verkündete er in einem Flugblatt: daß Priester und Obrigkeiten der Landschaften St. Gallen, Toggenburg und Appenzell, so wie auch der Kantone Zug, Glarus, Uri, Schwyz und Nidwalden, mit ihren Köpfen für die öffentliche Sicherheit

haften sollten, und daß, wenn binnen zwölf Tagen nicht in diesen Ländern die Urversammlungen über Annahme der neuen Verfassung zusammengerufen sein würden, die Priester und die Regierungen als Mitschuldige der schon gestürzten Oligarchen angesehen und behandelt werden sollten. *) Des Zweckes aber noch gewisser zu sein, und den Gebirgen ihre Abhängigkeit von der Ebene, bei jedem Versuch einer Trennung, fühlbarer zu machen, verordneten die französischen Machthaber zugleich eine strenge Sperre gegen das Hochland.

Weit entfernt, den Trotz der Bergbewohner zu beugen, reizten alle Drohungen nur derselben Wuth und Stolz. Seit Jahrhunderten von den europäischen Mächten, als selbstständige Freistaaten, mit Würde behandelt, hörten sie sich hier von einem Geschäftsträger der fränkischen Regierung Rebellen und Schwärmer genannt. Frankreich, welches selbst nach dem Vorbilde der schweizerischen Republiken Freiheit und Rechtsgleichheit verkündet hatte, kam, das Vaterland Tells zu verwüsten, welches seine Freiheit nicht auf einen Machtspruch des Fremdlings hingeben wollte; Frankreich, welches nur Krieg den Thronen, Friede den Hütten gepredigt hatte, erschien mit gewaffneter Faust vor den armen Dörfern jener Hirten, deren Glückseligkeit längst beneidenswürdig hieß; — Frankreich, welches noch vor wenigen Wochen den Demokratien Frieden und Dauer der Freundschaft verhieß, und daß es die Bande nicht brechen wolle, welche die schweizerischen Hirtenstaaten mit der großen Republik vereinten, fiel die Getäuschten an, welche, wenn nicht vom Sittlichkeitsgefühl der fränkischen Machthaber, doch von ihrem Stolze erwartet hatten, daß sie neben Waffenübermacht sich niedriger List schämen würden.

Nicht weit von da, wo der Muttastrom zwischen hohen Ufern

---

*) Hauptquartier Bern, 22. Germinal VI.

aus dem rauhen Waldthale hervorrauscht, in einer romantischen Gegend unter niedrigen Hügeln, im Angesichte des ungeheuern Gebirgskranzes, welcher das Hauptthal von Schwyz umrankt, ist ein erhabenes Plätzchen, von den Zweigen uralter Bäume überschattet. In der Nähe liegen die Hütten von Ibach und seine Brücken über den Strom. Eine Viertelstunde ferner der Hauptort des Freilandes am Fuße des prächtigen Haggen-Bergs. Dort war der Ort, wo sich seit Jahrhunderten alljährlich das freie Hirtenvolk von Schwyz zu versammeln gewohnt war, in offener Landsgemeinde über des Vaterlandes Angelegenheiten zu sprechen; dort hatte die Vorwelt ihren Freiheitsschwur geschworen unzähligemal; dort fühlte sich der Schwyzer in seiner Kraft, in seinem Stolze, in seiner Glückseligkeit, — und dort war es, wo nun am 16. April des Jahres 1798 die Staatsbürger über Auflösung ihrer alten Verfassung befragt wurden. Sie hörten den mündlichen Bericht ihrer nach Paris verordnet gewesenen Gesandten; sie hörten die Proklamationen der gebieterischen Befehlshaber der Franken.

Das Entsetzen schien einen Augenblick alle Zungen zu lähmen. Eine fürchterliche Stille herrschte über den Tausenden. Keiner konnte den Gedanken fassen, daß es möglich sei, so zu fordern, noch weniger, solcher Forderung zu entsprechen. Seit einem halben Jahrtausend des Glücks unbeschränkter Freiheit genossen haben, und es aufopfern sollen in einem Augenblick, auf das Zürnen eines Ausländers hin — sich entschlagen einer Landesverfassung, die jeder als den Quell seines Wohlstandes, seines Lebensgenusses, als das schönste Erbtheil seiner Ahnen ansah, welches einst auch wieder die beste Hinterlassenschaft für den Enkel sein sollte, — ein Kleinod vertauschen, schon lieb und heilig, weil es, mit Heldenblute errungen, von den Vätern stammte; vertauschen, unter Bedrohung von Waffen- und Hungertod, gegen ein Gut, so Niemand kannte, und das in den blutigen Händen des schreck-

lichen Gebers am wenigsten lockte — dies hätte das schlaffeste Volk nicht ertragen.

Eine furchtbare Raserei bemächtigte sich der Versammelten. Das Geschrei der Menge stieg gen Himmel. Jeder redete, keiner hörte mehr. „Wie," rief man, „sind das jene so oft, so feierlich wiederholten Versicherungen von Freundschaft und Frieden? — Ist das die Freiheit, um welche wir die unsere dahingeben sollen? — Was haben wir dem Franken gethan, daß er uns an will? — Das Blut unserer Väter, ist's vergebens geronnen? — Haben wir nicht Blut, haben wir nicht Arme, nicht Herzen? —"

Mitten in diesem Sturme erhob sich die ganze Landsgemeinde. Das Volk schwur unter freiem Himmel zu Gott und allen Heiligen den feierlichsten Eid: „Gott allein sei unser Herr! wir dienen keinem andern! und wollen für Religion, Freiheit und Vaterland mit Freuden Leib und Leben, Gut und Blut aufopfern; wollen lieber als Christen und freie Schweizer sterben, denn fremdes Joch unsern Kindern aufladen!"

In den Augen der Greise und der Jünglinge funkelten Thränen der Wuth und des Schmerzens. — Solche Thräne entehrt die Wange des freien Mannes nicht.

Das Volk warf seinen Fluch auf das „Büchlein von der neuen helvetischen Konstitution", und befahl, jeden, geistlichen oder weltlichen Standes, welcher öffentlich oder in geheimen Zusammenkünften diese Konstitution anrathen, loben, oder als gut auslegen würde, wie einen Staatsverbrecher zu greifen und dem Gerichte zu überantworten.

Das Land in Vertheidigungsstand zu setzen, ward ein Kriegsrath ernannt aus sechs Gliedern, bevollmächtigt, sich sechs andere Landleute, als Miträthe, beizuordnen. — Beim Vaterlandseid war Jedermann verbunden, den Befehlen des Kriegsraths zu gehorchen in Allem. — Es ward ferner verordnet, daß alle streitbare Mann-

schaft täglich in den Waffen geübt werden solle; daß die Uebrigen sich zum Schanzen bereit halten müssen. Allen Schwyzern außer der Heimat, aber doch inner den Grenzen der Eidgenossenschaft, wurde geboten, bei Verlust des Vaterlandes, nach Hause zu kommen.

Diese Landsgemeindenbeschlüsse wurden sofort vollzogen, und durch Eilboten an alle Stände und Landschaften versandt, welche bei der letzten Zusammenkunft in Schwyz ihr Wort der Treue und des Beistandes gegeben hatten. Sie wurden aufgefordert, sich zum Kampf zu rüsten, und Mitglieder zum schwyzerischen Kriegsrath zu senden.

Noch an demselben Tage erschienen mehrere Abgeordnete von dem obern und untern freien Amt, und aus dem Luzerner Kanton, die, laut Auftrag ihrer Gemeinden, den Wunsch äußerten, mit Schwyz gemeinsame Sache zu machen. Der heilige Eifer schien die ganze Schweiz zu beseelen, welche noch nicht von fränkischen Heeren gelähmt war, und das Schicksal der Eidgenossenschaft nur von einem großen, glücklichen Schlage abzuhängen, durch welchen alle Völkerschaften geweckt, zu gleicher Stunde gegen die Macht der Fremden auf vaterländischem Boden sich erheben würden.

Luzern hatte inzwischen, gemäß dem Befehle Lecarliers, gegen die Schwyzergrenzen zur verordneten Sperre Mannschaft ausgestellt, und ließ auf dem See zu gleichem Zweck ein bewaffnetes Schiff segeln. Darum sandte Schwyz das dritte Bataillon, nebst hundert Scharfschützen, unter Anführung des Hauptmanns Karl Fäßler, gegen die Grenzen bei Küßnacht.*) — Luzern fürchtete den Bürgerkrieg. „Wir haben nicht aufgehört, eure Freunde und gute Nachbarn zu sein, schrieb es an Schwyz: wenn wir uns gleich nicht dem Ansinnen des fränkischen Regierungskommissärs Lecarlier entziehen konnten, unsere Grenzen zu besetzen."

*) Den 18. April.

Schwyz antwortete: „Es kann die Ruhe bei uns nur hergestellt und befestigt werden, wenn ihr mitwirket, daß die Bande der eidgenössischen Freundschaft nicht nur nicht aufgelöset, sondern durch Beibehaltung unserer Verfassung noch enger geknüpft werden."

4.

Die Seele des neuen Kriegsbundes gegen Frankreich war Schwyz. Hier war kein Wankens mehr in der Wahl zwischen Tod und Schande; hier kannte Niemand mehr die Furcht, welche Frankreich der halben Welt für sich einzuflößen gewußt hatte; hier wog Niemand die Macht des Feindes gegen dessen Unrecht. — Hätte gleicher Heldengeist, gleiche Eintracht alle Eidgenossen beseelt, so würde Schauenburgs Heer sein unvermeidliches Grab in den Alpen gefunden haben.

Aber kaum alle diejenigen Landschaften und Kantone, welche noch vor wenigen Tagen zu Schwyz die feierlichsten Gelübe des Beistandes in Noth und Tod gethan, blieben dem Worte treu. Selbstsucht, Nebenvortheile, Eifersucht, Ortsgeist und alle andere Erbfehler des Bundeswesens trennten bald Kanton von Kanton, Dorf von Dorf. Nicht Schauenburgs Brigaden, sondern die Gebrechen der Eidgenossenschaft zerstörten die Eidgenossenschaft; auch ohne Frankreichs Zuthun war ihr Untergang gewiß.

Die Männer von Schwyz, ausgesandt, die Stimmung der Gemeinden in den obern und untern freien Aemtern zu erforschen, kamen mit frohen Botschaften heim. Sie brachten von den meisten Gegenden schriftliche Zusage, daß sie mit den fünf alten demokratischen Kantonen halten, und Wohl und Weh, wie Brüder, theilen wollten.

Nicht so aufmunternd lauteten die Botschaften von St. Gallen und Rheinthal, Toggenburg und Appenzell.

Die alte Landschaft St. Gallen erklärte, daß sie mit Freuden dem bundesmäßigen Ansuchen von Schwyz entsprechen würde, wenn sie nicht durch eigene Gefahr gebunden wäre. Denn es hätte das benachbarte Thurgau die neue Verfassung angenommen, und mehrere hundert Mann gegen die St. Gallischen Grenzen ausgestellt. Sie selbst wäre kaum stark genug, ihr zehn Stunden langes Gebiet hinreichend zu schirmen.

Die Stadt St. Gallen stimmte ähnliche Klage an. Ihre eigene bedenkliche Lage mache ihr unmöglich, entfernten Freunden Hilfe zu widmen.

Das Rheinthal hatte in offener Landsgemeinde zwar dem Gemeindsbeschluß von Glarus beigestimmt, Freiheit und Unabhängigkeit mit Gut und Blut zu schirmen; aber einen Zuzug von Hilfstruppen konnte es den fünf Bergkantonen nicht senden, so lange es in Gefahr stände, von den Thurgauern überfallen zu werden; andererseits im Dunkeln wäre über den Entschluß von Appenzell, von Toggenburg, von der alten Landschaft und St. Gallen, dem Sarganserland, Gaster, Uznach und der Landschaft March. Wenn es für sich selbst beruhiget sein würde, wolle es gern den fünf Orten seine Völker senden; inzwischen begnüge es sich, zum Kriegsrath nach Schwyz zwei Hauptleute, als Mitglieder, abzuordnen.*)

Das katholische Toggenburg berichtete, es könne nicht entscheiden, ob Beistand senden, bis seine Gemeinden bestimmt über Annahme oder Verwerfung der neuen Konstitution abgemehrt haben würden.**)

Appenzell schrieb: es habe mit Entschlossenheit wider den

*) Diese kamen zwar; der Kriegsrath der fünf Orte entließ sie aber sogleich wieder.

**) Es nahm die Konstitution an.

Wechsel der Staatsverfassung entschieden. Demungeachtet könne es an dem gemeinschaftlichen Kriegsentwurfe nicht Theil nehmen, theils weil es seiner Hauptleute keinen, zur Sendung in einen entfernten Kriegsrath, entbehren könne, theils vorher wissen möchte, wie Toggenburg gegen Appenzell gesonnen sei. Zudem hätten vier Gemeinden des Appenzells die neue Verfassung angenommen, und damit Zwiespalt und Verwirrung ins Innere gebracht.

So waren plötzlich viele der sichersten Hoffnungen der Waldstätte vereitelt. Nur die kleinen Gelände von Sargans und Uznach, Gaster und March blieben standhafter.

Sargans eröffnete, es wolle nicht lassen vom Bunde der Eidgenossen, und mit seinen geringen Kräften die Sache des Vaterlandes vertheidigen helfen. — Uznach machte sich anheischig, einen Zuzug von 800 Mann zu schicken. — Gaster sandte wirklich, statt aller Antwort, seine vier ersten Aufgebote gen Schännis, sich dem Heer der Bergkantone anzuschließen.

So blieben sich im Augenblicke der großen Gefahr die fünf alten Orte von Uri, Schwyz, Unterwalden (nid dem Kernwald), Zug und Glarus ziemlich allein überlassen.

5.

Aber auch diese, mehr einzeln, für sich, als für das Ganze in Sorgen, schienen kein Verbindungsmittel ihrer Vortheile zu kennen. Es war ihnen mehr darum, Hilfe zu begehren, als zu leisten. Kein allumfassender Geist leitete sie. Sie fühlten nur das Bedürfniß ihrer Heimat.

Noch ehe der Krieg wirklich begann, bot Nidwalden schon den Beistand von Schwyz auf*), um gegen Obwalden gedeckt zu

---

*) Den 17. April.

sein, welches, wie wir erzählt haben, der helvetischen Republik beigetreten war. Schwyz indessen ließ nicht vergebens rufen. Es sandte zwei Glieder des Kriegsraths, die Lage der Dinge zu erkunden; verordnete das zweite Bataillon, so Aloys Gwerder anführte, nach Brunnen, am See, um bei jedem Wink gen Unterwalden schiffen zu können, und bot außerdem noch Uri auf, für Unterwalden das Gleiche zu thun.

Uri zauderte. Dort waren die Führer des Volks zwistig, und in ihren Entschlüssen wankend. Dies Land, rings von ungeheuern Schneegebirgen und einem unsichern See begrenzt, schien, gegen jeden feindlichen Ueberfall verrammelt, durch eine Handvoll Helden gedeckt, sich selbst genug sein zu können. Darum zweifelte es lange, ob es eintreten solle in den außerheimatlichen Krieg.

Diese Unentschlossenheit der ältesten Bundesgenossen verdroß dem Feuergeist der Schwyzer, welcher, seiner eigenen Schwäche uneingedenk, die ganze Eidgenossenschaft zu schirmen beschlossen. Er ließ keine Zwietracht im Innern reifen; sah kein Opfer mehr an, um Stärke gegen den Zerstörer der Eidgenossenschaft zu gewinnen. Denn als die Bei- und Insassen von Schwyz den Wunsch blicken ließen, daß auch sie künftig mit den alten, eingebornen Staatsbürgern von Schwyz gleicher Landesrechte theilhaftig sein möchten, indem sie doch jetzt gerüstet da ständen, für die Erhaltung derselben ihr Leben zu wagen, ward ihr Begehren unmittelbar erhört. Die vereinte Landesgemeinde*) selbst erklärte: „Alle Beisaßen, welche zu den schwyzerischen Freifahnen schwören, mit ihnen für's Vaterland schon ausgezogen sind, oder noch ausziehen werden, sollen, nebst Kindern und Nachkömmlingen, als gefreite Landleute angesehen sein. Die aber nicht mitziehen, sollen um billigen Einkauf an die Kommission gewiesen werden, welche das

*) Den 18. April.

Abgeschlossene der Maien-Landsgemeinde zur Bestätigung vorlegen wird. Auch die armen, gebrechlichen und unmündigen Beisaßen sollen seiner Zeit billig bedacht werden."

Inzwischen waren von den Berg- und Waldkantonen die berufenen Mitglieder zum eidgenössischen Kriegsrath in Schwyz erschienen. Unterwalden hatte den Meinrad Fäller und Joseph Maria Christen gesandt; Zug den Hauptmann Aloys Staub und Hauptmann Hürlimann von Walchwylen; Glarus den Oberst Paravicini und seinen Sohn Emil. — Nur Uri beharrte in gefährlichem Schweigen — Niemand erschien von daher, und selbst ein dahin gesandter Eilbote brachte nur ungewissen Trost*). Mit Unwillen gemischtes Erstaunen füllte den Kriegsrath; doch Uri's Hand war ihm zu wichtig. Es eilten aus seiner eigenen Mitte mehrere Glieder dahin, das Volk zu bewegen, nicht länger in Abwehrung der Gefahr zu säumen, sondern Hilfe zu senden auf Unterwalden, und bevollmächtigte Abgeordnete zum gemeinsamen Kriegsrathe. — Der Schritt war nicht ganz vergebens. Wirklich befehligte die Urner Landesgemeinde einige Mannschaft nach Nidwalden, und zwei Männer**) nach Schwyz, dem Kriegsrathe beizuwohnen.

Jetzt glaubten die vereinten Eidgenossen, ihr Werk beginnen, ihren Plan zur Rettung der schweizerischen Hochgebirge entwerfen zu können. Alle Stimmen entschieden sogleich für Angriffskrieg. Da weigerten sich die Gesandten von Uri abermals, aus Mangel an nöthiger Bevollmächtigung von Seiten ihres Standes.

Nochmals war also der Kriegsrath gezwungen, Boten gen Altorf zu schicken. — Der Landrath von Uri aber antwortete: „Da er vernehme, daß man einen weitaussehenden, auf das

*) Den 19. April.

**) Landeshauptmann Schmid und Statthalter Aloys Müller.

Wohl oder Wehe des gemeinsamen Vaterlandes mächtigen Einfluß habenden Operationsplan entwerfen wolle: so habe er gefunden, daß man die begehrte Vollmacht nicht wohl ertheilen könne, um so weniger, da das von letztgehaltener Landesgemeinde dem Stand Unterwalden bewilligte Hilfsvolk nur zur Vertheidigung dieses Landes und zu keinen weitern Schritten bestimmt sei. Zugleich müsse er dem Kriegsrath zu Schwyz den Wunsch eröffnen, daß die Mitglieder von Uri in demselben so bald als möglich wieder entlassen werden möchten, da sie zur höchstnöthigen Veranstaltung eigener Vertheidigung in Uri fast unentbehrlich wären.

Die Eidgenossen lasen das Schreiben, und entließen mit kummervollem Herzen die Mitglieder von Uri.

Welche Ahnungen, welche Aussichten in die Zukunft, da, das Schwert der Gefahr über ihren Scheiteln, nichts die ältesten Bundesbrüder zur Einheit bewegen konnte!

6.

Der große Tag, welcher das Verhängniß der Schweiz enthüllen sollte, rückte näher. Die fränkischen Brigaden sammelten sich, und zogen in verschiedenen Richtungen gegen das Hochland der Schweiz, es aufzunehmen im Kampfe mit den Nachkommen Tells.

Erst jetzt empfanden die Eidgenossen ihre Schwäche. Muth der Einzelnen mußte die Zahl ihrer Streiter, natürliche Gewandtheit ihren Mangel in Waffenübung, Begeisterung ihre Unkunde in Kriegskunst ersetzen. Der Beredsamkeit der Priester ward freie Bahn gelassen. Freifahnen wurden emporgepflanzt; der Tod unter ihnen verhieß der gläubigen Menge offene Pforten des Paradie-

ses.*) Vaterlandslieder, von kriegerischer Musik begleitet, wurden in Hütten und Feldern gesungen. Alles athmete Rache und Todeslust fürs Vaterland.

Das gesammte Heer der Eidgenossen aber, welches sich den Franken entgegenstellte, stieg kaum über die Zahl von zehntausend Mann.

Mit dieser Macht wollte man es wagen, nicht nur die eigene Heimat gegen einen an Kunst und Stärke überlegenen Feind zu schirmen, sondern selbst die ganze Schweiz zu erschüttern, die Völker derselben aufzurühren, die neu-helvetische Republik zu zertrümmern, und die alte Eidgenossenschaft herzustellen. — Und wahrlich, ein einziger allgemeiner Sieg von ihrer Seite, eine einzige Niederlage der Franken, die damals vielleicht nicht dreißigtausend Mann anwendbarer Truppen in der Schweiz hatten, würde hingereicht haben, den verwegenen Plan auszuführen. Ueberall herrschte Mißmuth und Gährung gegen die Fremdlinge; überall wünschte man ihren Untergang. Nie fühlten die helvetischen Völkerschaften ihre Blutsverwandschaft und den alten Nationalstolz lebhafter, als in dem Zeitpunkt, da die Urkantone unerschrocken gegen die Franken auszogen. Selbst in vielen Freunden der Staatsveränderung glühte noch stärker die Liebe für Nationalehre, als für Staatsveränderung. Eine Umschaffung der Eidgenossenschaft ohne fremde Einmischung war der Wunsch der größern Hälfte auch des schon umgeänderten Helvetiens. Die Flucht der Besieger Berns wäre

---

*) Freifahnen hießen solche Panner, unter denen sich allerlei Volks, so für die gleiche Sache dienen wollte, dem Heere anschließen konnte. Sie waren meistens mit Heiligenbildern geziert, und mit Inschriften, welche den katholischen Landmann zum Krieg ermuntern konnten, wie z. B.: Wer unter dieser Fahne streitet, hat vollkommene Absolution u. s. w.

das Lärmzeichen zum allgemeinen Aufstand der Landschaften und zur Vernichtung der Franzosen in allen Dörfern und Städten geworden.

So sehr auch den Eidgenossen am glücklichen Erfolg ihrer ersten Schritte gelegen sein mußte, versäumten sie dennoch gleich Anfangs diejenigen Maßregeln, welche ihnen allein Bürge des Waffenglücks werden konnten. Während die Franken ihre Truppen von Bern ausdehnten bis an die Ufer der Thur, wäre es den Eidgenossen leicht gewesen, mit Ueberlegenheit sich gegen einzelne Kolonnen des Feindes und in diejenigen Kantone zu werfen, welche nur ihre Ankunft erwarteten, um zu den Waffen zu greifen, und den Fahnen der Waldstätte zu folgen. Sie hatten dabei den offenbaren Vortheil der Gebirgskunde und sicherer Kundschafter voraus.

Statt dessen aber, wieder vom selbstsüchtigen Geist des Bundeswesens verführt, welcher die heimatliche Grenze gedeckt sehen wollte, mußte sich das Heer der kleinen Kantone in einer Linie von beinahe zwanzig Stunden ausgestreckt, auf allen Theilen schwach, der Uebermacht des Feindes entgegenstellen.

Der rechte Flügel, unter Anführung des Obersten Paravicini, stand an den Ufern der südlichen Spitze des Zürichsees.*) Er sollte in den Kanton Zürich vordringen, so wie der Zuger Oberst Andermatt zugleich die freien Aemter besetzen würde. Beide hatten nachher bei Zürich und Bremgarten ihre Vereinigung zu bewirken.

Den Mittelpunkt des Heeres befehligte der schwyzerische Lan-

---

*) Diese Kolonne bestand aus 600 Glarnern, 400 Mann von Sargans, 600 Mann von der March, 402 Mann aus dem Gaster, 200 Mann von Uznach, 500 Mann von Schwyz, und 600 Mann von andern Orten und den Höfen.

deshauptmann Aloys Reding. Er sollte, um die beiden Flügel zu vereinen, die Stadt Luzern nehmen, und sich dieses ganzen Kantons versichern. Unter ihm standen 2400 Mann Schwyzer, 750 Zuger und 500 Unterwaldner.

Der hohe, mit Waldung und fruchtbaren Wiesen bekleidete Brünig, das Grenzgebirge zwischen dem bernischen Oberlande und Obwalden, war zur Stütze des linken Flügels bestimmt. Dieser bestand aus 800 Nidwaldnern, 600 Urnern, 400 Schwyzern, 54 Gersauern, 400 Glarnern, und späterhin gesellten sich auch 600 Obwaldner dazu. Major Hauser befehligte die gesammten Schaaren des linken Flügels. Er hatte den Auftrag, vom Brünig hinab ins Berner Haslithal einzufallen, und Brienz und Thun zu nehmen.

Die Eidgenossen schickten sich zum Angriffe. Nicht müßige Zuschauerin wollte die reiche Abtei Maria-Einsiedeln bleiben. Aengstlich brütete sie über seit Jahrhunderten eingescharrten Schätzen, die bei der Niederlage des Waldstätterheeres ein Raub der Fremden zu werden drohten. Bisher hatte sie sich begnügt, den Kämpfern des Vaterlandes geistlichen Segen, Ablaß von Sünden, und Zeichen und Wunder zu spenden. Umsonst hatte Schwyz noch vor Kurzem Beistand aus den wohlgefüllten Kisten der Abtei gefordert. Jetzt, beim Anzug der Noth, entschloß sie sich freiwillig zu einer Kriegssteuer von tausend Louisd'or für die muthigen Vertheidiger des Altars. Sie bot all ihr Silbergeschirr dem Stande Schwyz, und die Vollmacht, Gelder nach Belieben gegen Verpfändung der Klostergüter zu entleihen.

Das ebene Helvetien, welches der neuen Verfassung gehuldigt hatte, sah unterdessen voll banger Erwartung die gegenseitigen Rüstungen, und den Ausbruch eines Krieges, der, beim Siege oder Untergange der kleinen Kantone, nur thränenwürdige Folgen haben konnte.

Darum wandte sich das helvetische in Aarau versammelte Vollziehungs-Direktorium noch einmal mit ernstlicher Mahnung an die gewaffneten Waldstätte, vor Eröffnung des traurigen Schauspiels.

Also lautete des Direktoriums Zuruf:

„Es kann Euch nicht unbekannt sein, daß weitaus die größere Anzahl der vormaligen eidgenössischen Staaten eine Verfassung, welche dieselben zu einer einzigen Nation vereinbart, angenommen, und in ihren wichtigsten Bestandtheilen schon wirklich in Ausübung gebracht hat; die eine und unzertheilbare Republik ist feierlich anerkannt und öffentlich verkündet; ihre ersten Gewalten sind in voller Thätigkeit, und die lebhaftesten Wünsche werden erfüllt sein, sobald die noch nicht vereinten Kantone sich zum brüderlichen Beitritte entschlossen haben. — Allein statt diese gehoffte Vereinigung nahe zu sehen, hat vielmehr das helvetische Direktorium mit innigem Bedauern erfahren, daß die Einwohner jener Kantone nicht nur für sich gegen die Einführung der neuen Staatsverfassung den lebhaftesten Widerstand äußern, und ihre Ohren aller Belehrung eines Bessern verschließen, sondern daß sie sogar die angrenzenden Kantone, die der helvetischen Republik beigetreten sind, an diesen mit Weisheit gethanen Schritt durch die entehrendsten Künste der Volksverführung, und nun auch selbst durch gewaltsame Mittel zurückzubringen, und in den Abgrund, den sie sich selbst bereiten, mit hineinzuziehen versuchen.

„Das Vollziehungs-Direktorium, von dem Zutrauen des Volkes, durch dessen Stellvertreter es gewählt ist, umgeben, macht es zu seiner ersten und dringendsten Angelegenheit, die ehemaligen Bundesgenossen desselben von ihrer verderblichen Verirrung zurückzuführen, und wird nicht müde werden, alle Mittel zu erschöpfen, wodurch dieselben über ihren wahren Vortheil belehrt, von der Nothwendigkeit ihres Beitritts überzeugt, und über die Mißver-

ständnisse, welche im Wege stehen, aufgeklärt werden können. — Aber die Zeit ist dringend, und der Augenblick kostbar. — Eine furchtbare fränkische Armee rückt gegen die Grenzen der nicht vereinten Kantone, und bald werden fünfundzwanzigtausend dieser kriegsgeübtesten Truppen, die halb Europa bezwungen haben, und denen keine Berge unersteiglich, keine Thäler unzugänglich sind, bereit stehen, dasjenige durch Gewalt durchzusetzen, was Klugheit und Vaterlandsliebe mit so mächtigen Gründen von selbst zu thun rathen.

„Das Vollziehungs-Direktorium ladet daher den Ländrath des Kantons Unterwalden nid dem Wald gleich den Landräthen der übrigen nicht vereinten Kantone aufs dringendste und nachdrücklichste ein, unverzüglich Abgeordnete aus ihrem Mittel zu ihm nach Aarau abzusenden, damit das Heil ihres Vaterlandes mit denselben berathen, und die ob ihnen schwebende Gefahr noch abgewandt werden könne. Sie werden offene Arme antreffen, um ehemalige Eidgenossen zu einer wahren brüderlichen Vereinigung zu empfangen, und den schwachen Zusammenhang, welche eine verjährte Bundesgestalt gewährte, in ein festes und ewiges Band zu verwandeln; während dem hingegen das Herz jedes helvetischen Bürgers durch den Gedanken zerrissen wird, daß in eben den Thälern, wo für den Anfang der Freiheit so muthig gestritten worden, das Blut eines irrgeführten und schrecklich mißleiteten Volkes für die Sache des Fanatismus und einer übelverstandenen Freiheit fließen, und unübersehbares Elend im Gefolge des Kriegs über dasselbe gebracht werden sollte.“*)

Der kalte Ton dieses Schreibens, verschieden von der Eidgenossen herzlicher Sprache; — das Drohen der Schweizer gegen Landsleute mit einer fremden Macht, und gegen ein Volk,

*) Aarau, den 24. April 1798.

welches seinen ganzen unversöhnlichen Groll wider eben diese Fremdlinge wälzte; — die Vorwürfe gegen die Führer der Berg- und Waldkantone, die es doch nur allein waren, welche durch den Zuruf umgestimmt werden sollten — Alles schien mit berechnet zu sein, das Direktorial-Schreiben wirkungslos zu machen.

„Wenn zwar dessen Inhalt," schrieb Nidwalden an den Kriegsrath von Schwyz (26. April), „uns ein banges Schrecken einjagen sollte, so kann er uns doch nicht im mindesten von unserm, zur Vertheidigung der gerechtesten Sache, für Gottes Ehre und das Wohl der Menschen so heilig gefaßten Vorsatz abwendig machen."

7.

Am 22. April, da kaum der Tag graute, brachen ungefähr dreizehnhundert Mann auf von Unterwalden. Sie zogen in das Land ob dem Kernwald, welches vom Verein der Waldstätte abtrünnig worden. Ludwig Auf der Maur, ein junger Schwyzer, den Neapel gebar, feuervoll und unternehmend, und Emil Paravicini, der Glarner, führten den Zug, der Obwalden in den Bund der Waldstätte zurückbringen, und die vortheilhaften Bergpässe des Brünig dem eidgenössischen Heere gewinnen sollte.

Im Walde, nahe vor dem Dorfe Kerns, standen obwaldische Haufen. Sie bezeichneten die Ankunft der Waldstätter mit einigen Lärmschüssen, welche der Kanonendonner auf Landenberg dem ganzen Thal wiederholte. Den Eingang des Dorfes schienen dreihundert Kernser wehren zu wollen. — Man rückte gegen einander. Der Augenblick schien gekommen zu sein, wo Bruderblut vergossen werden sollte.

Aber die Stimme der Natur siegte. Das obwaldische Volk

wollte nicht streiten zu Gunsten eines gebieterischen Fremdlings gegen das Volk, mit welchem es seit Jahrhunderten in enger Verwandtschaft zu leben gewohnt war. Es sehnte sich versöhnt zu sein mit den Brüdern. Man sah hin und wieder Thränen zittern in den Augen derer, die sich einst als Freunde liebten und erkannten, und jetzt einander den Tod rüsteten.

Die Anführer der Truppen von beiden Theilen traten in Unterredung. Die Waldstätter forderten freien Durchzug über Sarnen gegen den Brünig. Ein Standsläufer flog mit dieser Forderung zu der obwaldischen Regierung im Hauptorte Sarnen, und noch ehe er heim kam, war zwischen den Truppen schon die alte Brüderschaft hergestellt. Die vorher Kampffertigen drängten sich freundschaftlich unter einander. Es war nicht mehr an Widerstand zu gedenken. „Wir fechten an eurer Seite, liebe Brüder," riefen die Obwaldner, „und behalten unsere alte, liebe Verfassung!"

Die Regierung in Obwalden, welche, ihr Land vor den Gräueln des Kriegs zu bewahren, beim Anblick der Uebermacht Frankreichs und der stürmischen Auflösung der Eidgenossenschaft, das Volk zur Annahme der neuen Verfassung hatte bereden können, sah jetzt, bei der allgemeinen Stimmung des Volkes, ihre Entwürfe eitel. Sie sandte den Waldstättern entgegen, und bewilligte den Durchzug zum Brünig, welchen sie nicht wehren konnte.

Aber die Waldstätte, damit nicht zufrieden, forderten das Volk zur Landsgemeinde, daß es sich frei erkläre, ob es geneigt sei, den Franken und der neuen Konstitution, oder der alten Verfassung und den Schweizern beizustehen.

Die Antwort des Volkes war vorauszusehen. Während sich die Eidgenossen beschäftigten, die Gebirgsschlüchte des Brünigs zu besetzen, sprach das Volk von Obwalden in der Landsgemeinde seine Verwerfung der neu-helvetischen Konstitution aus.

In folgender Urkunde*) ward diese schnelle Revolution dem Rathe von Nidwalden gemeldet:

„Wir eilen, euch, unsern getreuen, lieben, alten Eidgenossen die freundeidgenössische Anzeige zu machen, daß wir bei unserer heut abgehaltenen Landsgemeinde den Entschluß gefaßt, die letzthin angenommene neue helvetische Konstitution nunmehro wieder zu verwerfen, und mit euch, unsern getreuen, lieben, alten Eidgenossen, und übrigen löbl. Ständen und Orten, welche dieselbe nicht angenommen haben, gemeinschaftliche Sache zu machen. Wie wir nun sehnlichst wünschen und hoffen, daß wir nun so vereint, alle unserm theuern Vaterlande drohende Gefahren abwenden, und dessen fernere Ruhe und Wohlstand befördern mögen, so bleibt uns dermalen nichts übrig, als schließlich den Allerhöchsten zu bitten, daß er seinen reichsten Segen hiezu angedeihen lasse, dessen mächtigster Obsorge wir uns sämmtlich per Mariam eifrigst empfehlen. — Geben den 23. April 1798."

„Landammann, Räth und gesammte Landsgemeind zu Unterwalden ob dem Kernwald."

Bald darauf standen auch sechshundert Mann von Obwalden unter den Waffen, zur Verstärkung des Heerhaufens am Brünig.

Hier blieben die Truppen einige Tage lang müßig. Jeder verlorne Tag galt ein verlornes Treffen.**) Eine große Menge Volks im bernischen Oberland begehrte mit Sehnsucht die Ankunft der

---

*) Ich gebe diesen Brief nicht nur seines merkwürdigen Inhalts willen umständlich, sondern zugleich auch als Probe des ehemaligen eidgenössischen Kanzleistyls.

**) Es war untersagt, den Brünig zu überschreiten. Siehe das Schreiben des Landammann und Rath von Nidwalden an den Landshauptmann Zelger vom 23. April.

Eidgenossen. Nichts wäre leichter gewesen, als die Einnahme des Hasli und der damit verwandten Nebenthäler. Nicht Gewalt, sondern Liebe würde die tapfern Gebirgsvölker zwischen der Grimsel und dem Brünig, und die, welche am Fuß des Eiger und Stockhorn, und an den Ufern der Kander und Simmen wohnen, um die Panner der Waldstätte gesammelt, und ihre Schrecken rächend bis vor die Thore des gefallenen Berns getragen haben.

Denn als die Kriegsschaar am Brünig Befehl empfing, sich des Hasli zu bemächtigen, und vom Gebirg hinab in das große romantische Thal stieg, durch welches die junge Aar schweift, verwarf sogleich Meyringen, die volkreichste Gemeinde im Hasli, die neu-helvetische Verfassung, und erklärte einhellig, in den Krieg für Eigenthum und Freiheit zu ziehen.*)

Aber da war es schon zu spät, dem Feind eine Zerstreuung zu machen; versäumt war die Zeit, in welcher der Aufstand aller Thäler, ihre Bewaffnung, ihre Bildung in größere und kleinere streitfähige Kolonnen oder Landstürme hätte ausgeführt werden können.

Fast zu gleicher Zeit, als der linke Flügel seinen Stand an die Berner Grenzen genommen, war auch der rechte Flügel vorgezogen. Der Zuger Oberst Andermatt hatte sich mit fünfzehnhundert Mann und einer von den Freifahnen in die freien Aemter geworfen, und Meienberg, Muri und Boswyl besetzt.**) Sich weiter auszudehnen, fürchtete Andermatt, um nicht die Grenzen des Zugergebiets zu entblößen. Die Franken rückten ihm zuerst von allen Seiten entgegen. Er erwartete indessen das Vordringen der Eidgenossen am Zürichsee unter Paravicini, und die Besetzung Luzerns durch Reding. Zu ihm sammelten sich aus allen Gemein-

*) Am 28. April.

**) Den 24. April.

den der freien Aemter streitlustige Männer, landsturmartig mit Keulen, Speeren und Hellebarden bewaffnet.

Die fränkischen Vorposten streiften schon bis Dotikon und Häglingen. Andermatt rückte bis Wohlen, und schickte den Major Hotz mit zweihundert Mann gen Niederwyl, des Feindes weiteres Vordringen zu hindern.*) Er selbst besetzte am folgenden Tage die Anhöhe bei Häglingen, im Angesicht des Feindes. Es kam zum Gefecht. Die Zuger Scharfschützen zeichneten sich durch Muth und Geschicklichkeit gleich vortheilhaft aus. Jauchzend drangen die Eidgenossen vor. Der Kampf ward blutiger. Die Franken wurden geworfen, und suchten ihren Schutz hinter der vorrückenden Reiterei. Andermatt befahl den freiämtischen Hellebardirern, dieser entgegen zu gehen. Sie aber ergriffen muthlos die Flucht. Verstärkt zogen die Franken zum neuen Angriff vor. Andermatt war gezwungen, in Eil und Verwirrung, so gut er konnte, nach Muri zu ziehen mit seinen Leuten. So groß der Verlust der Feinde durch die Scharfschützen gewesen, so gering war die Zahl der gefallenen Eidgenossen.**)

Der Kriegsrath der Waldstätte hatte sich, um dem Heere näher zu sein, nach Küßnacht am Luzernersee begeben. Sobald er Andermatts Rückzug vernahm, sandte er ihm ein frisches Bataillon zu Hilfe, welches die Flüchtlinge sammeln und den Muth der Zuger Schaar beleben sollte.

Auch Paravicini am Zürichsee war in Bewegung. Dort hatte die Stadt Rapperswyl die helvetische Konstitution angenommen, und den Verbündeten mithin einen festen Punkt, und die Verbindung beider Ufer durch die Brücke über den See geraubt. Die

---

*) Den 25. April.

**) Schreiben des Oberst Andermatt an Ammann und Rath des Standes Zug. Hauptquartier Muri, 26. April 1798.

erste Unternehmung der Eidgenossen war daher nothwendig Einnahme dieser Stadt und Verbindung der See-Ufer. Sie gelang ohne Schwierigkeit. Rapperswyl, schlecht vertheidigt, öffnete seine Thore den Waldstätten, welche siebenhundert Mann Besatzung hineinwarfen, und damit, so wie hier, auch auf der südlichen Seeseite bei Pfäffikon und Wollerau in den Höfen, hart an den Grenzen des Kantons Zürich, streitfertig standen.

Jetzt fehlte noch die Einnahme Luzerns durch die Mittel-Kolonne des Heeres, um beide Flügel in der vorgeschriebenen Linie zu verbinden. Aloys Reding, der Landeshauptmann, stand mit seinen Schwyzern zu Küßnacht.

Ungestüm erwarteten die Schwyzer den Tag des Angriffs. Alles verkündete ihren Unternehmungen Glück. Aus den Gemeinden des Kantons Luzern strömte alltäglich Volk herbei, welches ihnen Beifall rief. „Kommet, kommet!" schrie man: „Euer erster Schritt gegen die Stadt wird die Glocken des Aufruhrs laut machen durch alle Thäler. Wir wollen an Eurer Seite in den Kampf ziehen!"

Mehr noch, als dieser Ruf, entflammte die fürchterliche Beredsamkeit einiger schwärmerischen Geistlichen das Kriegsvolk. Längst schon hatten ihrer zwei vor allen andern in den Waldstätten des Landmanns blinden Glauben erworben. Ihr Name ist Marianus Herzog, Pfarrer zu Einsiedeln, und Paul Styger von Rothenthurm, ein Kapuziner. Von diesen Mönchen galt Nestors Rede:

Ohne Geschlecht und Gesetz, ohn' eigenen Herd ist Jener,
Wer des heimischen Kriegs sich erfreut, des entsetzlichen Scheusals.*)

Paul Styger besonders wüthete zu Küßnacht mit seiner Zunge. Er hieß das aufgepflanzte Kreuz den wahren Freiheitsbaum, und den Kampf gegen die Franken den Streit mit der Hölle. Zu Pferde

*) Homers Ilias IX. 62. 63. nach Vossens Uebersetzung.

sitzend, im Kapuzinerrock, Pistolen im Gurt, und Kreuz und Schwert in der Faust, begleitete er den Heerzug überall. Verschmitzt, stolz und kriechend, geübt im Reden, Menschenkenner und Selbstsüchtling, wußte er sich bald auf die Krieger und ihre Befehlshaber gleichen Einfluß zu verschaffen.

Als nun nicht mehr länger ohne Nachtheil gezögert werden konnte, schickten sich die Anführer zum Aufbruch gegen Luzern, und ließen folgende Verkündung vorausgehen:

„Noch können wir uns nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die französische Nation, wenn sie gerecht, wenn sie ihren geoffenbarten Grundsätzen getreu sein will, sollte einen Versuch machen wollen, der sie selbst durch den Widerspruch ihrer Handlungen mit ihren Grundsätzen entehren würde, den Versuch, die freie Volksverfassung der Schweiz umzustürzen; jene Verfassungen, deren Stifter die Franken in den Tempel der Freiheitshelden versetzten; jene Verfassungen, die sie selbst zum Modell der ihrigen sich wählten. Welch ein abenteuerlicher Widerspruch! Ja, Schweizer; — ja, Brüder! nur bei unserer Verfassung ist wahre Volksfreiheit; wir erkennen keinen Oberherrn, als jenen Gott, der über uns ist; wir tragen keine Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre; kein Joch ruht auf unserm Nacken, als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auflegen; — in unserer Verfassung, nur in unserer Verfassung liegt nach den Urgesetzen der Natur die höchste Gewalt in den Händen des Volks, dessen Oberherrschaft die französische Republik so oft — so feierlich zu ehren versprochen hat.

„Nun mögen große Nationen ihren Verheißungen zuwider handeln. Wir biedern Schweizer bleiben den unsrigen getreu.

„Er ist gethan, der feierliche Schwur, — gethan zu dem Gott unserer Väter, zu dem Gott, der das Schicksal der Nationen nach seiner Willkür lenket.

„Von dem Gefühl unserer gerechten Sache durchdrungen, haben

wir ihn gefaßt, den festen Entschluß, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, — die glückliche Urverfassung unserer Länder, dafür zu kämpfen, zu siegen, oder zu sterben den schönsten Tod, den Tod für Religion, für Freiheit und Vaterland.

„Brüder! Schweizer! Wer aus Euch von dem gleichen Feuer begeistert ist, — und gewiß seid Ihr es Alle, — oder unwürdig, Schweizer zu sein; — wer von diesem Feuer begeistert ist, der trete unter unsere Fahne, die Fahne der Freiheit; — der reihe sich an unsere Reihen; — der schließe sich an unsere Glieder an, und Freiheit — wahre Freiheit wird die süße Frucht seines heldenmüthigen Entschlusses sein.

„Nur der bleibe zurück, der feig, der niederträchtig, der unschweizerisch genug denkt, um seinen Sklavennacken unter ein Joch zu beugen, das schlaue Herrschsucht mit dem Zaubernetze der Freiheit umwand; und der Herrschsüchtige, und der Feigherzige werden zugleich unter dem eisernen Drucke, wie der kriechende Wurm unter dem tretenden Fuße, zerbersten: — uns aber, uns Alle, die wir für wahre Freiheit kämpfen, — wahre Freiheit lieben, wünschen, suchen, — uns laßt streiten, siegen. Ja, theuerste Brüder! siegen werden wir, — wie unsere Väter über mächtige Heere siegten; denn auch unsere Sache ist gerecht, und der Gott der Gerechtigkeit wird sie schützen. Das sei unser Losungswort, welches uns aufrufen, hinführen soll zum Kampf und zum Siege."

Dieser Aufruf, geeignet, sowohl die Menge des Landvolks, als die Mißvergnügten zu gewinnen, so in den Städten wohnten, ward überall mit geschäftiger Hand verbreitet, und vergrößerte im Kanton Luzern die hochgestiegene Gährung.

Mehr, als vorher, strömten nun Abgeordnete herbei aus den Thälern Luzerns, die Waldstätte zum schnellen Einzug ins Land zu bewegen. Man nannte die Soldaten der Verbündeten Freunde, Brüder, Retter des Vaterlandes, Schirmengel der Kirche; man

wiederholte die feierlichen Schwüre, mit ihnen Gut und Leben fürs gemeinsame Ziel zu opfern; man umringte schaarenweis das Haus, worin die Freifahne stand, und bot Geld, nur für ihren Anblick. Man hing sie endlich öffentlich zu Küßnacht aus. Sieg oder Tod wollte Jeder unter ihr.

In der Nacht vom 28. und 29. April zogen die Waldstätte gegen Luzern. Reding befahl, daß die von Zelger in Stanzstaad befehligten Unterwaldner, und die an ihrem See stehenden achthundert Zuger zu gleicher Zeit vor den Thoren der Stadt erscheinen sollten. Die letztern jedoch kamen nicht; denn die Franken waren schon über die Reuß gegen Zug im Anzuge.

Der Morgen brach an. Die Schwyzer zeigten sich auf dem Wesemli und der Musegg, unter den Stadtmauern; auch von der andern Seite die Nidwaldner. Aber weit umher waren für sie keine der erwarteten Hilfsvölker aus den Luzerner-Thälern zu sehen. Ihrer Dreitausende wenigstens wollten diesen Morgen zu den Waldstätten stoßen; kaum so viele Hunderte standen jetzt in der Ferne.

Reding sandte den Emil Paravicini an die Stadt mit folgender Aufforderung:

„Noch können wir der angenehmen durch unsere Bünde geheiligten Gewohnheit nicht entsagen, Euch mit dem süßen Namen Eidgenossen anzureden und zu grüßen. —

„Noch hatten wir uns nie überzeugen können, daß Ihr, unsere ältesten Bundesgenossen, wenn Ihr gleich eine neue Verfassung kleinmüthig Euch aufdringen ließet, die eidgenössischen Bande und Verhältnisse, die uns seit Jahrhunderten zusammenhielten, gewaltsam zerreißen würdet.

„Desto tiefer muß es uns schmerzen, daß Schweizer, daß Eidgenossen, daß Brüder schwach genug waren, sich durch eine fremde Schreckenssprache verleiten zu lassen, gegen uns, gegen Eure ältesten, getreuesten Bundesbrüder eine Sperre zu verhängen, die keine

andere Absicht haben kann, als uns durch Hungersnoth zu zwingen, die glückliche Verfassung unserer Väter gegen eine neue zu vertauschen, die uns alten, biedern Schweizern in jeder Hinsicht unerträglich scheint. — Und da auch Euer freies, noch schweizerisch-gesinntes Volk gegen uns laut den Wunsch geäußert, zu mannlicher Vertheidigung der Verfassung unserer Väter sich mit uns zu vereinigen: so hatten diese Eure feindliche Handlung Eurer dermaligen Regierung und die geäußerten Wünsche Eures Volks bei uns theils alten, theils neuen, demokratischen Völkern, in deren Adern noch das Blut unserer Väter wallt, die Stimmung aufs höchste, und den manniglichen Entschluß zur Reife gebracht, Euch und uns von der Schande dieser von Brüdern gegen Brüder verhängten Sperre zu befreien, und den Wünschen Eures Volks bundesmäßig zu entsprechen.

„Wir fordern Euch demnach mit dringlicher Stimme auf, Eure Thore zu öffnen, uns als Eidgenossen, als Freunde, als Brüder aufzunehmen, und unserer bundesmäßigen Vereinigung mit Euerm Volke, das, wie das unsrige, der Landesherr seines Landes ist, keine Hindernisse in den Weg zu legen.

„Entschließet Euch — zaudert nicht; — in einer Stunde würde durch die Gewalt der Waffen erzielt werden, was wir so gerne Euern brüderlichen Empfindungen, und unserer dringlichen Aufforderung — verdanken möchten. — Für jeden Tropfen Brüder-Bürgerblut, der fließen würde, werdet Ihr allein verantwortlich sein; öffnet uns denn Eure Thore, vereinigt Euch lieber mit uns, — wendet lieber Euer Vermögen zur Vertheidigung des Vaterlandes an, und überzeugt Euch als Eidgenossen und Christen, daß der Gott der Gerechtigkeit unsere gerechten Sachen unterstützen, und die getreue Zusammensetzung unserer Kräfte segnen werde, wie er solche dortmals gesegnet hat, wo unsere Väter als Christen, Männer, Helden für Religion, Freiheit und Vaterland stritten.

„In dieser frohen Hoffnung empfehlen wir Euch nebst uns dem Gott unserer Väter per Mariam getreulich." *)

Die Bestürzung der Stadt war groß; die Zahl der unter den Waffen stehenden Bürger zu klein, Widerstand zu leisten.

Der vor wenigen Tagen durch das helvetische Direktorium ernannte Regierungs-Statthalter des Kantons, Vinzenz Rüttimann, ging mit einigen Beamten hinaus, um die Stadt vor Verheerung und Wuth eines erhitzten Volkes zu retten. Als ihm Sicherheit des Eigenthums und der Personen verheißen worden, und dies dem Heerhaufen verkündet war, ließ er die Thore öffnen. Die Schwyzer und Unterwaldner besetzten dieselben, und verbreiteten sich mit wildem Getümmel durch die Straßen.

Die Anführer der Verbündeten aber begaben sich auf das Stadthaus, und schlossen folgende Uebereinkunft:

„Die Sperre soll aufgehoben, und der freie Handel und Wandel wieder eingeführt werden. — Die Stadt Luzern soll mit Entlibuchern und andern Bauern, aus ihrem Kanton, besetzt werden. — Kein Mann, weder im Entlibuch, noch anderswo, soll entwaffnet werden. Auch soll das Zeughaus und die Garnison dem Volk zur Bewachung überlassen, und ihm zur Vertheidigung des Vaterlandes die nöthigen Waffen gegeben werden. — Dem Volk soll freigestellt sein, sich eine Verfassung zu wählen, und zur Vertheidigung derselben sich mit andern Eidgenossen zu verbinden. — Die Stadt Luzern soll keine Truppen wider uns und unsere Eidgenossen anrufen; auch sollen keine Hilfstruppen gegeben werden, als alten Eidgenossen, die die Konstitution nicht angenommen. — Die Emissärs, die allenfalls um fremde Hilfe ausgeschickt worden sind, sollen eilends zurück berufen werden. — Den bemeldten löbl. Ständen sollen diejenigen Kanonen, Munition und dazu gehörigen Geräthschaften

*) Geben den 28. April 1798.

laut Verzeichniß, welches dem Herrn Stuckhauptmann Hedlinger zugestellt worden, aus dem Zeughaus abgegeben werden. — Den Eingangs benannten löbl. Ständen soll für ihre gehabten Kriegsunkosten zehntausend Gulden baares Geld, und für eine gleiche Summe Früchte verabfolget werden. — Schließlich soll diesen bemeldten, und andern mit ihnen verbündeten Ständen, der freie Durchpaß, zu allen Zeiten, durch Stadt und Land gestattet sein."

Ein merkwürdiger Zug der vereinten Kriegsvölker der Waldstätten darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Sie sammelten sich bald nach dem Eintritt in die Stadt um die Kirche, überließen sorglos ihre Waffen einigen Schildwachten, und traten in den Tempel, um dem Himmel für das Gelingen ihrer Werke Dank zu bringen, und mit gebührender Andacht Messe zu hören. Ein rascher Entschluß der Luzerner, und das fromme Heer wäre in die Kirche eingesperrt, gefangen, entwaffnet worden. Doch Niemand störte die Beter.

Nach vollzogener Andacht strömten die Krieger vom Altar wilden Getöses zu den Wirths- und Trinkhäusern, und von da durch alle Straßen. Umsonst eiferten die Hauptleute gegen Unordnungen.

Mit Hohn und Jubelgeschrei wurde der Freiheitsbaum niedergehauen, Hut, Fähnlein und Kränze abgerissen und im Feierzug durch die Gassen geführt, unterm Gesange des Volksliedes:

Wilhelm, wo bist du, der Telle?

von Lärmen und Gelächter oft unterbrochen.

Andere bestürmten das Stadthaus, die Schlüssel des Arsenals zu fordern. Es war vergeblich, daß die Befehlshaber ihren Soldaten die Ungerechtigkeit der Plünderungen und die abgeschlossene Kapitulation vorstellten. Der Kapuziner Paul Styger stieg auf die Kanonen, und rief: „Nehmt, Kinder, nehmt! Alles ist Euer! Alles! Ihr seid die Sieger!"

So wurde das Zeughaus geplündert. Jeder nahm, was ihm zufiel. Viele verkauften ihren Raub wieder; andere schleppten Geschütz, Säbel, Munition u. s. w. in die Schiffe am Seeufer, und sandten die Beute auf Brunnen.

Aber zwei schreckenvolle Botschaften löseten urplötzlich den Rausch, und setzten dem Schwärmen ein Ziel.

Der am Morgen mit der Nachricht von Einnahme der Stadt Luzern nach Zug gesandte Eilbote kam zurück. Nicht einmal bis Zug hatte er die Freudenpost bringen können; denn die Franken, ohne Widerstand zu finden, waren schon dort eingerückt, und drohten nun folgenden Tags ins Schwyzergebiet einzubrechen.

Am Zürichsee hatten sich die Verbündeten durchaus unthätig gehalten in ihren Stellungen; inzwischen die feindlichen Brigaden auf beiden Seeufern heranrauschten.

Alle diese Anzeigen, und die muthlose Unentschlossenheit der Luzerner Landleute, zwangen den Kriegsrath der Schwyzer zur Aenderung des Plans. Man trat zusammen. Bald war's entschieden, daß der Angriffskrieg in bloße Vertheidigung heimatlicher Grenzen verwandelt werden müsse.

Der rechte Flügel bei Wollerau und Rapperswyl erhielt Befehl, seine Stellung zu behaupten, und der linke Flügel bei Meyringen und Brienz, sich an die Obwaldner Grenzen zurückzuziehen.

Der in Luzern eingedrungene Heerhaufe eilte sogleich am Abend desselben Tages in das Gebiet von Schwyz zurück. Am folgenden Tage wurde Luzern schon von den Franken besetzt*).

---

*) Den 30. April.

Viertes Buch.

1.

Als in Themistokles Tagen die Athenienser den großen Kampf um ihres Vaterlandes Freiheit bestehen wollten, opferten sie die eigene Stadt auf, sorgloser und sicherer den Krieg zu führen. So nicht die Waldstätte. Obgleich sie für einerlei Ziel verbunden waren, dachte doch jeder Theil zuerst an die Hut seiner Heimat; — obgleich sie alle die Sache der ganzen Eidgenossenschaft führen zu wollen schienen, ja mehr, als einmal, mit Stimmen der Verzweiflung das Aeußerste zu wagen schwuren: wagten sie doch nicht, mit Hingebung gesammter Habe, ihre Kräfte zu vereinen. Schwach überall, war ihr Untergang gewiß. Furchtbar nur wären sie gewesen, wenn in zusammengedrängter Masse, ohne Rückblick auf das Schicksal ihrer Kantone, sie die Stimmung der Wankenden entschieden, und die Fahnen des Aufstandes weit umher durch einzelne Siege in ihr Gefolge gezogen hätten.

Der Kriegsrath von Schwyz begab sich nach Arth, und deckte mit den vorhandenen Truppen des Landes offene Seiten. Arth, in einer lieblichen Gegend, zwischen dem hohen, waldigen Rigi und den Wellen des Zugersees, wurde von beiden Seiten, gegen das Gebiet von Luzern und von Zug, mit Truppen umzogen. Die Straße gegen Luzern hütete der Hauptmann Dominik Felkle mit sechshundert Mann. Hundert freiwillige Scharfschützen standen, als Vorwacht, im Dorfe Küßnacht. Gegen Zug hin übernahm Hauptmann Fäßler den Grenzpaß bei St. Adrians Kapelle zu vertheidigen; ihn unterstützte Felix Ab-Yberg, welcher mit seinem Bataillon sich des Rüsiberges und der Anhöhen versicherte, welche Arth scheiden vom Aegerisee.

Da, wo dieser See an die Grenzen von Schwyz rührt, waren die Päße von Schorno, Morgarten und St. Jostenberg, nahe

am rothen Thurm. Dieses Hügelland wurde durch zwei Bataillone besetzt; ihre Anführer waren Rychenbacher und Joachim Hediger.

Am stärksten geschützt waren die Seiten von Schwyz gegen den Kanton von Zürich. Dort standen die Glarner unter ihrem erfahrnen Oberst Paravicini; die muthigen Einwohner der Höfe; die Hilfstruppen von Sargans, Uznach, Gaster und die aus der March, ein Bataillon von Schwyz, und ein anderes von Einsiedeln.

Als dies alles angeordnet war, erschien vom Oberbefehlshaber der Franken die letzte Aufforderung*).

„Ich hätte glauben sollen, daß mein freundliches, friedliches Benehmen, daß meine Sorgfalt, euch aus der Blindheit zu reißen, in der euch unversöhnliche Feinde der Freiheit gefangen halten, euch endlich einmal von der fränkischen Großmuth überzeugen würden. Mit welchen Schmerzen habe ich daher nicht vernehmen müssen, daß eine Handvoll Fanatiker sich habe beigehen lassen, sich dem Truppenmarsch der großen Nation entgegen zu setzen! Aber mit der Schnelligkeit des Blitzes hat auch die Strafe dieses verwegenen Unternehmens geeilt; die Rebellen liegen im Staube!

„Einige von ihnen sind in unsere Hände gerathen — ich war Herr ihres Schicksals; aber ferne war von mir die Empfindung der Rache; nur in der Schlacht ist der Franke fürchterlich; der Sieg macht ihn wieder zum Menschenfreund; — der Freiheit wurden sie wieder zugestellt, diese unglücklichen Schlachtopfer der Unwissenheit und des Aberglaubens — sie werden zu euch zurückkehren und euch sagen, wie sie seien behandelt worden.

„Sie wurden bei den vornehmsten Behörden Helvetiens vorgelassen; überall haben sie nur die Stimme des Friedens und der Brüderlichkeit vernommen; mit welchem Vorwande können denn

*) Schreiben Schauenburgs an die Bewohner der Kantone, welche der helvetischen Mehrheit noch nicht beigetreten sind. Aarau, 27. April 1798.

heut zu Tage sich noch die Apostel des Fanatismus und des Aufruhrs brüsten?

„Die überlegenste Mehrheit der helvetischen Nation hat die Konstitution angenommen; ihre Gesetzgeber beschäftigen sich unaufhörlich mit den Mitteln, sie in Thätigkeit zu setzen. Das Vollziehungsdirektorium ist eingesetzt — Ehrfurcht und allgemeines Zutrauen haben es umrungen — seine Stütze ist die fränkische Regierung, und Vollmacht ist ihm gegeben, über Truppen zu schalten, welche ganz Europa besiegt haben. Was vermöchte wohl so großen Vorkehren die Minderzahl unmächtiger Aufrührer entgegen zu setzen?

„Bürger, höret einmal die Stimme der Vernunft! Vereiniget euch unter die Fahne der helvetischen Konstitution! Kehret zurück in den Schoos einer Brüderfamilie, die die Arme nach euch ausstreckt! Euer Eigenthum, eure Religion sollen unangetastet bleiben; die Duldung ist die erste Tugend eines freien Volkes.

„Wenn ihr aber in eurer Blindheit verharret, wenn ihr auf die Lügenstimmen des Fanatismus zu achten fortfahret, so stürzet ihr euch nothwendig in einen Abgrund von Uebeln. Aber zittern sollen sie, die Urheber eurer Blindheit, diese stirnlosen Heuchler, die selbst an die Mährchen nicht glauben, die sie euch vorschwatzen; eine exemplarische Strafe wartet auf sie.

„Auf der einen Seite Freude und Glück, — auf der andern Seite Krieg und alle Qualen, die ihn begleiten! Wählet, noch habt ihr Zeit dazu! wählet! aber — geschwind!“*)

Das Volk der schwyzerischen Thäler, nur unter dem Gebot der Kirche kindlich-zahm, sonst trotzig-kühn, kaltblütig in Gefahren, unbändig, mehr bisher von Sitte und Brauch, als vom Gesetz geführt, vernahm die Worte Schauenburgs mit Unwillen. Wer ein-

*) Aarau, den 27. April 1798.

mal für sein Recht den Tod ruhmwürdig hält, dem ist kein Kampf, kein Feind, kein Schicksal furchtbar.

Wie die Scythen einst dem Alexander antworteten, da er mit sieggewohntem Heere vor ihren Einöden erschien, hätten die Schwyzer dem fränkischen Feldherrn antworten können. Aber ihre Erwiederung auf sein Drohen war Schweigen und Sich-rüsten.

Schon am folgenden Morgen griffen die Franken an, und zwar in der Gegend, wo man es am wenigsten erwartete, bei Wollerau, am Zürichsee.*) Von beiden Seiten ward das Gefecht lebhaft. Die Franken wurden bis auf Richterswyl zurückgeworfen; doch verstärkt erneuerten sie dort die Gegenwehr, und zwangen die Eidgenossen durch eine glückliche Wendung, indem sie denselben in die Seite fielen, sich bis Wollerau zurückzuziehen. — Am Nachmittag begannen die Franken das Feuer von neuem. Sie schienen auch diesesmal nicht glücklicher zu sein. Sie wankten. Hauptmann Hauser von Näfels war mit einer Schaar Freiwilliger schon wieder bis nahe an Richterswyl vorgedrungen. Da änderte sich das Glück. Hauser sank von zwei fast tödtlichen Wunden nieder; seine Schaar zog alsbald zurück mit ihrer Fahne, welche während des Gefechtes schon zum drittenmal ledig, und immer durch Freiwillige wieder emporgehoben worden war. Als, von den Franken verfolgt, die Schaar gegen Wollerau kam, fand sie, statt frischer Unterstützung, Verwirrung, Muthlosigkeit und Flucht, durch den Oberst Paravicini veranlaßt, welcher, wegen empfangener Wunden, sich vom Kampfplatz zurückgezogen hatte. Die Franken benutzten diesen Umstand. Bei überall erschlafftem Widerstande verdoppelten sie ihren Angriff. Die Glarner mit allen Hilfstruppen verließen das Schlachtfeld, und die Sieger besetzten noch an selbigem Abend die Höfe Wollerau, und Pfäffikon am Fuß des rauhen Ezel. Die

*) Den 30. April.

Schwyzer selbst, vom Oberst Paravicini befehligt, gegen Hütten die Höhen zu decken, hatten an den Vorfällen keinen Theil.

Unter den Kämpfern und Schicksalen dieses Tages verdient die Standhaftigkeit und Geistesgegenwart des Hauptmann Hauser bemerkt zu werden. Als dieser vom Blutverlust entkräftet unter den Todten lag, wurde er von einem vorbeigehenden fränkischen Offizier*) erblickt, und für einen Franken gehalten. Menschenfreundlich hob ihn derselbe auf, und da er noch Leben in ihm fand, rief er ihm zu: „Muth, Kamerad, Muth!" Hauser, gleichsam vom Todesschlummer erwachend, starrte ihn an mit trübem Blick und antwortete: „Nicht Muth; nur Kraft!" Der Franke, davon gerührt, befahl, für die Verpflegung des Verwundeten alle Sorge zu tragen. Er wurde nach Wädenschwyl gebracht, aufs beste versorgt, und nach einiger Zeit von seinen Wunden völlig hergestellt.

Am nämlichen Tage des Abends machte ein fränkisches Korps den ersten Angriff über das waldige Vorgebirg, die Kiemen genannt, am Zugersee, gegen das Dörflein Immensee. Eine geringe Mannschaft stellte sich ihnen entgegen. Da man sich nur kaum im Dunkel der Nacht am Feuer der Schießgewehre erkennen mochte, zogen um 11 Uhr die Franken mit einigem Verluste zurück.

Ein lebhafteres Gefecht entglühte an diesem Abend auf der andern Seite von Arth, beim Flecken Küßnacht. Die dort ausgestellten Scharfschützen der Schwyzer nöthigten ihre Feinde mit ziemlichem Verlust zum Rückzug.

Am folgenden Morgen, da die Einwohner von Immensee, um ihr Vieh zu besorgen, den ungemein vortheilhaften Posten auf den Kiemen verlassen hatten**), kamen die Franken mit verstärkter Macht, und rückten bei mattem Widerstande bis in das kleine

*) General Fressinet.

**) 1. Mai.

Dorf Immensee, und in die bekannte hohle Gasse von Küßnacht, wo der erste Schuß für Freiheit geschehen war und Tell mit einem Pfeile Geßlers Tirannei gestraft hatte.

Hier erhob sich auf dem berühmten Boden heißer Kampf. Ein nahe stehender Heerhaufen von Schwyzern hörte das Getöse und stürzte herbei. Da ward das Gefecht schnell entschieden. Die Franken flohen durch Immensee, und über den jähen Kiemen gegen Meiers Kapelle, und gen Rysch im Lande Zug.

Aber Küßnacht, von dieser Seite gesichert, ward ungleich mehr von den Luzerner Grenzen bedroht; nicht nur Franken, sondern auch ansehnliche Mannschaft von Luzern, aufgeboten von der Stadt und gerüstet, drohten den Flecken einzunehmen.*) Die Küßnachter forderten Hilfe von Schwyz; aber sie konnte ihnen nicht, ohne Entblößung ungleich wichtigerer Punkte, werden. Da ergaben sie sich den Franken**), nachdem ihnen Schonung und Sicherheit des Eigenthums versprochen war. Schändlicher Weise wurde aus einigen Häusern auf die einziehenden Franken geschossen, welches die Sieger erbitterte und Plünderung veranlaßte.

Kampfbegierig hatten inzwischen auf den Höhen des Rüfi oder Roßberges die Schwyzer gestanden, und unthätig dem Gefecht in den Höfen vom 30. April zusehen müssen. Mißtrauisch wegen des gänzlichen und schnellen Rückzuges der Glarner und anderer Hilfstruppen, begehrten sie durch Abgeordnete an den Kriegsrath (in Arth), daß ihnen der Landeshauptmann Reding gesandt werde, damit er sie gegen den Feind führe.

Aloys Reding, damals der Schwyzer Oberbefehlshaber, und die Seele des Heeres, hatte als Oberster in spanischen Diensten die Kunst des Krieges erlernt, nachher sich in die Einsamkeit des

---

*) Schreiben von Ignaz Trutmann, den 1. Mai, an den Kriegsrath.
**) 2. Mai, des Morgens.

vaterländischen Thales begeben, und dort der Freundschaft, den Musen und dem Anbau seiner Güter gelebt. Schon längst hatte er Verbesserung des eidgenössischen Staatswesens gewünscht, und daß das Vaterland einer wahrhaften und fruchtbringenden Freiheit genöße; aber es empörte sein Herz, von Fremdlingen die Umwälzung gemacht, und Helvetien vielleicht, wie damals Viele fürchteten, zu einer Magd Frankreichs werden zu sehen.

Darum ergriff er sein Schwert, entschlossen, als freier Schweizer, der Vorwelt werth, zu leben und zu sterben.

Der Verlust seiner jungen, heißgeliebten Gattin hatte noch tiefe Schwermuth in seinem Herzen zurückgelassen, und ihm vielleicht die Gefahren der Schlachten wünschenswürdiger gemacht. Bieder, entschlossen, kaltblütig und treu, ward er der Günstling und die Zuversicht seines Volks.

Noch in der gleichen Nacht verließ Reding Arth, und erschien am ersten Mai in der Morgenfrühe an der Schorno, wo fünfhundert angekommene Urner im Begriffe standen, sich mit den Schwyzern*) zu verbinden, um diesen wichtigen Grenzpaß und die Anhöhen von Morgarten zu besetzen. Von da ging er den Posten vom St. Jostenberg zu besichtigen, welchen das erste Bataillon von Schwyz, nebst einer Kompagnie Freiwilliger von Aegeri und Menzingen aus dem Zugerlande unter ihrem Hauptmann Traxler vertheidigen sollten. — Endlich eilte er hinab in das rauhe Thal vom Dörflein Schindellegi, wo in gleicher Zeit mit seinem Bataillon der Hauptmann Schilter eintraf. Hier überraschte ihn ein freudiger und schmerzlicher Anblick.

Die Einwohner von den schwyzerischen Höfen Wollerau und Bäch, unten am Ufer des Zürichsees, waren heraufgezogen, noch ferner im Kampfe gegen die Franken auszuharren. Die unglück-

*) Das vierte Bataillon.

lichen Ereignisse des 30. Aprils, der Tod und die Wunden ihrer vielen Brüder, der Brand und die Plünderung ihrer Hütten, die Flucht ihrer Kinder und Weiber in unwegsame Wälder, das Beispiel der flüchtigen Hilfstruppen — nichts hatte ihre Entschlossenheit erschüttern können, treu mitzustreiten bis auf den letzten Mann. Gerührt sahen die Schwyzer auf sie und drückten ihnen die Hand.

Reding, immer noch in der Hoffnung, daß die Glarner mit ihren Gehilfen sich irgendwo in der March wieder gesammelt haben würden, schrieb an Paravicini.

Der Eilbote kam nach drei Stunden zurück. Glarner, Uznachter, Gastler und Sarganser, alle waren sie auseinander und in ihre Heimat zurückgegangen. In Lachen standen schon die Franken.

Nun war der letzte Glaube an Hilfe verloren; der Kanton Schwyz, außer den Zuzügern von Uri und den wenigen Zugern, eigenen Kräften überlassen. Nidwalden, bedroht von Luzern, entschuldigte sich, keine Hilfe senden zu können, hatte aber Obwalden um 300 Mann gemahnt. Statt solche zu schicken, bezeugte Obwalden Bedauern, nichts zu vermögen, da es auf drei Seiten vom feindlichen Einfall bedroht wäre.

2.

Alle Grenzen des alten Kantons Schwyz, eine kleine, südliche Strecke gegen das Muttathal ausgenommen, waren der Gefahr des feindlichen Angriffs preisgegeben. Weniger, als 4000 Mann, mußten nun eine Linie von zehn deutschen Meilen gegen eine ungeheure Uebermacht fränkischer Brigaden decken, die von allen Seiten daherrauschten. Jeder Funken Hoffnung losch aus. „Was bleibt uns?“ murmelte man durch die Glieder. „Unserer Väter Tod!“ ging die Antwort zurück.

So viel Unglücksfälle erhöhten die allgemeine Begeisterung. Hinfällige Greise und unmündige Knaben wollten an dem Ruhme Theil nehmen, unterzugehen mit dem Vaterlande. Frauen und Mädchen spannten sich vor die von Luzern entführten Kanonen in Brunnen, und zogen sie hinauf ins Gebirg, über Steinen und Sattel gen Rothenthurm. Fast alle Weiber des Landes waren bewaffnet; die mehrsten mit Keulen. Ihrer viele waren gleichförmig ausgezeichnet, durch weiße Binden ums Haupt und Hirthemden über den Schultern. Wo ein Feiger zu entschlüpfen wagte, faßten sie ihn mit Gewalt, und schickten ihn zum Kampf an die Grenze.

Also bewachten Mütter und Töchter das Land, während ihre Väter, Gatten, Söhne, Brüder, im Angesicht des Todes standen auf dem Gebirg.

Und sie standen kalt und fest, wie ihre ewigen Felsen da, und entschlossen, ihr Leben nun dem Vaterlande zum Opfer zu bereiten. Auf den grünen Höhen von Morgarten wollten sie das heilige Denkmal altschweizerischer Tapferkeit erneuern, und ihren Enkeln, wenn auch nicht die Freiheit, doch die feierliche Lehre im Jahrbuch der Welt hinterlassen, was man um Freiheit opfern müsse.*)

So standen sie da, an der Schindellegi, der Tod ihre Erwartung, und die nie von einem glücklichen Feind betretene Erde zu rächen, ihr Wunsch. Wie sie und Reding, erwartete kalt und kühn einst Leonidas mit seinen Spartern bei Thermopylä den Untergang.

Als Aloys Reding die Stimmung seines Volks wahrnahm, wandte er sich zu demselben und sprach: „Liebe Landsleute und

---

*) Wirklich glaubten die Meisten, daß sie mit dem Verlust ihrer von den Vätern ererbten Ordnung auch alle Freiheit in weltlichen und geistlichen Dingen verlieren und Frankreichs Unterthanen werden müßten.

Kameraden! bald sind wir am Ziel. Von Feinden überall umschlossen, von Freunden verlassen, ist's nur noch die Frage: ob wir zusammenhalten wollen standhaft, bieder, in der Gefahr jetzt, wie unsere Väter am Morgarten? Unser Loos ist der Tod. Bangt's Einem noch von uns, der gehe zurück; kein Vorwurf von uns wird ihm folgen. Wir wenigstens wollen in dieser Stunde einander nicht betrügen. Lieber ist mir's, hundert Mann zu haben, auf die ich mit Zuversicht zähle, als fünfhundert, die beim Gefecht davonlaufen, Verwirrung anrichten, und durch ihre Flucht die rechtschaffenen Leute zum unnützen Opfer machen. Ich aber gelobe Euch, in keiner Gefahr, und im Tode nicht, von Euch zu scheiden. Wir fliehen nicht, wir sterben. Gefällt Euch dieser Vorschlag, so laßt zwei Männer aus der Schaar treten, und mir in Euerm Namen das Gleiche geloben." *)

Tiefschweigend, horchend standen sie da, an ihre Flinten gelehnt. Hin und wieder sah man eine Thräne stürzen über die männliche Wange. Ein wildes Geschrei, tausend Stimmen stiegen gen Himmel: „Ja, ja! wir wollen halten, und Euch auch nicht verlassen!"

Darauf traten zwei Krieger aus den Reihen zum Landeshauptmann. Sie streckten ihm ihre Hände dar, und also beschworen unter freiem Himmel der Feldherr und sein Volk den gegenseitigen Bund, nach der alten Weise der Väter.

Die Nacht brach herein.**) Hin und wieder flammte ein Wachtfeuer. Die Krieger schliefen unter dem Gewehr. Aloys Reding begab sich in das Dorf Rothenthurm, dessen zerstreute Hütten an

---

*) Der Ueberlieferer dieser Geschichte gibt die obige Rede treu und einfach, wie sie gehalten ward. Weder diese noch eine künftige sind folglich Dichtung, im Geschmack des Curtius.

**) Vom 1. zum 2. Mai.

der Landstraße liegen zwischen Schwyz und der Waldstatt Einsiedeln. Dort fand er den Kriegsrath, welcher, ihm näher zu sein, Arth verlassen hatte. Der Kommandant wollte sich noch einmal über die Vertheidigung der zweiten Linie berathen, bei etwaniger Räumung der ersten.

Was diese nächtliche Zusammenkunft besonders merkwürdig machte, war die Gegenwart des berüchtigten Pfarrers von Einsiedeln, Marianus Herzog.

Wie Paul Styger im südlichen Theile des Kantons Schwyz, war Marianus, ein Luzerner von Geburt, im nördlichen; ihm gleich an Stolz, unbändiger Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Tücke, übertraf er den Nebenbuhler in Heuchelkunst und Schwärmerton. Kein Verbrechen blieb von ihm unbegangen; doch die bezauberte Menge sah an ihm nur Tugend, und in dem Entweiher des Vaterlandes und der Kirche den Märtyrer. So in seiner Gegend der Volksgunst mächtig, benutzte er sie auf pfäffische Weise. Er stellte sich an die Spitze des Regiments der Waldstatt Einsiedeln; er ordnete mit ungezäumter Willkür, und brachte es so weit, daß die Hauptleute es nicht, ohne Gefahr, von verblendeten Bauern erschossen zu werden, wagen durften, seinen Befehlen zu widerstehen. Noch damit nicht zufrieden, sandte er auch in den Sprengel von Schwyz Ausläufer, das Volk zu verwirren, um dann über die Trüppen dieser Thäler gleicher Herrschaft theilhaftig zu werden. Besonders bot er seine Künste auf, die Einsichtsvollen und Geehrten zu stürzen; Verdacht anzuzünden gegen die sogenannten Herren und Alles, was Perrücken trug und Haarzöpfe; und endlich aller Pfeile Ziel war ihm der Kriegsrath selbst.

Er hatte mit sechshundert Einsiedlern am 1. Mai die Bergschluchten des Etzel besetzt, dieses mächtigen Vorwalles vom Kanton Schwyz gegen das Land Zürich, dessen See seinen Fuß bespült. Marianus forderte dort vom Landeshauptmann Reding wieder-

holt einen Befehlshaber. Doch kein Offizier von allen Schwyzer Bataillons wollte mit dem Mönche das Kommando theilen, überzeugt, daß keiner ihrer Befehle vollzogen werden würde, so mit dem Eigensinn des Pfaffen im Widerspruch stände. Darum antwortete Reding den Einsiedlern: „Da ihr einmal den Ezel besetzt haltet unter euerm Pfarrer, so traget Geduld. Obwohl ich von ihm selbst, als einem Schwärmer, des Guten wenig erwarte, so tröstet mich der Gedanke an Treu und Muth der Hauptleute und Soldaten von Einsiedeln."

Als der geistliche Ritter um Mitternacht beim Kriegsrath gemeldet wurde, wagte man nicht einmal, ihm den Zutritt zu verweigern. Als die Vertheidigung einer zweiten Linie zur Sprache kam, ergrimmte er und rief: „Diese Berathung ist unnütz und verräth unnöthige Furcht. Wenn Schindellegi und andere Posten so vertheidigt werden, wie ich mit den Einsiedlern den Ezel schirmen mag, so sind wir Sieger. Und ich betheure euch bei allen Heiligen, alle Einsiedler werden, wie ich, jenen Grenzposten bis zum letzten Blutstropfen verfechten!"

Eben so schwur er noch einmal dem Landshauptmann beim Abschiede, und versprach demselben durch Eilboten alle wichtigen Vorfälle zu melden.

Am 2. Mai, des Morgens um zehn Uhr, erschienen die Franken, zweitausend Mann stark, vor Schindellegi. Die Scharfschützen kamen zuerst mit dem Feinde ins Gefecht, und hielten ihn fast zwei Stunden lang auf, ehe das Bataillon und die zwei Kanonen der Schwyzer wirksam werden konnten. Gegen ein Uhr verminderte sich das Feuer, und hörte endlich ganz auf.

Die Schwyzer stritten an diesem Morgen nicht wie Hirten, welche von den Alpen gekommen, sondern wie Soldaten, die in Feldlagern ergraut waren. Jeder von ihnen drängte sich vor, handgemein zu werden. Mehrere Verwundete wollten das Schlacht-

feld nicht verlassen. Einer von ihnen, der des Morgens eine starke Wunde im Schenkel, am Nachmittag eine in dem Leib empfangen, kämpfte mit gleichem Muth fort, bis ein dritter Schuß durch seinen Arm ihn außer Stand setzte, sich des Gewehrs zu bedienen. Dann ging er nach Haus, noch ungefähr acht Stunden weit. Paarweis stritten sie, zerstreut zwischen Felsen und Bäumen; paarweis fielen sie, bis zum Tode sich und der Muttererde getreu, für die sie fochten. Keiner beklagte seine Wunden, Keiner seinen gefallenen Freund. Keiner, als der fürs Vaterland erblaßte, schien an diesem festlichen Bluttage beneidenswürdig zu sein.

3.

Odemlos, von Staub und Schweiß bedeckt, kam aus freiem Trieb im vollen Lauf ein redlicher Mann von Einsiedeln, genannt Meinrad Käly; er überbrachte dem Landeshauptmann die unerwartete Nachricht, daß die Franken schon über den Ezel heranziehen. Er erzählte, daß der Pfarrer Marianus am Morgen um acht Uhr auf den Ezel gekommen und gesagt habe: „Ihr lieben, guten Leute, ich halte fürs Beste, daß ihr nach Hause gehet, und die Waffen niederleget. Das Wehren hilft uns hier doch nichts, weil man an den übrigen Posten auch nicht zu widerstehen gedenkt!“ Auf dieses sei er gen Einsiedeln zurückgeritten, und die Mannschaft dem Beispiel des geflüchteten Verräthers gefolgt.

Einsiedeln und Schwyz waren so durch den Streich des Priesters den Franken offen. Die Truppen an der Schindellegi, um nicht umgangen zu werden, und noch eine Verbindung mit Einsiedeln und St. Jost zu unterhalten, mußten sich zurückziehen. Es geschah in aller Ordnung. Scharfschützen und Grenadiere deckten den Zug. Um drei Uhr Nachmittags erreichten die Schwyzer Ro-

thenthurm; viele der treuen Höfer waren ihnen auch bis dahin gefolgt. In den Gefechten dieses Tages bei Schindellegi zählten die Schwyzer vierundzwanzig Todte und fünfzig Verwundete. Unter den Letztern befand sich auch der wackere Hauptmann Schilter, welcher an seinen Wunden den Geist aufgab. Schauenburg aber ließ sofort den General Nouvion mit einer Kolonne von sechstausend Mann, versehen mit Artillerie und Reiterei, über den Ezel rücken.

Inzwischen war auch auf dem St. Jostenberg der Hauptmann Hediger von den Franken mit überlegener Macht angegriffen worden. Sie waren von Aegeri und Hütten heraufgekommen, zwei- bis dreitausend Mann stark. Hediger, im Zweifel, diesen Paß behaupten zu können, hatte sich ebenfalls gegen den rothen Thurm gezogen. Der ganze St. Jostenberg, und von daher alle Anhöhen bis auf den Morgarten, waren ununterbrochen von den Franken besetzt.

Reding ließ alsbald durch das Bataillon Hediger die Anhöhen von Morgarten wieder stürmen; er selbst blieb mit zwölfhundert Mann im Dorfe Rothenthurm. Unterdessen wälzten sich die feindlichen Schaaren langsam, in furchtbarer Anzahl, und weiten Linien, vom Gebirge herab gegen das Dorf. Schon standen sie, sich entwickelnd, auf der Ebene; schon nahe genug zum kleinen Gewehrfeuer. Da erst donnerten ihnen die Schwyzer-Kanonen einigemal entgegen. Es erfolgte eine Stille. Aloys Reding flog durch die Reihen; führte sie gegen die Ebene vor, und nach dem ersten Abfeuern beider Bataillone ließ er das sehnlich erwartete Sturmzeichen schlagen. Mit einem Muth, der beinah an Raserei grenzte, brach nun Alles auf, mit gefälltem Bajonette, jauchzend dem Feinde entgegen. Weder die Menge, noch die vortheilhafte Sellung, noch die Kriegserfahrenheit konnte die Schwyzer zurückschrecken. Die Begierde, mit den Besiegern Eu-

ropens handgemein zu werden, war so groß, daß sie dem fürchterlichsten Feuer aus tausend Röhren und Schlünden zum Trotz, durch eine Ebene von mehr als achthundert Schritten festgeschlossen vordrangen, ehe sie ihren Feind in seiner überaus günstigen Stellung am Fuße des Berges ergreifen konnten. — — Ihr Schritt wurde zum Lauf, ihr Lauf zum Flug. — In Jedem rief's: es ist ums Vaterland! Der Tod oder der Sieg waren ihnen gleich reizend. Soldaten und Befehlshaber wetteiferten, wer zuerst den entweihten Boden der Freiheit mit Feindesblut heiligen sollte. Die Franken schienen bei diesem Anblick einen Augenblick unschlüssig, ob Flucht, ob Widerstand? Als aber die Schwyzer von allen Seiten mit gleich festem Schritte und gleicher Kaltblütigkeit so nahe herankamen, daß man einander in die Augen sah, war's entschieden. Das Bajonett der Schwyzer brach die feindlichen Reihen. Ein viertelstündiges Gemetzel, und die Franken ergriffen von allen Seiten die Flucht, so schnell, daß von ihrer Seite kaum noch ein Schuß fiel. Binnen einer halben Stunde waren die Schwyzer Meister von den Anhöhen, auf Wegen, die in so kurzer Zeit sonst vom besten Fußgänger nicht gemacht werden. Die Franken büßten viel Volks.

In der Gebirgskette auf den Grenzen von Zug und Schwyz, zwischen dem stillen See von Aegeri und dem Berge, genannt Sattel, schweift auf den Alpenhöhen in milden Biegungen ein grünes Thal hin — dies ist Morgarten.

Dort hinan klimmten, von Aegeri herauf, die fränkischen Kolonnen. Unbesetzt von den Schwyzern waren jene Höhen, seit dem Rückzuge von der Schindellegi. Alles kam darauf an, auch diesen Posten wieder zu gewinnen.

Zum Glück waren am gleichen Tage des Morgens am Sattel dreihundert Mann frischer Hilfstruppen von Uri erschienen, geführt vom Urner Landeshauptmann Schmid.

Sogleich eilten fünfzig Urner Scharfschützen gegen den Mor-

garten; ihnen folgten langsamer hundert und fünfzig ihrer Landsleute, und viele aus dem Landsturm von Steinen*). Das von Reding abgesandte Bataillon zog zugleich von der Seite des rothen Thurms dahin.

Die Franken aber hatten das Alpenthal von Morgarten erstiegen, sie rückten schon über die Anhöhe abwärts bis in die gegen den Sattel gelegenen Waiden. Als sie den Anzug der fünfzig Scharfschützen wahrnahmen, machten sie auf dieselben ein ununterbrochenes Feuer. Die Scharfschützen aber, wenig davon geschreckt, stellten sich zur Gegenwehr, und hielten die Franken so lange zurück, bis auch jenes Bataillon vom rothen Thurm die Höhe erstiegen hatte, und von der Morgenseite her unvermuthet dem Feinde in die Flanken fiel. Das Feuer erglimmte nun von allen Seiten heftiger. Die nacheilenden hundert und fünfzig Urner und Schwyzer, als sie solches sahen, verdoppelten ihre Schritte, um an dem Kampfe der Brüder Theil nehmen zu können.

Sobald sie alle vereint waren, hieß es: „machen wir's kurz, nehmen wir sie unter die Kolben!" Da rollte der Sturmmarsch, und blitzschnell brachen mit gefälltem Bajonett die Schweizer in des Feindes Glieder. Bald war auch hier der Franken Flucht entschieden. Die zwei Bataillone von Rothenthurm hatten den Feind inzwischen noch bis auf die Berghöhen getrieben. Zweimal stellten sich die Weichenden wieder; zweimal entbrannte der gleiche Kampf; aber der Morgarten, nur den Siegen der Schweizer heilig, sah bald überall aus seinem stillen Gelände den Feind geschlagen. Der Plan der Franken, zur nämlichen Zeit von zwei Seiten einen Angriff zu machen, veränderte sich also in gleichzeitige Flucht.

---

*) Ein Pfarrdorf, nur eine Stunde von Schwyz, bekannt durch Landvogt Geslers Spruch, als er daselbst Werners von Stauffach Haus erblickte: „Kann man leiden, daß Landvolk so schön wohne?"

In eben dieser Gegend besiegten im Jahre 1315 am 15. November die Schwyzer Oesterreichs Uebermacht.

Die Franken wurden bis in die Tiefe des Dorfes Aegeri im Zugerlande verfolgt, wo sie sich vergebens zum drittenmal zu stellen suchten. Man würde sie noch weiter getrieben haben, aber der entblößte Ezel ließ die Schwyzer fürchten, von andern Seiten überrascht zu werden. Zufrieden, die Franken vom Morgarten und St. Jostenberg zurückgeworfen zu haben, endeten sie mit anbrechender Nacht das glückliche Treffen.

An demselben Tage in der Mittagsstunde war das unter dem Oberstlieutenant Aloys Gwerder zu Meyringen im Haslithal gestandene Schwyzerbataillon im Flecken Schwyz angekommen, und da es von der Räumung des Ezels gehört hatte, sogleich weiter geeilt, die Haggen-Egg zwischen Schwyz und Einsiedeln zu besetzen, um sich dem andringenden Feinde entgegen zu stämmen. Ohne eine Erfrischung zu nehmen, erstiegen sie diesen hohen Berg so behend, daß sie um drei Uhr schon die Höhe erreicht, und folglich binnen vierundzwanzig Stunden einen beschwerlichen Weg von zwanzig Stunden zurückgelegt hatten.

4.

Am folgenden Tage*), Morgens drei Uhr, näherten sich die Franken den Schwyzern, welche Arth gegen das Zugerland hin deckten. Bei der Kapelle St. Adrian geschah der wildeste Anfall. Der Strich vom Seeufer bis zum höchsten Gipfel des Rüsiberges, die Länge einer halben deutschen Meile, war von beiden Heerhaufen mit einzelnen Posten besetzt. Die Franken benutzten augenblicklich jeden Vortheil, welchen ihnen der von den Schwyzern nicht zum

*) Den 3. Mai.

Besten für Vertheidigung gewählte Platz bot. Die Schwyzer empfanden Unordnungen; einige Scharfschützen, die, bei noch unvollkommenem Tageslicht, zu weit vorgeeilt waren, kamen zwischen zwei Feuer, und fielen sowohl durch Schwyzer- als Frankenkugeln. Ueber anderthalb Stunden währte das Gefecht ununterbrochen fort.

Die Franken wankten zuerst. Das lebhafte Feuer der Scharfschützen erfüllte ihre Reihen mit Todten. Sie zogen sich mit Eile zurück. Aber die Schwyzer, zu schwach, konnten sie nicht verfolgen. Einige Freiwillige von Walchwylen, Kanton Zug, hatten in diesem Treffen sehr gute Dienste gegen die Franken geleistet. Sie bedauerten sechs Todte; die Schwyzer aber zwanzig, und eben so viele Verwundete.

Kaum war hier der letzte Schuß gefallen, als die Stellung von Arth auf der Luzerner Seite bestürmt ward. Eine beträchtliche Abtheilung der achtunddreißigsten Halbbrigade näherte sich dem Flecken bis auf eine kleine halbe Stunde. Allzuvoreilig brannten die Schwyzer auf der Höhe ihre mit Kartätschen geladenen Kanonen ab. Augenblicklich verschwanden die Franken von der Landstraße und der Ebene; sie verloren sich in einen seitwärts gelegenen Bergtobel (Gebirgsspaltung), um von dort her die Anhöhe zu gewinnen.

Die Schwyzer, auf dem Gegenrande des Tobels, in leichten Verschanzungen von Holz und Stein gestellt, konnten anfangs diese Wendung der durch ein Wäldchen verhehlten Franken nicht wahrnehmen. Sie entdeckten erst die Gefahr, als der Feind schon ziemlich weit gekommen war. Da dies die Schwyzer sahen, rannten sie in vollem Lauf, die obersten Höhen zu erreichen. Doch zu spät, die Franken hatten den Vorsprung. — Andere nun wagten sich in den finstern Tobel, um da hindurch gegen die Seite von Arth hinüber zu dringen; die übrigen endlich besetzten die untere Erhöhung am Tobel, um die Ihrigen, welche hinübergehen, oder

sich schon jenseits befinden würden, zu unterstützen. Zu dem Ende warfen sie eilfertig kleine Schanzen von Holz und Steinen auf, oder wählten Tiefen und Felsenhänge, um sicherer laden und schießen zu können. Mancher Schütze unterhielt ein anhaltendes Feuer, aus mehrern ihm von Knaben nachgetragenen und geladenen Flinten. Die Franken schossen mit außerordentlicher Geschwindigkeit; aber ihre Kugeln hatten keine sichere Richtung. Die Schwyzer feuerten langsam; aber jeder Schuß stürzte unfehlbar seinen Mann.

Nachdem ein Theil der schwyzerischen Mannschaft über den Tobel unerschrocken aufwärts gegangen war, durch den obern Wald, donnerten sie von den Felsenhöhen auf die Franken herunter. Diese zogen sich seewärts mit großer Eile aus der Schußweite. Als dort ihre Anführer in kleinen Haufen zusammentraten, vermuthlich um zu berathen, was zu thun sei, nahm der Scharfschützen von Schwyz einer dreifache Ladung Pulver, und sprach zu seinen Gefährten: „was gilts, ich reiche den mittlern von jenen Hauptleuten?“ Die Entfernung war außerordentlich; man mochte nur kaum die Offiziere an ihren langen Ueberröcken von andern unterscheiden. Und der Erzielte stürzte getroffen, in der Mitte der Seinigen, zu Boden. Dieser Schuß ward das Zeichen zum allgemeinen Rückzug der Franken. Sie bezogen wieder bei Oberimmensee die Allmeind, wo sie eine Art Lagers hatten.

Der Verlust fränkischer Seits war bedeutend; aber man hat ihn nicht erfahren. Viele der Getödteten wurden von den Franken selbst in den See geworfen; andere fand man zwischen Klippen und Gesträuchen zerstreut umher; andere aber nebst allen Verwundeten nahmen sie, nach ihrer Gewohnheit, mit sich fort. Die Schwyzer büßten in diesem glücklichen Gefecht wenig ein. Sie hatten nur drei Todte und zwölf Verwundete.

Als sich das Gerücht verbreitete, daß es an Pulver und scharfen Patronen gebrechen könne, ehe Unterstützung aus Schwyz an-

lange, wurde sogleich alles in den benachbarten Häusern befindliche Pulver, Blei und allerhand Zinngeschirr von den Eigenthümern mit Freuden herbeigebracht; und obgleich in großer Anzahl Kugeln gegossen wurden, war dennoch eine so große Menge Zinn und Blei vorräthig, daß noch vieles Zinngeräth zurückgenommen werden mußte.

Die Truppen am rothen Thurm waren in der Nacht vom zweiten zum dritten Mai ebenfalls beständig unter dem Gewehr, eines Ueberfalls gewärtig. Dies war also die vierte Nacht, welche sie nach fast unglaublichen Mühseligkeiten, eine nothwendige Wirkung des Mangels an Mannschaft, und der Strenge des Dienstes, ungeduldig durchwachten. In dieser Nacht hing Jedermann in finsterm Stillschweigen seinen Gedanken nach. Jeder übersann die neuern Begebenheiten. Ueberall mit Glück gefochten, kosteten die einzelnen Siege dennoch im Ganzen an jedem Tage schier hundert Todte und der Verwundeten viele. Es ließ sich berechnen, daß binnen vierzehn Tagen bei gleichem Glück die Schwyzer an ihren Siegen sterben müßten. Zwar waren die Päße beim rothen Thurm, auf der Schorno und in Arth wohl beschirmt; aber wer konnte die Franken, seit der Räumung des Ezels Meister von Einsiedeln, abhalten, über die Haggen-, Yberger- und Holz-Egg, nur von Weibern bewacht aus Mangel an Männern, vorzudringen gegen Schwyz, und das ganze Land mit ihren Schaaren zu überschwemmen?

5.

Diese Betrachtungen beschäftigten das Volk in der Nacht; einer theilte sich dem andern mit, als der Morgen dämmerte, und, wie die Gebirgslandschaft aus ihren Nebeln, auch jedes Gemüth aus schweren Träumereien stieg. Bald ward Frage: ob nicht unter

solchen Verhältnissen durch ehrenvolle Kapitulation mehr, als durch fruchtlosen Widerstand gewonnen werden könnte?

Es ist unmöglich, zu beschreiben, wie heftig, wie verschieden die Meinungen über diese Fragen fielen. Alles gerieth in stürmische Bewegung. Indem keiner diesen Morgen und diese Frage unter dem Schwyzerheer erlebt zu haben wünschte, fürchtete jeder die Stimmenmehrheit für Kapitulation und sich ihr unterziehen zu müssen, jeder die Gewalt der Liebe und Lebenslust über seinen heldenmüthigen Entschluß.

„Nein, schrien Hunderte: laßt uns sterben! sterben! — alle einmüthig in den süßen Tod ums Vaterland gehen!" — Andere, welche nach gleichem Ziele strebten, aber durch mildere Darstellung desselben leichter dafür zu bereden hofften, riefen: „Wir wollen so lange gehörlos sein für Unterhandlung, bis zwei Drittel von uns da am Morgarten hingestreckt liegen, wo unsere Väter ruhen. Dies Opfer ist ja nicht zu groß für ihr Andenken, für unsere Nachkömmlinge und für die Freiheit!" — Viele Hausväter sanftern Sinnes, ihre Gattinnen und Kinder im Herzen und Gedächtniß, sprachen: „Brüder, überleget wohl, was ihr thut! Der Tod unserer Ahnen an diesem Orte war freilich Sieg für Vaterland und Freiheit; aber jetzt wären bei gleichem Muth und Zweck Sieg und Tod vergebens. Und würden wir alle Leichen, so würden die noch von uns unbesiegten übrigen Franken, — und ihre Zahl ist groß! — über unsere und ihrer Brüder Leichname gehen, und unsere Heimat mit doppelter Wuth zerstören, Weiber und Kinder mißhandeln, und die Thäler mit Mord und Brand füllen. Unser Tod hätte nicht das Unglück gemindert, aber gemehrt!"

Andere, obschon sie die Staatsumwälzung längst für unvermeidlich, doch durch die Hand eines fremden Volkes für schändlich gehalten, erhoben ihre Stimmen mit freierm Muthe: „Sichert die

Unterhandlung uns Religion und Eigenthum, schirmt sie unsere Heimat für Brandschatzung, so mögen wir uns getrost mit unsern andern Schweizerbrüdern vereinen zu einer Familie und einem Freistaat. Dann büßen wir nicht unsere Freiheit ein, sondern wir vertauschen nur die alte Ordnung gegen eine neue; wir bleiben dieselben. Kein Fürst, kein Vogt beherrscht uns; wir sind Keines Unterthan; wir setzen uns unsere Obrigkeit, nach wie vor. Bedenket es wohl!"

Nach vielem Widerspruch und Lärmen neigten sich die meisten den Gesinnungen der letztern an, und die Mehrheit des Volkes begehrte, erschöpft an Kraft, und im wehmüthigen Gefühl von Wünschen, für ihre Macht unstillbar, Schauenburgs Anträge zu hören.

Aloys Reding, der Landshauptmann, schrieb, da sich das Volk erklärt hatte, durch den Hauptmann Büeler an den fränkischen General Nouvion, im Kloster zu Einsiedeln, und verlangte Waffenstillstand. Gegen Abend kam Büeler mit folgender Antwort zurück:

Ich habe, Herr Kommandant, Euern deutschen Brief erhalten, und solchen mir übersetzen lassen. Um Euch zu beweisen, wie sehr die Franken Menschlichkeit lieben, so sende ich Euch Euern Offizier zurück, damit Ihr meine Bedingungen vernehmet.

Eine halbe Stunde nach Empfang dieses Briefes werden die Truppen des Kantons Schwyz die Waffen niederlegen, solche an einen französischen Offizier abgeben, der hierzu ernannt ward, mit mündlicher Versicherung vom General, daß dieselben im Lande an einem Orte sollen zusammengestellt werden. — Das Volk des Kantons Schwyz wird ohne Zweifel die helvetische Verfassung annehmen. Ich gebe dem Obergeneral den Bericht über den Empfang Eures Briefes, und der Antwort, so ich Euch ertheile. — Die Stellung der fränkischen Armee und die Eurige werden Euch, ohne

Zweifel, es dringend machen, daß die Vorschläge angenommen werden, die ich Euch thue.

Der Brigade-General Nouvion.

Ehe noch Büeler dies Schreiben gebracht hatte, waren am Nachmittage plötzlich die Hilfsvölker von Uri zum Rückzug in ihre Heimat aufgebrochen. Sie hatten die Grenzposten bei Schorno bisher besetzt, und nun ganz wehrlos gelassen. Die Schwyzer beim rothen Thurm mußten durch eine starke Abtheilung jene Stellen decken und sich selbst schwächen.

Dieser unvermuthete Abzug trug nicht wenig bei, das Volk geneigter zum Unterhandeln zu machen. Sobald den Truppen Nouvions Brief verlesen war, begehrten sie, daß man den Waffenstillstand unmittelbar vom Oberbefehlshaber für vierundzwanzig Stunden verlangen sollte, damit sich das gesammte Volk zur Landsgemeinde versammeln könne; auch solle dem Oberbefehlshaber der allgemeine Wunsch geäußert werden, daß den Schwyzern neben Sicherheit der Religion, der Personen und des Eigenthums, auch Schonung von fremden Besatzungen zugestanden werde.

Darauf schrieb der Landeshauptmann an Schauenburg:

Es kann Eurer klugen Einsicht nicht entgehen, daß alle Gewalt dieses Kantons in den Händen des Volks liegt; und folglich die Berathschlagung über den Gegenstand Eures heutigen Schreibens vor unsere Volksversammlungen kommen muß. Da aber der kurze Termin uns nicht genug Zeit gestattet, eine solche Volksversammlung zusammen zu berufen, so geht mein Ansuchen im Namen meiner lieben Landsleute dahin, daß Ihr uns den Termin um vierundzwanzig Stunden verlängern und dieses arme Land mit Besatzung verschonen möchtet.

3. Mai 1798.

Zum andernmal ging Hauptmann Büeler mit diesem Schreiben und mündlichen Aufträgen nach Einsiedeln. Dort war inzwischen

der Oberbefehlshaber Schauenburg angekommen. Folgende Punkte wurden abgefaßt, und zurückgebracht:

Der Obergeneral der Armee in der Schweiz hat durch Gegenwärtiges an Herrn Aloys Reding, Kommandant von den Truppen des Kantons Schwyz, erklärt: daß die katholische Religion, welche der Kanton bekennt, unbetastet verbleiben soll, weil die helvetische Verfassung, welche durch die Mehrheit von der Schweiz angenommen worden, ausdrücklich die Freiheit des Gottesdienstes zusichert.

Von seiner Seite verpflichtet sich der Kanton Schwyz, die Verfassung in vierundzwanzig Stunden anzunehmen. Mittelst dieser Verpflichtung verspricht der Obergeneral, mit allen Feindseligkeiten während diesen vierundzwanzig Stunden einzuhalten, und in allen Theilen des Kantons, welche durch die fränkische Armee noch nicht eingenommen worden, diejenigen Waffen, die sie besitzen, zu lassen.

Der Kommandant der Truppen des Kantons Schwyz verpflichtet sich hingegen, sich in das Innere zurückzuziehen, und keine Feindseligkeiten zu unternehmen, bis das versammelte Volk seine Stimme über die Verfassung gegeben. Der Beschluß dieser Volksberathung soll sogleich dem Obergeneral der fränkischen Armee mitgetheilt werden.

Gegenwärtige Uebereinkunft ist doppelt verfasset, und wechselseitig durch den Obergeneral, und durch Herrn Büeler, welcher von dem Kommandanten von Schwyz hiezu bevollmächtiget, unterschrieben worden.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mai wurden diese Artikel dem unter den Waffen stehenden Volk beim rothen Thurm vorgelesen, dann dem ganzen Land in möglichster Eil kund gethan, mit dem Beifügen, daß um 11 Uhr Mittags jeder bei seinem Eid zur Landsgemeinde gen Schwyz aufgeboten sei.

Gegen Mittag erschienen die Krieger von Morgarten, vom rothen Thurm und der Schorno in Schwyz. Nur die von Arth,

welche die beiderseitigen Seeufer von Zug und Luzern besetzt hielten, wollten ihren Posten nicht verlassen, auch konnten sie sich außerdem nicht zur bestimmten Zeit einfinden.

6.

Es ward der gewöhnliche Landsgemeindenkreis gezogen. Ein fürchterlich-feierlicher Anblick. Alles bewaffnet, wie jedes so eben vom Schlachtfelde kam; die einen mit Kriegsröhren, die andern mit Stutzern, viele mit Speeren, viele mit Morgensternen und Keulen. In jedem Angesicht las man die Empfindungen der Seele; man sah, wie gekränkter Stolz, Wehmuth, furchtlose Entschlossenheit, kaltblütige Ueberlegung, wilde Verzweiflung in Allen wechselte und haderte.

Nach einer kurzen Rede des Alt-Landammann Schueller, der diesmal die Gemeinde führte, wurde das gewöhnliche Gebet verrichtet, zu Gott um Gnade und Erleuchtung. Welch ein Anblick, dieser Kreis von bewaffneten Betern, mit den stürmischen Herzen, und bleichen Gesichtern!

Dann wurde die Kapitulation vorgelesen. Hauptmann Büeler erzählte zugleich, daß Schauenburg mündliche Versicherung gegeben, aus dem Kanton Schwyz keine Mannschaft ausheben, und keine Brandschatzung fordern zu wollen. Darauf nahm der Landeshauptmann Aloys Reding das Wort. Er schilderte die bisherigen Vorfälle, die Stellung der fränkischen Armee, und die der Schwyzer, den Rückzug der Urner, und das Ausbleiben von vierhundert Unterwaldnern, welche zwar an diesem Morgen nach Brunnen schon zur Hilfe von Schwyz gekommen, aber nach erhaltener Nachricht, daß man im Unterhandeln begriffen sei, wieder nach Hause gezogen wären. Er schloß also mit der Ermunterung, die Kapitulation anzunehmen.

Jetzt erschien ein Brief, geschrieben an das Volk von einem seiner ehrwürdigsten Hirten, dem Dekan Tanner, in welchem dieser rechtschaffene Greis seine Gesinnungen folgendermaßen ausdrückte:

Getreue, herzliebe Mitlandsleute und Brüder!

In gegenwärtigen so gefährlichen Umständen meines und Eures lieben Vaterlandes, da ich wegen Alters und schwachen Kräften außer Stande bin, vor Euch persönlich zu erscheinen: so finde ich mich durch mein Gewissen verbunden, mit Euch schriftlich zu sprechen; vernehmet also die Gesinnungen eines zwar unwürdigen Priesters, der aber schon zweiundfünfzig Jahre in diesem Lande verpfründet, und, wie den meisten aus Euch nicht unbewußt, für Religion und Vaterland immer gethan hat, was in seinem Vermögen war. Herzliebe Brüder, lasset doch um Gotteswillen in dieser mißlichen Lage gesunde Vernunft und Geduld walten; wollt Ihr denn, von allen unsern Brüdern verlassen, durch fernern blutigen Widerstand Euch Euern Weib und Kindern, und mit Euch denselben Trost und Erziehung entreißen? folglich Euch und das Vaterland noch unglücklicher machen? Ach liebste Brüder, von zwei anscheinenden Uebeln ist das kleinere zu wählen. Seid Ihr für Eure Religion, für Person und Eigenthum so viel möglich versichert: so thut und schließt nach jetzigen Umständen. Hoffet und vertrauet auf Euern Gott und noch waltende Menschenliebe. Seid einig und verschaffet Euch Ruhe und Frieden.

Dieses rathe und bitte ich Euch auf mein Gewissen und Leben.

Seb. Anton Tanner,
unwürdiger Decan und Pfarrer.

Muottathal, den 4. Mai 1798.

Bisher war das Volk ruhig geblieben; als man aber zum Abstimmen schreiten wollte, erhob sich umher ein dumpfes Murmeln,

welches mit jedem Augenblicke steigend zum wildesten Getöse überlief. Die Meinungen waren im Kampf. Es war das letzte, gewaltsame Ringen zwischen Nothwendigkeit und Neigung, Neuerung und Alterthum in jeder Brust; die letzte Krisis eines mehr als dreihundertjährigen Staatskörpers, der nun der Auflösung nahe war.

Man sprach von dem, was die Vorwelt gethan für Freiheit; was Pflicht noch jetzt heische; man berechnete, was man verlöre mit einer Landesverfassung, die seit Jahrhunderten Freiheit und Frieden gewährte, gegen den Gewinn einer Verfassung, die man nicht kannte; man verglich das Vergangene mit dem Künftigen, das Gewisse mit dem Ungewissen. Einige fürchteten den Untergang aller Religion; andere erinnerten an den feierlichen Eid, lieber zu sterben, als die Verfassung zu ändern; andere gedachten der bisher erfochtenen Siege; andere, daß man den Franken nicht vertrauen dürfe.

Die Verschiedenheit der Gründe und Begriffe vermehrte die Hitze. Das Schreien und Toben dafür und dagegen ward allgemein. Umsonst suchten die Gelassenern Herstellung der Ruhe. Man wollte keinem Rath, keiner Vorstellung weiter Gehör geben. Viele gingen von der Gemeinde, um ihren Schmerz freier austoben zu lassen.

Diese Verwirrung, dieser Sturm, der alle Berathschlagung hemmte, hatte schon eine halbe Stunde gedauert. Viele drohten einander mit geschwungenen Säbeln, andere zielten mit geladenen Gewehren. Rings von Feinden umgeben, schien das erbitterte Volk jenen die Mühe erleichtern und sich selbst vernichten zu wollen.

Endlich erhob sich auf der Bühne der Chorherr Schueller, ein Mann, geachtet beim Volk, wegen seines Biedersinns und untadelichen Wandels. Es war aber die Sitte dieses Volks, daß, wenn ein Geistlicher zu ihm redete, Jedermann das Haupt entblößte. Also geschah es von den Nächststehenden, und pflanzte sich fort; Schueller benutzte die beginnende Stille, und sprach mit Ernst und Schmerz:

„Meine herzliebe Mitlandsleute, wenn jemals brüderliche Eintracht und gelassene Ueberlegung nöthig gewesen, so ist es gewiß jetzt. Aber es ist hier nicht die Frage: ob die alte oder neue Schweizerverfassung besser sei, sondern ob man fernern Krieg, oder die Kapitulation wähle? Ihr kennt unsere Lage; ihr wisset, Muth und Tapferkeit mögen unsere Verfassung nicht mehr retten, der Mangel an Mannschaft machte die anhaltende Vertheidigung unsers Vaterlandes unmöglich. Dies war die Ursache, warum ihr selbst gestern Unterhandlung begehrt habt. Der fränkische Oberbefehlshaber gab sie und ehrenvoll für euch. Religion und Eigenthum sind durch sie behütet."

„Ihr sagt: wir haben geschworen, lieber den Tod, als die Konstitution! Fern sei Meineid! — Wir haben aber geschworen, im Glauben, daß die neue Verfassung unserer Religion gefährlich sei. Seitdem die Kapitulation uns unsere Religion unverletzt zusichert, fällt jener Grund, deswillen wir schwuren, hinweg. Denn sagt die neue Verfassung das Gleiche, so dürft ihr sie ohne Gewissensbeschwerde annehmen. Redet sie anders, so bleibt ihr bei der Kapitulation.

„Ihr sprecht: man darf den Franken nicht trauen! — Ist dies euer Ernst? Leget ihr nicht in eben diesem Augenblick den größten Beweis eures Vertrauens gegen die Franken ab, indem ihr, auf ihr Ehrenwort bauend, hier berathschlaget, inzwischen eure Grenzen nun von allen Seiten unvertheidigt offen stehen, und eure Kanonen und eure Munition nur von kleinen Wachten behütet, binnen wenigen Augenblicken genommen sein könnten? Ein solches Zutrauen auf sein Versprechen hat das fränkische Volk gewiß noch nie empfahen. Wenn ihr nun euch mit so vieler Zuversicht auf ihr Versprechen verlasset, da sie noch Feinde und so nahe an unsern Grenzen sind: warum solltet ihr ihnen nicht vertrauen, wenn sie von uns entfernt, und unsere Freunde sind?

„Es sind nur noch wenige Stunden vom Waffenstillstand übrig. Hinweg mit Leidenschaft und Parteigeist; Vernunft und Gelassenheit dafür. Wollet ihr Krieg: wohlan, so verliert keine Zeit! Jeder eile an seinen Posten, das Vaterland zu vertheidigen. — Wollt ihr aber dem Blutvergießen ein Ende, wollt ihr durch die Kapitulation eure Religion, Person und Besitzung schirmen, so zögert nicht, dem fränkischen Befehlshaber die Anzeige zu machen, auf daß alle Feindseligkeiten eingestellt, die Hausväter ihren Kindern, die Kinder ihren Aeltern, die Männer ihren bekümmerten Ehefrauen wiedergegeben werden. Der Allmächtige leite eure Gesinnungen, segne eure Beschlüsse!“

Dreimal wurde Schueller, indem er also redete, vom Getümmel des Volks unterbrochen, und immer wieder zur Fortsetzung aufgefordert. Endlich ward Alles still; Jeder hörte aufmerksam den Vorstellungen zu. Man schritt zur Entscheidung der großen Frage, und die Kapitulation wurde mit großer Einmüthigkeit angenommen. Nur kaum hundert Männer stimmten dagegen.

Man erwählte sogleich vier Abgeordnete, welche folgenden Morgens zum General Schauenburg reisen sollten. Die fernern Geschäfte zu berichtigen, übertrug man einem Ausschuß.

Noch an demselben Abend ward folgendes Schreiben an Schauenburg gesandt:

„Wir haben aus dem an unsern Mitbürger Aloys Reding von Euch erlassenen Schreiben die feierlichen Zusicherungen von der freien Ausübung unserer Religion, Sicherheit der Person, Beibehaltung der Waffen und des Eigenthums zu unserm Vergnügen bei unserer allgemeinen Versammlung ersehen.

„Ueberzeugt und vergewissert von den menschlichkeitsliebenden Gesinnungen, die Euch und die ganze französische Nation auszeichnen, haben wir auf diese Bedingnisse die helvetische Verfassung anzunehmen beschlossen; und die Bürger Aloys Reding, Jakob

Castell, Major Büeler und Sekretär Anton Ulrich aus unserer Mitte ernamset, welche sich Morgens bei Euch, Bürger General, einfinden, unsern Beschluß mündlich anzeigen, und sich mit Euch noch weiter besprechen sollen. Euerm Auftrag zufolge haben wir dem Kanton Uri Eure Willensmeinung zu wissen gethan; nur ersuchen wir Euch, alle Feindseligkeiten gegen unser Land einzustellen, und die Truppen ab unsern Grenzen zurückzuziehen, so wie wir es bereits gethan und befohlen haben. Wir schmeicheln uns mit der gütigen Aufnahme unserer Abgeordneten, und unter freundschaftlicher Begrüßung verbleiben wir mit aller Hochschätzung,

Schwyz, den 4. Mai 1798.

Im Namen des Volks vom Kanton Schwyz,
Unterz.: Büeler, Landesstatthalter.
Ulrich, Sekretär."

Das Schreiben des Generals Schauenburg, betreffend den Kanton Uri, von welchem in obstehendem Briefe Meldung geschieht, und welches während der Landesgemeinde eintraf, lautet so:

Im Hauptquartier zu Einsiedeln, den 15. Floreal, im 6. Jahr der fränkischen einen und untheilbaren Republik.

Der Oberbefehlshaber der Armee in Helvetien an Herrn Aloys Reding.

Mein Herr! Ich bin vergewissert, daß die Truppen des Kantons Uri mit den Eurigen vereinigt waren, um sich mit den fränkischen Truppen zu schlagen, und da ich mit Euch unterhandele, so habe ich annehmen müssen, daß das, was mit Euerm Kanton abgethan wurde, auch für die andern gemacht sein soll. Ich bilde mir nicht ein, daß der Kanton Uri sich einzeln geben, und verdrüßliche Ereignisse zuziehen wolle; ich bitte Euch also, mein Herr, ihm diese Erklärung zu wissen zu thun, die auch auf den Kanton

Uri anwendbar ist; und im Fall, welches ich nicht vorsehen kann, daß derselbe es abschlagen würde, sich der Vollziehung der von Euch angenommenen Bedingnisse zu unterziehen: so muß ich vorbehalten, daß die unter meinem Befehl stehenden Truppen sich in den Kanton Schwyz begeben werden, um dorthin zu gelangen.

Der Durchzug derselben soll Euch aber nicht beunruhigen. Mein Herr, Person und Eigenthum sollen geehrt und dieser Vertrag heilig beobachtet werden. Ich bitte Euch, mir alsobald Euern Beschluß wissenhaft zu machen; ich wünsche nur, daß der Menschlichkeit, und des größten Glücks des schweizerischen Volks willen, der angefangene Krieg aufhören möge.

Ich bin, mein Herr, mit vollkommener Achtung

Ihr

gehorsamer Diener

Schauenburg.

7.

Uri, bewogen durch die Vorstellungen von Schwyz und den Anblick unabwendbarer Gefahr, nahm die zwischen den Franken und Schwyzern geschlossenen Bedingungen unmuthig an. Die feindlichen Heere, ihres Vertrages eingedenk, zogen sich von den Grenzen von Schwyz zurück. Auch Obwalden, wo die Stimme der Weisern wieder gehört ward, nachdem Furcht den Rausch der Leidenschaft gelöset hatte, unterschrieb fast zu gleicher Zeit (am 5. Mai) die neue Staatsverfassung zum andern Male.

Nur das Volk von Nidwalden, trunken von Eingebungen seiner Priester, blieb zögernd stehen. Es besetzte noch mit Kriegern die Grenzen bei Ennetmoos gegen Obwalden, bei Stanzstaad und Hergiswyl am Seeufer, bei Emmeten auf der

Berghöhe gegen das Land Uri, und dem darunter liegenden Bergfluß, welcher, die Naas geheißen, sich im See vorstreckt gegen Brunnen im Schwyzer Land.

Aber das Beispiel der benachbarten Gegenden; die erlöschende Hoffnung, siegend aus dem Kampfe hervorzutreten; die Zwietracht der Meinungen im Innern — Alles erleichterte den im Stillen wirksamen Freunden des Friedens die Mühe, den Landmann milder zu stimmen.

Die Gemeinden zeigten endlich Neigung, mit den Franken zu unterhandeln. Die Priesterschaft ward um Rath befragt. Eine Versammlung derselben, bei welcher aber die wüthendsten Kriegspriester nicht erschienen, gab ihr Gutachten, daß sonder Gewissensbeschwerde die neue Verfassung angenommen werden möge, mit Vorbehalt der am 7. April beschwornen Punkte.

Es wurden demnach Abgeordnete an den General Schauenburg nach Zürich gesandt, die Uebereinkunft zu schließen. Sie brachten folgende Erklärung des Feldherrn, von ihm unterzeichnet, zurück:

Hauptquartier Zürich, 26. Floreal, Jahr VI. der fränkischen einen und untheilbaren Republik.

Der Oberfeldherr der Armee in Helvetien versichert das Volk von Unterwalden nid dem Walde des Schirmes und der Freundschaft der fränkischen Republik, und ersucht es, seine Unruhe zu besänftigen, die man ihm über die Freiheit seines Gottesdienstes, über die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes u. s. w. eingeflößt hat. Dem Oberfeldherrn liegt nichts näher am Herzen, als die Einwohner von Helvetien über die wirklichen Gesinnungen der fränkischen Regierung aufzuklären; er eilt, dem Volke von Unterwalden nid dem Walde zu bekräftigen, daß seine Personen und Eigenthum geachtet, daß keine fränkischen Truppen dahin einrücken sollen, als im Falle, daß die öffentliche Ruhe gestört wäre;

daß ferner Unterwalden nicht werde entwaffnet werden, und Frankreich nie daran gedacht habe, die junge Mannschaft der Schweiz seinen Bataillonen einzuverleiben. Im Betreff der Religion, will die fränkische Republik die Gewissen nicht beengen, sondern überläßt Jedem, Gott nach seiner Weise zu verehren.

Der Oberfeldherr
Schauenburg.

So versammelte sich das Volk am 12. Mai zur Landesgemeinde. Die Frage über Auflösung der alten und Huldigung einer neuen Landesordnung sollte entschieden werden. Einige Geistliche erhoben ihre Stimme für die Annahme. Zwar lärmten dagegen Haufen versammelter Weiber. Aber der schwärmerische Priester Lüssi, Helfer zu Stans, bisher Führer und Seele des Volks, der unerbittlichste von den Feinden der Staatsänderung, fehlte. Der Weiber Gelärm verscholl leicht. Der Kriegsrath selbst rieth zur Ergebung, und so ward in trauriger Stille, und beinahe ohne einiges Handmehren, die helvetische Verfassung aufgenommen. Selbst Derjenigen Muth und Eifer schien erkaltet zu sein, welche an den Grenzen in Waffen standen, und zu sterben fürs Vaterland geschworen hatten. Während sich das übrige Volk leidend verhielt, waren die Krieger zur Uebereinkunft die geneigtesten, als sie ihre Meinung schriftlich einsenden mußten.

8.

Weit entfernt, Erbitterung gegen diese Bergvölker zu nähren, ehrten die Franken die Tapferkeit derselben. Selbst Schauenburg, welcher anfangs die Sprache der Verachtung angenommen, und die Führer des Volks mit Leben und Gut für alle Folgen der

Widersetzlichkeit verantwortlich erklärt hatte, war gezwungen, ihnen ungeheuchelte Achtung zu weihen. Er bekannte dies in öffentlichen Briefen; er wurde der persönliche Freund des schwyzerischen Landeshauptmanns Aloys Reding, des Feldherrn der Hirtenkrieger, den er nicht besiegt hatte.

Der Verlust der fränkischen Truppen in dem Kampf gegen die Waldkantone war verhältnißmäßig ungemein groß. Wie die letztern ihre Todten zu Hunderten zählten, zählten die Franken die ihrigen zu Tausenden. Wie man aus bestimmten Nachrichten von Luzern erfahren, belief sich ihr Verlust auf die Summe von 2754 Todten. Die Zahl ihrer Verwundeten hat man nie mit Gewißheit entdeckt. Sie muß wahrscheinlich die der Todten überstiegen haben. Die Truppen der Waldkantone büßten, wie man genau aus den umständlichen Gemeindsregistern weiß, in allem 236 Todte ein, und zählten nur 195 Verwundete. Dies Mißverhältniß der Verwundeten zu den Todten von Seiten der Waldstätter läßt sich nur aus der Wuth erklären, mit welcher die Eidgenossen fochten. Die Verwundeten achteten ihrer Wunden nicht; sie blieben im Kampfe, gaben und forderten keine Gnade, und fochten noch halb sterbend am Boden, um nicht ihre Schmach zu überleben. Frei geboren, wollten sie frei sterben. Es war ihnen süß, mit ihrem Blute die unbezwungene vaterländische Erde zu netzen, und da ihr Sterbebette zu wissen, wo ihre Heldenväter glorreich gestorben waren.

Kein Denkmal verewigt ihre Namen. Aber so lange die rauhen Felsen der Schindellegi stehen, so lange die Fluren von Morgarten grünen, wird man der Thaten eingedenk sein, welche die Nachkommen Wilhelm Tells ihrer Altvordern werth machten.

Die Schwyzer blieben bei den Bezeugungen der Achtung nicht unempfindlich, welche ihnen die fränkischen Feldherren gaben. Die aus sieben Gliedern bestehende provisorische Regierung von Schwyz machte es zu ihrer ersten Beschäftigung, dem General

Schauenburg ihre Erkenntlichkeit im Namen des Volks zu äußern. Ihre zweite Sorge aber war's, den verwundeten Brüdern, den Wittwen und Waisen, oder den armen Aeltern der umgekommenen Vaterlandsvertheidiger Hilfe und Erquickung zu schaffen. Es wurde zu dem Ende schon am achten Mai eine allgemeine Steuer ausgeschrieben, welche freiwillig gegeben werden sollte, und nachmals verhältnißmäßig an die Hilfslosen vertheilt wurde.

Einen rührenden Beweis der Anhänglichkeit und Liebe gaben noch jetzt, da auch das Schicksal des Kantons Schwyz entschieden war, die Ehemals-Angehörigen von der Landschaft der beiden Höfe Pfäffikon und Wollerau. Wiewohl sie von Schwyz, ihrem ehemaligen Oberherrn, nichts mehr zu hoffen und zu fürchten hatten, gingen sie doch den Oberbefehlshaber Schauenburg inständig an, daß sie noch ferner mit Schwyz vereinigt bleiben möchten. Eben dies baten sie mit Herzlichkeit von Schwyz selbst. — Die Schwyzer, bewegt durch so viele Treue, verwandten sich um die Erfüllung solches Wunsches sowohl beim Franken-General, als bei dem helvetischen Direktorium. Schauenburg fand die Bitte edel, aber es war nicht in seiner Gewalt, zu willfahren.

Schwyz genoß also in den letzten Stunden seiner Selbstständigkeit eines Trostes, dessen sich vielleicht kein anderer Stand der zerstörten Eidgenossenschaft rühmen konnte, daß nämlich zur Zeit der äußersten Gefahr die Ehemals-Angehörigen sich ihrem bisherigen Herrn anschlossen, um von ihm das Schwert des Feindes abzufangen, und mit Blut den Beweis der Dankbarkeit und Zufriedenheit zu besiegeln. Küßnacht hatte sich vertheidigt, so lange Schwyz nur immer noch eine Hoffnung von Unterstützung geben konnte. Die Landschaft March hatte mit achthundert Mann die Grenzen gegen Zürich treu gedeckt. Die Einwohner der Höfe hatten sogar ihre Habschaft und Heimat verlassen, um noch in dem Augenblicke mit ihren alten Oberherren vereint zu bleiben, da die

Franken schon Meister ihrer Landschaft waren. — Die Einsiedler, vielleicht unter allen das entschlossenste und muthigste Volk, würden gewiß für Schwyz das Aeußerste gewagt haben, wären sie nicht durch Furcht oder Bosheit ihres schändlichen Führers am Ezel verführt worden.

Dies ist die Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone im Jahre 1798. Da, wo vor einem halben Jahrtausend die alte Eidgenossenschaft zuerst ihren Ursprung genommen, unterlag sie auch einer völkerrechtsmörderischen Macht am letzten. Frankreich hatte über die Bundesstaaten Helvetiens, wie der schlaue Mazedonier Philippus über den Bund der Griechen, gesiegt. Auch die dreizehn alten Orte der Schweiz mußten ihr Chäronea finden, weil sie die großsinnige Staatsklugheit, Freiheitsliebe und Eintracht der Alten verloren hatten.

Europa bewunderte den edeln, wenn auch unbeglückten Muth der Hirtenvölker, und wird, so lange Tugend mehr, denn Glanz der Gewalt gilt, die Helden im Hirtenkleide ehren, welche mit der Selbstständigkeit ihres freien Vaterlandes in den Tod gingen.

Der Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799.

Quantum religio potuit suadere malorum.

Lucretius.

Die folgende Darstellung erschien zuerst im Jahr 1804 im zweiten Band der „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung", wo auch mehrere Belege und Urkunden im Anhange beigedruckt waren, die hier, so wie die häufigen Hinweisungen auf Prozeßakten u. dgl. weggelassen werden, aus denen der Verfasser manche Einzelnheit schöpfte.

Erster Abschnitt.

1.

Weltkundig ist die Zerstörung des schönen Hirtenlandes Unterwalden in Helvetien durch fränkische Waffen. Die Klage um den blutigen Fall dieses kleinen Freistaats war so allgemein, daß selbst die Ueberwinder sich nicht ihres Sieges zu rühmen wagten. Die öffentliche Stimme Europens, man darf sagen die Stimme der Menschheit, hatte sich einmal gegen die Verbrechen der französischen Regierung, damals Direktorium geheißen, laut angekündet; Frankreichs Waffenthaten in Helvetien empfingen den Schein der Mordbrennerei, und die besiegten Hirten wurden in den Glanz der Helden gestellt.

Ich ergreife die Feder, um dies traurige Ereigniß zu beschreiben, wie ich es aus dem Munde der Augenzeugen, aus amtlichen Berichten und gerichtlichen Verhören vernahm. Ich lebte lange genug unter jenem beklagten Volke, um seine Tugenden und Fehler zu erkennen; und sehe keinen Gewinn darin, der Nachwelt eine Lüge zu überliefern, oder Gefahr darin, einem Theile meiner Zeitgenossen zu mißfallen.

Ehe ich die Erzählung des fürchterlichen Schicksals beginne, welchem Unterwalden erlag, werde ich ein Gemälde von dem Zustande dieses Ländchens voransenden, dessen es sich rühmte, ehe es in den allgemeinen Untergang der Eidgenossenschaft verwickelt wurde.

2.

Die meisten Geschichtsschreiber haben den Fehler gemein, daß sie das Volk, dem sie ihren Griffel weihen, unvermerkt liebgewinnen, und ihm mit aller Kunst der historischen Muse, selbst auf Unkosten der Wahrheit, Interesse zu erwerben suchen.

Bald hören wir eine kriegerische Nation rühmen, welche, umringt von Triumphen, Feinden Frieden gebietet; bald ein Volk, welches seit Jahrhunderten, unter seinen Oelbäumen ruhend, kein Waffengeräusch vernahm; bald ein Reich, welches durch Handel und Gewerbsfleiß die Schätze aller Indien sammelt, und mit seinem Golde die halbe Welt fesselt; bald einen Staat, der in Vergessenheit, ohne Reichthum und Kultur, an häuslicher Genügsamkeit eine Gesellin seiner Armuth und Bildungslosigkeit hat.

Der Weltweise beurtheilt im Volke die Menschheit, in wie fern sie mehr oder minder veredelt erscheint; er kennt das Ziel, dem nachgeeilt werden muß, und untersucht die gegebenen Bedingungen des Volks, unter welchen es sich dem Ziele nähern könne.

Für ihn ist diejenige Nation Ruhmes werth, welche geachtet von Nachbarn, unabhängig, frei, durch innere Verfassung jedem Bürger die meisten Gelegenheiten zur Vergrößerung des Wohlstandes, der Geistesbildung und Sittlichkeit gewährt. Für ihn ist, auch ohne Thatengeräusch, jenes Volk auf den höhern Stufen der Vollkommenheit, welches mit wachsendem Wohlstand fortschreitende Kultur und Sitteneinfalt verknüpft.

Kriegerische Tapferkeit und Größe, ohne Rechtlichkeit und Großmuth, verdienen in Europa keines Lorbeers mehr, da auch die barbarischen Horden Indiens sich solcher Tugend rühmen können. Luxus und Reichthum ohne Sitteneinfalt adeln kein Volk, weil jeder reiche Wollüstling öffentlichen Lobes werth sein müßte. — Einfalt der Sitten, liebenswürdig an sich, ist bei Barbaren ohne Verdienst, nur Kind der Noth; wohl gebührt ihr die Palme bei gebildeten, in geselligem Zusammenhang wohnenden Menschen, und im Schoose des Ueberflusses. — Zufriedenheit mit seinem Zustande ist kein Beweis wahren Völkerglücks; denn also hat jeder Mensch, in allen Lagen seines Lebens in jeder Zone und Zeit, sein bestimmtes Maß Glücks und Unglücks; so wären die rohesten Nomadenstämme die glücklichsten, weil sie, unkundig des Bessern, mit ihrem Treiben die Zufriedensten sind; so wären zur Thierheit hinabgesunkene Sklaven glücklich, weil sie, zufrieden mit ihrem Loose, die angebotene Erlösung von den Ketten der Leibeigenschaft verschmähen.

3.

Der alte Freistaat Unterwalden, von holzreichen Gebirgen umfangen und durchzogen, im Herzen der Schweiz und den Vierwaldstättersee von Mittag begrenzend, hatte kaum die mäßige Ausdeh-

nung von zwölf Geviertmeilen. Die gesammte Volksmenge auf diesem engen Bezirk erreichte ungefähr die Zahl von zwanzigtausend Seelen, war mithin nur der Bevölkerung einer Stadt von kaum mittlerer Größe gleich. Er übte aber Herrscherrechte gemeinsam mit andern Kantonen der Schweiz über verschiedene Gegenden des unterthänigen Helvetiens, über die Vogteien des Rheinthals, der obern freien Aemter, der Landschaft Sargans, des Thurgau, in der italienischen Schweiz zu Lugano, Locarno, Mendrisio und Vallemaggia, auch über Bellinzona, Polenza und die Riviera*).

Ich will hier nicht die ältere Geschichte der kleinen Hirtenrepublik wiederholen, da sie aus den Werken ausländischer und einheimischer Schriftsteller bekannt genug ist**). Eben so wenig ist es meine Absicht, ihre einfache Staatsverfassung und deren Geist zu schildern. Es genügt zu wissen, daß dies Bergvolk seit uralten Zeiten einer ungemessenen Freiheit genoß. Es übte unmittelbar in Landesgemeinden sein Hoheitsrecht; ernannte seine Vorsteher; gab und vernichtete Gesetze und ließ sich weniger von der Bestimmtheit und Strenge der letztern, als von seinem natürlichen Gefühl des Rechts und Unrechts leiten.

---

*) Ueber die drei letztern eigentlich Nidwalden allein mit Uri und Schwyz.

**) Abbé Joseph Businger, nachmaliger Pfarrer von Stans, und Lieutenant Zelger, nachmaliger Oberrichter, bearbeiteten gemeinschaftlich aus Urkunden die Geschichte ihres Kantons: „Kleiner Versuch einer Geschichte des Freistaats Unterwalden, ob und nid dem Kernwalde". 2 Bände. 8. Luzern. 1789 und 1791. Sie führten ihre Erzählung nur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Sinn für Toleranz, Sittlichkeit und Industrie einzuflößen, ist einer der ersten Zwecke ihrer Arbeit gewesen.

Diese einfache Staatsverfassung, welche im Wesentlichen denen der übrigen Hirtenstaaten der alten Schweiz sehr verwandt war, ist älter, als der Freiheitsschwur der Eidgenossen im Grütli, und als Tellens Tirannenmord. — Sie erbte seit einem Jahrtausend von Enkeln zu Enkeln, und indem sie den mäßigen Bedürfnissen, den unverwickelten Verhältnissen der Bürger angemessen war und blieb, gewann sie durch den Zauber des Gewohnten und das Heilige des Alterthums eine unerschütterliche Festigkeit.

Nur eine einzige, vom Volke ausgemachte, große Staatsveränderung kennt die Geschichte von Unterwalden. Aber auch sie fällt in frühe Zeiten und wahrscheinlich schon in die Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Ehe nämlich diese Gebirge und Thäler reich bevölkert waren, hatten sie im Flecken Stans ihre gemeinschaftliche Richtstätte, und zu Wyserlen, einem Orte in der Mitte des Landes, die Versammlungen der Landesgemeinde. Stans, in einem anmuthigen fruchtbaren Thale gelegen, wenige Stunden von der Stadt Luzern, und nahe am Ufer des Sees, behauptete eben sowohl durch die Bequemlichkeit seiner Lage das Ansehen des Hauptortes, als dadurch, daß alle Niederlassungen in entferntern Gegenden und Wildnissen in ihm ihre erste Heimat und Geburtsstätte zu ehren gewohnt waren. Daher wurden die Bewohner jener Gelände vor Zeiten nur „die Leute von Stannes" geheißen.

Da aber die Volkszahl sich mehrte, und viele reiche und angesehene Leute die entlegenen Thäler verließen, um dem Hauptort näher zu wohnen; auch die Klagenden viel Zeit und Aufwand den Reisen zur entfernten Gerichtsstätte widmen mußten, erhob sich mancherlei Zwist. Die Folge desselben war eine Trennung des obern Thales von dem untern in innern Angelegenheiten.

Ein langer Gebirgsstreif von der Nachbarschaft des ewigbeeiseten Titlis bis zur Ebene von Stans, und im Boden des Thales ein

dichtes Gehölz, genannt der Kernwald, ward die Grenzscheide der Getrennten.

Das Volk ob dem Kernwald (Obwalden) bildete von da an eine eigene Republik, dessen Hauptort Sarnen wurde, so wie Stans es für Unterwalden nid dem Kernwald (Nidwalden) blieb.

Ungeachtet dieser Scheidung und getrennten Haushaltung, betrachteten sich doch die Einwohner der zwei Unterwalden immer noch als ein gemeinsames, blutsverwandtes Volk. Sie hatten gleichen Ursprung, gleiche Sprache, gleichen Glauben, gleiche Erwerbsquellen. Im Kriege fochten sie unter einerlei Panier und Hauptmann. Gegen das Ausland waren sie nur ein Staatskörper, auf den gemeineidgenössischen Tagsatzungen nur eine Stimme.

Es konnte inzwischen nach dieser Trennung doch nicht an mancherlei Zwisten fehlen, welche unter Nachbarn gewöhnlich sind; Zwiste, welche Quellen des sogenannten Nationalhasses werden können. Eine gewisse Nebenbuhlerei vererbte bis in die spätesten Zeiten, und äußerte sich zuweilen mit einer Heftigkeit, die selbst den Bürgerkrieg drohte.

Die Eifersucht zu vermehren, trug gewiß auch die Verschiedenheit der Gemüthsarten beider Völkerchen bei. Nur in Gebirgsländern findet man Beispiele von so auffallenden Abweichungen der Bewohner eines engen Landbezirks, wovon man in Ebenen keine Vorstellung besitzt.

Das Thal von Obwalden, höher gelegen, heiterer und freier, als Nidwalden, sieht den Schnee früher auf den Matten und ihn später zu den Berggipfeln zurückkehren. Die Luft ist reiner, unbeengter.

Im Lande nid dem Kernwalde ziehen die Berge enger zusammen, in ihren Schlünden Nebel und Regengewölke gern nährend. Von hier aus schweifen an den waldigen Halden der Ge-

birge düstere Regenschauer hervor, während über Schwyz und Luzern am entgegengesetzten Seeufer noch heller Himmel lächelt.

Der Körperbau der Obwaldner ist schöner, fleischiger, die Gesichtsfarbe blühender, lebhafter. Der Körperbau der Nidwaldner ist gedrängter. Sie sind stark, knochigt, hager, von minder frischer Farbe.

Obwalden beherbergt ein heiteres, freundliches Volk, es ist gewandter, friedlicher.

Nidwalden beherrscht ein ernsterer Geist, das Volk ist gutmüthig, aber finsterer, zurückhaltender in seinem Wesen; minder lebhaft, schwärmerisch-eifrig in seinem kirchlichen Glauben; kriegslustig und kaltsinnig in der Gefahr.

4.

Es gehörte dieser kleine Freistaat zu denjenigen, in welchen seit Jahrhunderten kein Fortschreiten der Kultur wahrgenommen wurde. Das Volk behielt mit den Gebräuchen der Vorwelt deren Unwissenheit, wie dies der Fall in den meisten demokratischen Kantonen der Schweiz war.

Obgleich Unterwalden weniger berühmte Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler hervorbrachte, als fast alle andern Kantone der Schweiz, so fehlte es ihm doch an solchen nicht gänzlich. Auch bemerkte man immer da, wo das Volk nicht durch einseitiges Interesse oder durch Vorurtheile gebunden war, kraftvollen Mutterwitz, Schnelligkeit im Begreifen, Geistesgegenwart, und gesundes Urtheil, wodurch es vortheilhaft, wie das Volk jedes herrschenden Kantons, von dem mehr oder minder niedergedrückten, an Nahrungssorgen klebenden Geist unterthäniger Landschaften abstach.

Nur von den Händen der Geistlichkeit, welche unter den Hirten allein im Ruf und Besitz der Wissenschaft war oder sein sollte,

konnten diese einige Veredlung empfangen. Allein die Ernennung der Geistlichen zu Pfarreien lag in der Macht des Volks. Unfähig, deren Tugenden und Kenntnisse zu prüfen, gab es meistens demjenigen die Stimme, der durch Familienverbindungen bedeutendern Einfluß hatte, oder die Kunst verstand, durch Schwänke den künftigen Pfarrkindern beliebt zu werden. Bei diesen Pfarrwahlen geschahen nur zu oft die unwürdigsten Umtriebe; und es ereignete sich nicht selten, daß, besonders in neuern Zeiten, der Kandidat durch Ausgelassenheit bei Trinkgelagen, oder durch Scherze im Bauerngeschmack seiner Wahlmänner Huld und Zutrauen und Spannzettel gewann*). Der Lehrer des Volks blieb aber auch nach der Wahl noch immer von der Gnade seiner Gemeinde abhängig, indem diese die Wahl alljährlich bestätigte, oder bei eingehenden Klagen vernichtete.

Solche Verhältnisse beschränkten die nützliche Wirksamkeit des Geistlichen. Es mußte ihm, bei gewöhnlich sehr mäßigem Einkommen, mehr darum zu thun sein, sich im Amte zu erhalten, seine Einnahmen durch allerlei Mittel zu vergrößern, denn für Aufklärung und Veredelung zu wirken, selbst wenn er dazu Eigenschaften besessen hätte. Er verwandte außer der Zeit, welche er kirchlichen Pflichten schuldig war, die meiste Sorge auf Gewinnung größern Einflusses. Er schmeichelte Launen und Meinungen der ungebildeten Menge, trat in ihre Familiengeheimnisse, unterhielt Parteien, und erkünstelte so allmälig eine Obergewalt, welche seinen Stuhl sichern konnte.

Hieraus erklärt sich die ziemlich allgemeine Neigung der Geist-

---

*) Spannzettel oder Spannbriefe hießen in den kleinen Kantonen die Bestallungsbriefe der Pfarrer, welche ihnen nach geschehener Wahl vorgelegt wurden, und die Wahlbedingungen, Gerichtsbarkeit, Lasten und Einnahmen der Pfarrei erzeigten.

lichen, besonders in katholischen Demokratien der Schweiz, zum Leiten des Volks. Herkommen, Religion, Beichtstuhl und selbst das Recht, in politischen Volksversammlungen die Stimme erheben zu dürfen, öffneten ihnen die Bahn. In Landesgemeinden hörte man den Vortrag der Weltgeistlichen und selbst der Kapuziner, auch wenn sie Ausländer waren, zuerst. Sie hatten sogar Erlaubniß, bei Wahlen mitzustimmen, und machten sich durch dieses Vorrecht, so wie durch Beredsamkeit, selbst den Gebildetern wichtig.

Von Vorurtheilen befangene Menschen sind furchtsam bei Neuerungen. Sie lieben betretene Bahn, und erblicken in jeder Abweichung eine Verirrung.

Daher durfte auch kein Geistlicher, ohne Gefahr seines Ansehens, der Einführung nützlicher Anstalten und Einrichtungen das Wort reden, welche von dem Gewohnten abwichen. Seine Feinde oder Neider wußten es schnell zu benutzen, um ihn zu stürzen.

So ward der Unterricht der Jugend vernachlässigt. Die Kinder der Landleute wurden, wie ihre Vorfahren waren, und ihre Nachkommen konnten nicht besser werden. Es lag sogar zuweilen in der Hauspolitik der reichern Geschlechter, deren Glieder durch Handel, durch Reisen, durch ausländische Kriegsdienste einen höhern Grad von Bildung gewonnen hatten, das Volk in moralischer Verwilderung zu lassen, um der ersten Staatsämter und des Einflusses sicherer zu sein.

5.

Wirklich war in Unterwalden immer der Armuth viel, und selten Bestreben, sie zu mindern. Sehr reiche Privatleute hatte das Land nie, sondern nur wohlhabende, bemittelte und eine große Zahl höchstdürftiger Bürger. Unwissenheit, Trägheit und Mangel sind unzertrennliche Gesellen.

Außer der dem Hirtenstab anklebenden Lust am Nichtsthun, hatte das Land noch einige andere Ursachen der Verarmung seiner Bürger. Dahin gehörte die Leichtigkeit, sich zu verheirathen.

Gewöhnt dürftig zu leben, fiel es einem neuen Ehepaar nicht schwer, sich zu erhalten. Schon im fünfzehnten Jahre hatte der Knabe das Recht, als eingesessener Landmann, den Landesgemeinden beizuwohnen. Als Taglöhner, Hirt und Knecht war er bald im Stande, sich zu ernähren; er heirathete und konnte, wenn er kein eigenthümliches Vieh besaß, seinen Antheil an den Allmeinden gegen baares Geld Andern überlassen. Diese Sicherheit machte ihn unbesorgter für die Zukunft. Vermehrte sich seine Familie durch Kinder, daß sein Gewinn nicht für den Unterhalt derselben ausreichte, so wurden sie zum Betteln angehalten. Die Freigebigkeit der vielen Reisenden begünstigte den unedeln Erwerb an Straßen und Wegen. Traten Krankheiten und andere Unglücksfälle ein: waren die reichern Verwandten verpflichtet, Unterstützung an Geld und Lebensmitteln zu gewähren. Diese Ausgabe war oft für wohlhabende Personen sehr beträchtlich.

Eine andere, nicht minder wirkende Ursache an Verhinderung allgemeinern Wohlstandes war die Zeitverschwendung, welche allzugroße Kirchenfrömmigkeit nach sich zog.

Nicht ohne Ursach schmückte man dies Bergvolk mit dem Namen der frommen Unterwaldner. Ihr natürliches Ueberneigen zur Schwermuth und Klage, zum traurigen Anschauen der Dinge, machte ihnen den düstern Pomp der Religion, die trostverkündenden Geheimnisse der Kirche, und die unbeschwerliche Beobachtung eines Kultus, welcher auf Einbildungskraft und Empfindung jedes Alters zauberhaft anschlägt, unentbehrlich. Man sah daher die Kirchen selten von Betern, die Straßen von Wallfahrenden, die Gräber von hinknienden Verwandten leer. Mit einer kirchlichen Handlung ward jeder Tag begonnen und geendet, jedes wichtige

bürgerliche Geschäft, das erste Auswandern des Viehes in die Frühlingsmatten, das freundliche Gastmahl und der Sturm politischer Versammlungen eröffnet.

Die Menge der Festtage und kirchlichen Uebungen, während sie den arbeitsamen Händen einen wichtigen Theil vom unerkauflichen Schatz der Zeit entrissen, begünstigten die Entspannung und Thatenlosigkeit des Müßiggängers.

Werkheiligkeit ist keine Frömmigkeit; und Armuth seltener die Mutter der Tugend, als schädlicher Entwürfe, neidischer Empfindungen und der Begier, in groben Ausschweifungen Entschädigung zu suchen.

Allerdings mußte Dürftigkeit des Volks die Sitten verschlimmern. Schadenfreude beim Verlust der Großen, Neid und Verleumdung gegen die Reichen, Undankbarkeit und Treulosigkeit, üble Haushaltung und Schlemmerei mitten in der Armuth waren die ersten Folgen. Nur die allmächtigen Bande der Gewohnheit, nur das in allen Schweizern unauslöschliche Ehrgefühl im Kreise ihrer Heimat, verhütete größeres Verderben.

Es war indessen im frommen Unterwalden groß genug, daß die edelsten Männer, die redlichsten Freunde des Vaterlandes laut dagegen klagten. Aber nicht mit trockenen Lehren wird Unsittlichkeit zerstört, sondern daß man dem Uebel die Wurzel nehme.

Auch die Staatsverfassung, so ehrwürdig sie durch ihr Alterthum stand, ward durch Einfluß der Armuth und des bettelhaften Eigennutzes angegriffen. Die Mehrheit der Landsgemeinden war eben dadurch nicht mehr frei. Hoffnung geringen Gewinns überwog die Gründe der Vernunft, die Wahrheiten des weisen Redners. — Bei Besetzung der Aemter in Unterthanenlanden wurden solche von der Landsgemeinde den Meistbietenden verkauft, und die für Ertheilung der Ehrenstellen gelöseten Geldsummen unter die Stimmenden vertheilt. Dies ge-

schah in Nidwalden; nicht also in Obwalden. Hier wurden nur zwei Landvogteien im eigentlichen Sinne verkauft; aber das dafür empfangene Geld verlor sich nicht in den Händen der Stimmgebenden, sondern floß in den öffentlichen Schatz.

Es wagte auch wohl dann und wann ein treuer Patriot, gegen die Entehrung des Volks zu reden. Es ward der Vortheil ins Licht gestellt, statt die erlöseten Summen an Landleute, unter den Namen der Gaben, zu versplittern, sie zu öffentlichen Anstalten zu sammeln — aber gewöhnlich ward er zurückgewiesen, und mußte fürchten, Feind des Volks geheißen zu werden, weil er sein Volk liebte.

6.

Der allgemeinste und vorzüglichste Nahrungszweig Nidwaldens ist die Viehzucht. Diese wird mit der den schweizerischen Hirten eigenen Sorgfalt betrieben. Ihr sind die weiten Alpen in den Höhen, und die fruchtbaren Matten in den Thalungen ausschließend gewidmet. Eine Kuh verzinsete sich jährlich mit fünfzig bis achtzig, ja selbst, doch selten und nur in den ergiebigsten Gegenden, mit hundert Gulden.

Nach einer im Jahre 1794 von der Kommission der Eilfer*) in Nidwalden vorgenommenen Aufnahme des gesammten Heu- und Viehstandes, betrug die vorhandene Summe des Heues an Klaftern 27,714, und an „Kupschwer" oder Stücken Hauptvieh 4994.

---

*) Nidwalden war politisch in eilf Urtinen getheilt. Ein Rathsglied aus jeder Urti, verbunden mit den Landräthen der Urti Stans, bildeten unter Vorsitz des Landammanns den Wochenrath, welcher wöchentlich zweimal gehalten ward.

Nach der Verheerung des Landes durch die Franken im Jahre 1798 waren die Gemeinds-Alpen nicht mehr ganz mit Vieh besetzt, so daß 1799 wegen Mangel des Heues und Verbrennung der Scheunen 400 Stück Vieh weniger berechnet wurden, und zwei fremde Senten*) aus Obwalden und Luzern in die Nidwaldner Alpen traten.

Die jährliche Ausfuhr von Vieh, Käse, Anken oder Butter, Felle, Unschlitt u. dgl. mehr, war daher beträchtlich und machte die größte Einnahme des Landes. Hingegen Heu aus dem Lande zu führen, blieb gesetzlich verboten; eben so wenig wurde die Milch auswärts verkauft.

Der reiche Gewinn, welchen, bei geringerer Arbeit, Viehzucht gewährt, verdrängte den Ackerbau. Es fehlte nicht an Versuchen, Kornbau zu treiben; aber die damit verknüpfte Beschwerlichkeit schreckte bald wieder zurück; und da das Vorurtheil sich selbst im minder fruchtbaren Boden der Anpflanzung der Futterkräuter entgegenstämmte, wurde das Land nie in dem Grade benutzt, als es sich vortheilhaft darbot.

Das nöthige Korn bezieht man von den Luzerner Märkten, und begnügt sich allenfalls in einzelnen Gärten Gemüse und Erdäpfel zu ziehen. Flachs wird fast gar nicht, Hanf nur wenig, und kaum für die Bedürfnisse des Landes hinreichend gebaut.

Dagegen ist der Obstbau vorzüglicher. Das ganze schöne Stanserthal gleicht einem Garten, worin, zwischen üppigen, mit Fruchtbäumen bepflanzten Matten, Hütten und Dörfer zerstreut liegen. Das Obst ist ein bedeutender Theil vom Reichthum wohlhabender Familien. Es wird theils gebacken, theils zu Most gebraucht. Auch gebricht es nicht an einer Menge zahmer Kastanien-

*) Eine gewöhnliche Sente in den Unterwaldner Alpen begreift vierundzwanzig Kühe und einen Stier.

bäume, welche besonders die Seeufer bei Kersiten beschatten, und deren Früchte in Nachbargelände verführt werden.

Die reichen Waldungen der Gebirge gehören zum Schatz des Landes, und noch immer werden ansehnliche Geldsummen für ausgeführtes Bau- und Brennholz bezogen. Aber wegen gänzlicher Unkunde in der Forstwirthschaft verdünnen sich die nutzbarsten Gehölze. Indem man die nächstgelegenen Waldreviere nach Bequemlichkeit abtrieb, ohne an Gehau und Schonung zu denken, veröden dieselben und zwingen zu den entferntern Zuflucht zu nehmen. Eine Klafter Scheiterholz, welche noch vor zwanzig Jahren zu drei Gulden verkauft ward, gilt jetzt schon acht Gulden. Diese Verspürung des Holzmangels vermochte die Obrigkeit vor der Revolution, die Ausfuhr des Holzes in andere Kantone einzuschränken. Ein großer Theil, vielleicht der größte von den Hochwäldern, liegt so hoch in den Gebirgen, daß der Transport des Holzes beschwerlich, kostbar, oft fast unmöglich ist. Unbekannt mit den Vortheilen der Holzflößen und Riesen der Tyroler, Salzburger und Pontironen der italienischen Schweiz, verdirbt jährlich eine ungeheure Menge des besten Holzes.

An Kunstfleiß fehlt es den Unterwaldnern. Statt ihre rohen Materialien selbst zu verarbeiten, verkaufen sie dieselben und nehmen solche verarbeitet um den doppelten Preis zurück. Wenige Weber arbeiten nur für das Land, und man läßt noch auswärts weben. Tuchmacher, Töpfer, Hutmacher u. s. f. fehlen gänzlich. Inzwischen nimmt doch auch hier Sinn für größere Bequemlichkeit zu. Man kleidet sich minder in halbwollenes Landtuch, wie ehemals, sondern begehrt ganz wollenes, auch wohl feine Zeuge. Vor fünfzig Jahren hat der Tuchhandel im ganzen Lande nicht so viel abgeworfen, als jetzt von vier bis fünf Kaufleuten einer allein absetzt. In gleichem Verhältnisse ist das Bedürfniß von baum-

wollenen und Seidenzeugen, Gewürzen, Kaffee, Tabak u. s. w. gestiegen.

7.

Das Volk blieb, was es von jeher gewesen, ein einfaches, braves Hirtenvolk, unwissend, werkheilig, ohne Wetteifer, es sei denn in kriegerischer Tapferkeit, worin es keinem Volke der Schweiz wich. Es liebte sein Vaterland mit jener edeln Schwärmerei, welche das süße Gefühl der Freiheit und die Erinnerung an die Thaten der Vorwelt, durch welche sie errungen ward, erzeugen muß. Es war zufrieden mit seinem Zustande; zufrieden mit einer Verfassung des Landes, worin jede Abänderung nur eine Schmälerung der Volksrechte werden könnte; zufrieden mit dem kirchlichen Kultus und dessen Wirkungen.

Es sehnte sich nach keinem Ruhme, nach keinem Vorzuge. Sein Vaterland war ihm die Grenze alles Erdenglücks. Freiheit sicherte ihm sein Loos diesseits und Religion jenseits des Grabes. Eins oder das andere angreifen, war Hochverrath und Majestätsverbrechen.

Zweiter Abschnitt.

1.

So war Unterwalden, als das verhängnißvolle Jahr erschien, in welchem es dem französischen Vollziehungsdirektorium gefiel, durch seine Feldherren Brüne und Schauenburg die Eidgenossenschaft zerstören zu lassen.

Unterwalden glänzte im Anfange des großen Kampfes nicht durch eigene Thätigkeit. Es folgte, verbunden mit seinen ältesten Schicksalsgenossen, Uri und Schwyz, den Beispielen derselben.

Verschiedene Ursachen vereinten sich, die Thätigkeit Unterwaldens zu lähmen, und zwar in einem Zeitpunkte, wo sie am rühmlichsten erschienen sein würde.

Das Volk, wiewohl es den Anzug feindlichgesinnter Heere gegen die abendliche Schweiz vernahm, und von den Gährungen aller Unterthanen-Lande, und von den Ansprüchen des stolzen Frankreichs, und von der Selbstvernichtung der alten Basler Regierung hörte*), verharrte in dumpfer Betäubung. An seine Verfassung gewöhnt, unfähig, sich ein Bild von Zerstörung bisher bestandener Verhältnisse, von Schöpfung neuer zu entwerfen, dünkte ihm der Untergang seines kleinen Staats Unmöglichkeit.

Es hielt die Gefahr, welche den Umsturz der Eidgenossenschaft drohte, für sich selbst so entfernt, daß seine Abgesandten noch am 7. Hornung zu Brunnen am See Hilfe an Bern verweigerten, „weil der Bundesfall noch nicht dazu vorhanden sei". Im Gefühle seiner Unschuld wähnte es sich geborgen. Es sah, wenn alles Unglück zusammenströmen sollte, endlich im Felsenring seiner Gebirge eine unüberwindliche Festung, deren Inneres noch kein siegender Feind berührt hatte seit Jahrtausenden; es fühlte in seinen Adern noch das Blut der Altvordern und die Kraft, für Freiheit in den Tod zu eilen; es sah mit hoffnungsvollem Blick auf den Beistand des Himmels und seiner Heiligen, und fürchtete in einem so machtvollen Bündnisse nicht die Waffen aller Völker.

Während die Hirten in stolzer Sicherheit unter dem Schutze der Himmlischen ihre Heerden pflegten, traten auch ihre Obrigkeiten nur gezwungen zum Kampfplatze. Keiner stand unter ihnen, der das gefährliche Gewebe ganz überschaut hätte, welches Frankreichs Staatskunst über die gesammte Eidgenossenschaft aus-

*) Den 21. Jänner 1798.

dehnte. Was die Thätigkeit der Vorgesetzten noch mehr lähmte, war der Zwiespalt unter ihnen selbst, welcher sich in allen seinen fürchterlichen Wirkungen enthüllte, als Bern und Solothurn und Freiburg schon unter Frankreichs Waffen gefallen waren, und die Noth am höchsten stieg.

Frieden und die Freundschaft, welche der Oberfeldherr Brüne noch im Namen seiner Republik den demokratischen Ständen der Schweiz zugesichert hatte, hob er endlich durch seine Verkündung einer Einen und untheilbaren Republik bald wieder auf, und sein Nachfolger im Oberbefehle der französischen Armee, Schauenburg, vollendete das Begonnene.

So war es entschieden, daß auch die Hirtenkantone aufgelöset, und in die Form eines neuen Freistaates verschmolzen werden sollten. Sich selbst überlassen waren schon die mächtigsten Bundesglieder der Eidgenossenschaft im ungleichen Kampfe gefallen; jetzt mußten die Hirtenländer entweder allein für ihre Selbstständigkeit in den Streit gehen oder dem Gebote des Ueberwinders gehorchen.

Hellsehendere Männer beider Unterwalden aber verkannten nicht die Größe der Gefahr, und das Vergebliche in dem ungeheuern Wagestücke, mit einer Handvoll der neuen Kriegskunst unerfahrner Aelpler, den Besiegern der europäischen Könige Stirn zu bieten. Es schien Weisheit, sich dem Schicksal mit Gelassenheit zu unterwerfen, und für die Menschheit da Gewinn zu ziehen, wo für den kleinen Staatsverein Verlust sein sollte. Jenseits der Stürme, in welchen die Bande vieler kleinen, in sich selbst kraftlosen Republiken zerrissen, lächelte eine trostvollere Zukunft — da zeigte die Hoffnung alle Schweizer als ein einziges und darum zum Schutz der Freiheit stärkeres Volk; da galten nicht mehr die Schranken der Geburts- und Ortsvorrechte; da konnte bessere Gerechtigkeitspflege aufgehen; da wurden Vorurtheile zerstört, welche sich

der Aufnahme des Handels, des Ackerbaues, der Wissenschaften und nützlichen Künste bisher unüberwindlich entgegengebäumt hatten; da sah man die Majestät des Aberglaubens erblassen, und Tugend und Talent in den Wettkampf gehen, wo sonst Umtriebe, Leidenschaft und barbarische Unwissenheit um den Preis gestritten hatten.

Solches waren die Ansichten und Hoffnungen der gebildetern Männer, und hiemit beschwichtigten sie ihren eigenen Kummer um den Verlust einer Staatsverfassung, welche ihnen minder durch innere Güte, als durch ehrwürdiges Alterthum und durch die beispiellose Ungerechtigkeit der anrückenden Zerstörer theuer war.*)

Als nun die Frage durchs erschütterte Volk lief: ob Kampf bis zum Tode, ob freiwilliges Eintreten in die neue Landesverfassung der Schweiz? riethen sie vom fruchtlosen Widerstande ab, und zur Theilnahme an dem Schicksale der übrigen Kantone.

Ihr Wort siegte in den Versammlungen zu Obwalden. Des frommen Nikolaus von der Flüe Enkel schirmten in ihrer Heimat Friedenssinn und Eintracht; weltliche Obrigkeit und Geistliche handelten in freundlicher Verbindung; und zu eben der Zeit, da Uri, Schwyz, Nidwalden, Zug und Glarus zusammengetreten waren im Hauptflecken Schwyz, den Kriegsbund gegen Frankreich zum Schirme des alten Regiments zu schließen**), nahm das Volk von Obwalden, und mit ihm die Abtei Engelberg im Hochgebirge, die neuhelvetische Staatsverfassung feierlich an.

Vergebens mahnten Abgeordnete Nidwaldens von diesem Schritte ab; vergebens zürnten die andern kriegslustigen, demo-

---

*) Solche Männer wurden von der Parteiwuth nachmals Revolutionärs, Jakobiner, Metapolitiker, Metaphysiker, Philosophen genannt.

**) Den 1. April 1798.

kratischen Stände gegen Obwaldens Abfall vom ewigen Bunde — mächtiger sprach die Nähe fränkischer Schaaren, welche über Thun gegen den Brünig, Obwaldens mittägliches Grenzgebirg, im Zeitraume weniger Stunden ziehen konnten.

2.

In Nidwalden war die Zahl der Einsichtsvollern nicht groß, oder deren Stimme nicht mächtig genug gegen die Leidenschaft Aller, und gegen den Einfluß der Geistlichkeit.

Im lebendigen Gefühle seiner Kraft, seiner Freiheit, seiner Unschuld wollte man nun und nie von Unterwerfung hören. Der heroische Geist Arnolds von Winkelried flammte in allen seinen Enkeln. Die Hirten stiegen nieder von ihren Bergen, sahen himmlische Erscheinungen und sprachen mit Prophetenzungen. Die Geistlichen fachten mit Worten heiligen Eifers den grenzenlosen Zorn gewaltiger an. Sie deuteten im Geiste auf die öden Tempel Gottes, auf die zerbrochenen Altäre, auf die geschändeten Heiligthümer der Kirche. Es war nicht mehr um die alte Staatsverfassung und ihren Tausch gegen eine neue, nicht mehr um das zeitliche Wohl Unterwaldens, sondern um die alleinseligmachende Religion, um den Preis der Ewigkeit zu thun. Und Alles schwor, eher Leib und Leben, als den Himmel zu verlieren; eher allem Elende, als dem neuen Heidenthume Hand zu reichen.

Es ward eine Landsgemeinde ausgekündet. Sie sollte, gegen die Bedachtsamkeit der etwanigen Hellseher im Lande, der Triumph der Priesterschaft werden.

Von dieser geleitet, und das Bild des Gekreuzigten vorangetragen, zog am 7. April des Jahres 1798 das Volk gen Wyl an der Aa zur Landsgemeinde. Hier unter freiem Himmel, um-

schlossen vom ehrwürdigen Kranze tausendjähriger Linden und Buchen, welche noch von der Hand der ersten Freiheitsstifter gepflanzt zu sein schienen, sank es betend auf die Kniee, den Himmel um Erleuchtung anflehend. Dann forderten hundert Stimmen vor Allem des Landes Seelenhirten auf, über die neuhelvetische Staatsverfassung zu reden.

Da erhoben sich im Kreise der Landleute die Priester. Der Vornehmsten ihrer einer rief: „Was den Ursprung der Konstitution betrifft, so kömmt sie aus Paris — diesem gottlosen Babylon! Ihre Urheber sind weltbekannt. Man nennt sie Jansenisten, Deisten, Naturalisten, Atheisten, Philosophen, Freidenker, Aufklärer, Freimaurer, Illuminaten, Jakobiner u. s. w. — Irrende Sterne sind sie, denen die ewige Finsterniß vorbehalten ist; ungestüme Meereswellen, die ihre eigene Schande ausschäumen; — Bösewichte, die Kains Wege wandeln, Balaams Verführung um den Lohn ausschütten, und durch Kores Widerspruch endlich zu Grunde gehen"*).

Er erklärte nach diesem bündigen Eingange die Hauptgrundsätze der neuen helvetischen Staatsverfassung. „Wenn man, sagte er, wenn man das Volk mit französischen Grundsätzen aufklärt, so darf man zur Belohnung den Kirchen und Klöstern den Reichthum ihrer Stiftungen und die Pracht ihres Gottesdienstes hinwegnehmen! — Die natürliche Freiheit des Menschen ist un-

*) Diese und folgende Stellen aus den damals gehaltenen Reden der Unterwaldner Priester sind ächt und wörtlich-treu aus denselben gezogen, wie sie von ihnen selbst in eine Flugschrift folgenden Titels wieder eingerückt sind: „Der schröckliche Tag am 9. September des Jahres 1798 in Unterwalden von wirklichen Augenzeugen ächt beschrieben." Ohne Anzeige des Druckorts. 8. 1799. 80 Seiten. Treffender, als durch ihre eigenen Worte, kann der frommen Redner Geist und Vorstellungsart unmöglich charakterisirt werden.

veräußerlich, spricht die Konstitution. Dies will sagen: die Freiheit des Menschen kann und darf nicht eingeschränkt, gehemmt oder gebunden werden! Hiermit sind die Ordensgelübde, das Priestercölibat, die Unzertrennlichkeit des Ehebandes u. s. w. lauter unzulässige Dinge. Es dürfen also kraft dieses Grundsatzes die Ordensgeistlichen wider alles Gott gethane Gelübde nach Belieben austreten, die Priester wider alles Verbot der Kirche heirathen, und die Männer wider das Gebot des Herrn Weiber tauschen. Die Gewissensfreiheit ist uneingeschränkt, spricht die Konstitution. Wenn dieser Satz wahr ist, so gelten das neunte und zehnte Gebot Gottes, und alle Gesetze, die der Freiheit des Gewissens Schranken setzen, nichts mehr. Daher sind alle Gedanken zollfrei, und Jeder darf in seinem Herzen denken, verlangen, argwohnen, urtheilen und glauben, was ihm beliebt. Heißt aber dies was anderes, als die Freidenkerei vollkommen erlauben, begünstigen und allgemein einführen? — Jeder Gottesdienst, sagt die Konstitution, ist erlaubt, wenn er die Ordnung nicht stört, und keinen Vorzug oder herrschende Gewalt an Tag legt. Laut diesem Artikel sind entweder alle Religionen, auch die mahomedanische nicht ausgenommen, gut, seligmachend, oder auch die Sekte, welche zur Hölle führt, ist eben so zuverlässig, als die Religion Jesu Christi, welche den Weg zum Himmel zeigt. Die Wahrheit darf demnach vor dem Irrthume keinen Vorrang fordern? und Jesus, der Lehrer der Wahrheit, muß auf hohe Verordnung der französischen Konstitution mit allen Irrlehrern und Freidenkern in gleicher Reihe stehen. Heißt dies aber nicht den Sohn Gottes lästerlich beschimpfen und auf ein Neues zwischen Mörder ans Kreuz hängen?"

Der Redner schloß, nachdem er mancherlei noch in diesem Geiste gesprochen, mit warnungsvollem Blick auf das unglückliche Frankreich, Italien und Belgien. „Ihr werdet, schrie er, da nicht

bloß die gewöhnlichen Folgen des Kriegs erblicken; sondern auch die schrecklichsten Folgen der Konstitutionssätze, die wir euch, theure, liebe Landleute, erklärt haben, in Menge antreffen."

Andere traten nach diesem auf. Sie wetteiferten in Furchtbarkeit der Weissagungen. „Fromme Stiftungen, hieß es, werden aufgehoben, die Kirchengüter geraubt, die Tempel geplündert, die Altäre niedergestürzt, das Heiligthum mit Füßen getreten, die Unschuld geschändet, das Laster begünstigt, die Tugend verhöhnt, das Eigenthum konfiszirt" u. s. w.

Schaudernd vom Greise bis zum Knaben, welcher zum erstenmal inner den Schranken der Landsgemeinde stand, hörte Jeder solche Worte. Der Glaubenseifer entzündete die Gemüther. „Verwerfet, schrien die Priester, verwerfet die Konstitution! — Seid ihr unsers Sinnes, liebe Landleute, so rufet heute mit einer Stimme: Es lebe die Freiheit der Kinder Gottes, die Gleichheit mit Jesu Christo, die Einheit und Untheilbarkeit unsers heiligen, christkatholischen Glaubens."

Der Landammann des Hirtenstaats, gelehnt an das entblößte Landesschwert, nahm noch, aber zum Ueberfluß, das Wort, der Priester Lehre mit weltlichem Ansehen zu befestigen. Das begeisterte Volk erhob sich und schwor mit entblößtem Haupt und emporgestreckten Händen, im Angesicht des Gekreuzigten, „für Erhaltung der heiligen christkatholischen Religion und Rettung der theuern Freiheit im Fall der Noth, nach dem Beispiele der in Gott ruhenden Väter, Gut und Blut, Leib und Leben aufzuopfern.

„Die Religion unserer Väter sei, wie bis dahin, unsere Konstitution! und das Kreuz Jesu Christi unser Freiheitsbaum!" Mit diesem Geschrei zogen Priesterschaft und Volk zu ihren Hütten heim, den Rosenkranz betend.

Jetzt war Haß der helvetischen Staatsverfassung Volksgesetz; Empfehlung ihrer Annahme, zur Verhütung größern Unglücks,

Hochverrath; Schweigen, Nichteinstimmen in das allgemeine Zürnen, verdächtig. Wer zufällig, oder mit Vorbedacht, nicht an der Landesgemeinde vom 7. April erschienen war, geistlichen oder weltlichen Standes, ward gezwungen, den Eid, in Gegenwart eines Priesters und eines weltlichen Beamten, in seiner Pfarrei nachzuschwören.

Nüchterne Ueberlegung schwieg von nun an; Schrecken herrschte; die wilden Haufen geboten, die Weisen gehorchten.

Eine neue Landsgemeinde (am 13. April) ernannte einen vollständigen Kriegsrath, zur wirksamern Führung der Geschäfte. Dieser bestand aus sämmtlichen Vorgesetzten, Hauptleuten und einem zugezogenen Landmann aus jeglichem Kirchgang. Er empfing Vollmacht, alle den Umständen entsprechende Maßregeln zu ergreifen, die Truppen in Waffen zu üben, und bei Stansstaad am See, und auf der Unterwaldner Uferspitze, die untere Nas genannt, welche die Mitte des Waldstätter-Sees beeherrscht, wo er zwischen den Gebirgen am engsten wird, Vertheidigungswerke anzulegen.

Reich war der neue Kriegsrath an Männerzahl, nicht so reich an Sachkunde und Scharfblick. Es fehlte ein Alles durchschauender, nach gleichen Zielen leitender Geist, der die Summe der vorhandenen Mittel kannte, würdigte, anwandte, und da neue hervorrief, wo sie mangelten. Und wie in dieser Versammlung, gebrach gleiche Einheit des Willens und der Kraft überall den zum Krieg verbündeten Bergkantonen. Der Augenblick war vor der Thür, wo im offenen Schlachtfelde das Schicksal der Hirtenländer entschieden werden sollte; langsam wälzten sich Frankreichs Heerschaaren aus der Ebene gegen die helvetischen Hochgebirge heran, aber noch hatten diese zum Streite entschlossenen Eidgenossen weder gemeinsamen Oberfeldherrn, noch gemeinsamen Kriegsplan.

Nidwalden sprach die Hilfe seiner Verbündeten an, indem ihm durch die unbesetzten Engpässe des hohen Brünig und durch den Abfall Obwaldens die größere Gefahr drohte. Uri weigerte Theilnahme; es schien, wie Glarus, sich auf Verfechtung seines eigenen Herdes beschränken zu wollen. Zug war zu schwach, und mußte dem Feinde entgegengehen, welcher durch die freien Aemter vordrang.

Nur Schwyz erkannte die Wichtigkeit, sich des Brünig zu bemeistern, durch einen kühnen Streich die Stimmung Obwaldens zu gewinnen, und so der weitläuftigen Vertheidigungslinie der Bergkantone auf der Abendseite ein starkes Bollwerk zu erwerben.

Es sandte gen Unterwalden über den See eine Schaar von 338 Männern; auch die Waldstatt Einsiedeln schickte Streiter, und selbst der kleinste von den alteidgenössischen Freistaaten, Gersau, am Fuß des steilen Rigi, ordnete 54 seiner Bürger zum Mitzuge gegen den Brünig.

Am 22. April brach das kleine Heer auf gegen Obwalden. Die Hauptmacht desselben bestand aus 900 Mann Nidwaldnern, zum Theil mit Feuerröhren, zum Theil mit Knütteln bewaffnet. Ihr Führer war der Landeshauptmann Zelger.

Sie fanden in Obwalden keinen Widerstand; die Regierung dieses Ländchens, zitternd vor Gräueln des Bürgerkriegs, gestattete den Eidgenossen sogleich bei erster Aufforderung Durchzug. Die Erscheinung dieser Schaaren, ihr Ruf für Kirche und Vaterland, die Gerechtigkeit ihrer Sache, die Erinnerung an alle ehrwürdigen Bande, mit welchen Obwalden an sie seit Jahrhunderten geschlossen war, verwandelten schnell die Stimmung des zusammenströmenden Volks. Wie ein elektrischer Schlag zuckte Enthusiasmus von Dorf zu Dorf. Inzwischen die Eidgenossen den leeren Gebirgspaß des Brünig an Berns Grenzen besetzten, verwarf am 23. April

die Landesgemeinde Obwaldens einmüthig die angenommene Verfassung.

Ungeduldig harrten die Schweizer auf den Höhen des Gebirgs dem Befehl entgegen, hinabzudringen ins Haslithal, welches sich unter ihren Füßen ausdehnte; zusammenschmelzend mit den bernischen Gebirgsvölkern dieser Gegenden, in wilder Masse über die Seen von Brienz und Thun hervorzuströmen gegen die Mauern des gefallenen Berns, und an eben der Stätte den stolzen Feind zu bekämpfen, wo er noch von seinem ersten Siege ruhte. Aber beim Mangel eines festen Entwurfs, schwankend zwischen Lust zum Angriff und zur Vertheidigung, hatte der Nidwaldner Kriegsrath dem Landeshauptmann Zelger bestimmt verboten, die Berner Grenzen zu überschreiten. Vergebens mahnte er, als ihn Obwaldner, Urner und Glarner Kriegshaufen verstärkt hatten, um Verhaltungsbefehle. Selbst als der Major Hauser erschien, die vereinten Völker am Brünig unter seinen Befehl zu nehmen, ward die Verlegenheit der Anführer nicht gelöset.

Unterdessen war der Zuger Oberst Andermatt dem anrückenden Feind in die freien Aemter entgegengezogen; der Glarner Paravicini hatte sich am Zürichsee über Rapperswyl ausgedehnt; Aloys Reding, der Schwyzer Landeshauptmann, hatte Luzern besetzt, wo 300 Mann von Unterwalden ihm beistanden. Allein im Zeitraum weniger Tage war das Heer der Eidgenossen durch Uebermacht und Waffenkunst der fränkischen Brigaden zersprengt, daß nur noch Uri, Schwyz und Unterwalden mit geringen und übelgeordneten Kräften um die Vertheidigung ihrer heimatlichen Fluren zu sorgen hatten.

Dieser Wechsel der Dinge, welchen Jedermann bei der allgemeinen Unordnung und Planlosigkeit ahnen konnte, zerstörte den letzten, losen Zusammenhang der Kriegsverbündeten. Niemand

wußte um den andern; jegliches rüstete sich, nun noch seinen eigenthümlichen Strich Landes zu verfechten.

Die Truppen am Brünig, als sie das Vordringen feindlicher Macht vernahmen, zogen theils aus eigenem Triebe, theils abgerufen, wieder der Heimat zu. Die Mannschaft von Uri vertraute nicht mehr der Sicherheit von Unterwalden. Darum bahnte sie sich vom Brünig hinweg durch die wildesten Hochgebirge einen neuen Heerweg in den vaterländischen Kanton.

Doch weder Uri, noch Unterwalden, standen in ähnlicher Gefahr, als Schwyz. Dahin zogen sich gedrängt die fränkischen Heersäulen zusammen. Schwyz rief um Hilfe gegen die Uebermacht eines Feindes, dessen Heer allein stärker, als die Zahl der gesammten Landeseinwohner war. Allein die Obrigkeit Nidwaldens, vor eigenem Unfall zagend, zauderte, Beistand zu senden. Verlassen von allen Bundesgenossen, nur von einigen hundert Urnern unterstützt, stritten, ihrer Vorfahren werth, die Schwyzer siegreich auf den Höhen von Morgarten und am St. Jostenberg. Als endlich 500 Freiwillige von Unterwalden den Helden zu Hilfe eilten, hatten diese schon, entkräftet durch ihre Siege, dem geschlagenen Feind Unterhandlung geboten.

Uri, bewogen vom Anblick unabwendbarer Gefahr, nahm unmuthig die zwischen den Schwyzern und Franken geschlossenen Bedingungen an. Die feindlichen Heere, in Folge des geschlossenen Vertrags, verließen die Grenzen von Schwyz.

Auch Obwalden, nachdem Furcht den Rausch der Leidenschaft gelöset hatte, unterschrieb am 5. Mai die neue Staatsverfassung zum andern Male.

3.

Einsam stand noch das Volk Nidwaldens auf dem Schauplatz der Verwandlungen, von Feinden und überwundenen oder

abgefallenen Bundesgenossen umgeben. Doch legte es die Waffen nicht nieder. Es besetzte mit seinen Kriegern die Grenzen bei Ennetmoos gegen Obwalden, bei Stansstad und Hergiswyl am Seeufer, desgleichen an der Nas, und bei Emmetten auf der Höhe des Gebirgs gegen das Land Uri.

Inzwischen verlor sich aber allmälig die brausende Wuth, je mehr man die Vereinzelung des Landes und die Ermattung der überspannten Kräfte fühlte. Das Beispiel aller Urkantone gab den Besonnenern im Volke Muth, besänftigende Worte zu wagen. Es wurde wieder wahrscheinlich, was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, daß der Rosenkranz der betenden Alpenhirten die Brigaden Frankreichs nicht besiegen würde. Man wagte sogar endlich das Wort Kapitulation zu sprechen, und glaubte sich nicht schämen zu dürfen, ohne blutigen Kampf anzunehmen, was Schwyz nach glücklichen Treffen nicht zurückgestoßen hatte.

Das Haupt des Nidwaldner Freistaates war damals der Landammann Würsch von Buochs. Konnte er gleich beim Mangel ausgebreiteter Kenntnisse und Geistesgaben nicht in den traurigen Staatshändeln seines Vaterlandes glänzen, so wußte er doch bei Volk und Priesterschaft den Ruhm eines frommen Vertheidigers der Kirche zu gewinnen. Er war es, der bisher unermüdlich gegen das „höllische Büchlein" (so nannte man in den Bergkantonen die neuhelvetische Staatsverfassung) gedonnert hatte. Jetzt aber, da jeder Tag, jede Stunde den gewissen Untergang seiner Würde näher führte, hielt er es rathsam, die Rache dem Himmel zu überlassen, und mit christlicher Gelassenheit die Vernichtung seines Staates als Strafe Gottes zu ertragen. Er schwieg.

Sein Schweigen entnervte auch bald die Beredsamkeit der geistlichen Führer, unter welchen Käßli, Pfarrer von Beggenried, Kaspar Joseph Lüssi, Helfer zu Stans, und der Kaplan Kaiser von Stans, die bedeutendsten waren. Doch weder Pfar-

rer Käßli, ein trockener, eifriger Seelsorger, welcher vielleicht nur durch geistlichen Stolz und Familienverhältnisse verleitet werden konnte, noch Kaplan Jakob Kaiser, ein frommer, unwissender Mann, glichen in leidenschaftlicher, Alles zerstörender Thätigkeit ihrem Anführer in der politischen Bahn, dem Helfer Lüssi. Erzogen im Collegio zu Mailand, hatte dieser erst die Kaplanei von Ennetmoos, dann die Helferei von Stans erhalten, und durch Rastlosigkeit seines Ehrgeizes mehr Furcht denn Liebe gewonnen. Das hohe Alter des achtzigjährigen Pfarrherrn von Stans ließ ihm Hoffnung fassen, dessen Stelle zu erhalten. Seinen einstigen Mitwerbern den Rang abzulaufen, schmeichelte er dem spröden Geist des Volks. So waren immer geringe Ursachen großer Dinge Quellen.

Der Kriegsrath entschloß sich zum ersten Friedensschritt. Er legte der Priesterschaft die wichtige Frage vor: „Ob der am siebenten April zu Gott geschworene Eid, Religion, Freiheit und Eigenthum mit Gut und Blut zu beschützen, auch in den gegenwärtigen Umständen noch wirklich verbinde?"

Der hochwürdige Klerus ward versammelt, die Gewissenszweifel zu lösen. Man ahnte die Antwort. Darum weigerte sich der Helfer Lüssi, einer Versammlung beizuwohnen, deren Ausspruch nur Widerspruch seiner Neigungen und Grundsätze werden konnte.

Die Priesterschaft entsprach den Wünschen der Friedensfreunde. Sie erkannte, daß der Eid vom siebenten April nicht mehr verpflichtend sei, weil man ihn „niemals geschworen haben würde, wenn man vorausgesehen hätte, daß das Land Nidwalden einstens ganz allein stehen würde; weil es ferner eine gänzliche Unmöglichkeit wäre, das Ziel und Ende besagten Schwurs zu erreichen. Zudem sichere ja Frankreich den Kantonen die freie Ausübung der heiligen römisch-katholischen Religion zu; und sollte diese Zusicherung nicht gehalten werden, so bliebe

ja der Eid noch immer in Kraft. — Uebrigens werde Gott diesmal den guten Willen fürs Werk annehmen."

Diese merkwürdige, winkelvolle Erklärung von Seiten der Gewalt, die den Binde- und Löseschlüssel führt, veranlaßte nun Zusammenberufung einer Landsgemeinde, um den Willen des Volkes zu hören.

Es versammelte sich am 12. Mai zu Wyl an der Aa. Der Kreis ward geschlossen, und den Anwesenden die Kapitulation von Schwyz und das Gutachten der Nidwaldner Geistlichkeit vorgelegt. Düsteres Schweigen herrschte. In allen Mienen sprachen Unwille und Wehmuth. Die Weiber von Buochs, Beggenried und andern Dorfschaften, bewaffnet auf mancherlei Weise, waren ihren Vätern, Brüdern und Söhnen hieher gefolgt. Von Zeit zu Zeit erhoben sie gräßliches Geheul: „Krieg! Krieg!" während einige würdige Geistliche, besonders Pfarrer Kaiser von Emmetten und der Pater Prediger des Kapuzinerklosters, in langen Reden die obwaltenden Besorgnisse wegen Religionsgefahr zu zerstreuen suchten. Auch der Landammann Würsch sogar, von dessen Lippen man nur gewohnt war, die Verwünschungen der helvetischen Konstitution zu hören, öffnete den Mund, ihre Annahme zu empfehlen. Noch wankte das betäubte Volk in der Wahl blutigen Untergangs, oder stiller Ergebung. Doch einer fehlte, dessen Beredsamkeit gewiß alle Wünsche des Friedens zerschlagen und Tod und Krieg zur allgemeinen Losung gemacht haben würde — Lüssi, der Helfer, fehlte. Gewiß nur auf das Bitten seiner eigenen Freunde war er in Stans zurückgeblieben; denn sein unbeugsamer Sinn würde sich auch dort nicht verläugnet, und alle Gemüther überwältigt haben.

So ward, beinahe ohne einiges Handmehren, die neue Staatsverfassung angenommen.

Laut Beschluß der Volksversammlung wurden Abgeordnete an den Oberfeldherrn Schauenburg in Zürich gesandt, um mit ihm

den Friedensvertrag abzuschließen. Man behielt sich beim Eintritt in die helvetische Republik vor, daß Nidwalden die katholische Religion unverletzt bewahren könne, daß Personen und Eigenthum gesichert seien, keine französische Truppen ins Land gelegt, oder junge Mannschaft ausgehoben, oder Waffen abgefordert werden.

Schauenburg, zufrieden des blutlosen Sieges, empfing die Boten des Freistaats mit Güte, und sicherte die begehrten Gegenstände in schriftlicher Antwort feierlich zu. Die alte Landesregierung legte die Gewalt nieder, verwandelte sich in eine provisorische, um den Uebergang von der alten zur neuen Ordnung mit eigener Hand zu bereiten, und meldete dies Ereigniß dem seit vier Wochen in Aarau bestehenden Vollziehungsdirektorium.

4.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der fränkische Feldherr, welcher die Sache der Ungerechtigkeit gegen die Sache der Unschuld und gegen die Heiligkeit des Völkerrechts zu führen hatte, gezwungen war, den Nidwaldnern, wie andern demokratischen Kantonen, eine Kapitulation zu gestatten, wie die oben erwähnte. So rettete er seiner Regierung in den Augen Europens noch den Schein der Billigkeit und der natürlichen Ehrfurcht für Unschuld und Recht. Aber eben dieser den Bergvölkern gestattete Vertrag ließ über ihre Gesinnungen keinen Zweifel, früher oder später die an der Spitze blutiger Bajonette gereichte Staatsform wieder zurückstoßen und das alte Regiment herstellen zu wollen.

Frankreich, seit dem Frieden von Campo-Formio (17. Oktober 1797) gefürchtet, noch mehr gehaßt von den Königen des festen Landes, schien durch empörenden Uebermuth alle Völker und alle Fürsten trotzend in die Schranken zu fordern. Frankreich hatte nicht nur die Schweiz unterdrückt, sondern, wie diese, auch Ge-

nua von ihrer Gewalt abhängig gemacht. Der römische Kirchenstaat war zu einer Marionettenrepublik umgestaltet, der König von Sardinien aus seinem Piemont verjagt; Malta genommen und seine Orden zerstreut; Aegypten der bundesverwandten hohen Pforte entrissen.

Es war zweifellos, daß Europa nicht länger geduldige Zuschauerin so vieler und entehrender Mißhandlungen bleiben werde. Von allen Seiten erblickte man im Schatten der Friedenspalmen Kriegsrüstungen. Diese Rüstungen wurden die traurige Hoffnung aller Bergvölker Helvetiens.

So fest und sehnlich aber auch der Wunsch der Gebirgs-Kantone zur Aufrichtung ihrer alten Ordnungen war, hatte doch selbst das Unglück, unter dessen Paniere sich sonst wohl Todtfeinde versöhnen, nicht Macht genug, die Völkerschaften der Alpen für das gemeinsame Ziel zu verbinden. Jede handelte, wünschte und sorgte für sich allein, unbekümmert um die Nachbarn. Ohne Einheit des Plans und der Mittel brach sich ihre Wuth daher in vereinzelten, unzeitigen, unberechneten Aufrühren, deren jeder die Last drückender machte, welche sie abzuschütteln gemeint waren.

Eben jene Volksversammlung Nidwaldens, welche am 8. Mai feierlich die Einverleibung ihres bisherigen Staats in die neue helvetische Republik erklärt hatte, ließ, ohne ihn auszusprechen, den Willen deutlich vorblicken, daß sie ihrem Worte nicht treu bleiben werde. Sie dankte zwar ihre Krieger ab, aber befahl jeglichem, sein Gewehr nebst vierundzwanzig Patronen mit sich zu nehmen, wo dann alle Monat von den Trüllmeistern oder Unteroffizieren Nachsuchung gemacht werden sollte.

Der Geist, welcher diese Gegenden bewegte, war kein Geheimniß. Die, welche Einheit Helvetiens wünschten, mußten ihn fürchten. Daher erhob sich schon früh im helvetischen Staatsrathe Peter Ochs, ein Glied desselben, und schlug vor, sämmtliche

kleine Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden in einen einzigen zu verwandeln, um dem Gefährlichen vorzubeugen, was von sechsunddreißig Abgeordneten dreier Kantone, welche sich der Annahme der Konstitution so heftig widersetzten, zu befürchten sein dürfte.

Sein Gedanke fand Eingang. Wirklich wurden die drei Urkantone nebst dem von Zug in einen einzigen zusammengeschmolzen, welcher von nun an unter dem Namen Waldstätten erschien. Zwar gelang es durch diesen Schritt, welcher die Stimmen der Stellvertreter von achtundvierzig auf zwölf einschränkte, den Einfluß derselben in der Gesetzgebung zu schwächen; allein auf der andern Seite hatte man unbehutsam genug die Masse der mißvergnügtesten Völkerschaften so innig unter einander verbunden, wie sie es vorher nie waren, und ihnen eine Stärke verliehen, welche sie selbst nicht erwartet hatten. Zugleich hatte dieses Gesetz noch den Stolz der Urkantone verwundet, die sich, laut Ausspruch der Verfassungs-Urkunde, wenigstens geschmeichelt hatten, auch fernerhin als besondere Glieder der helvetischen Republik zu glänzen, und so — einen Schatten der ehemaligen Selbstständigkeit zu bewahren.

Es traten ihre Repräsentanten am 8. Juni in die gesetzgebende Versammlung der helvetischen Republik ein. Von Nidwalden erschien daselbst Franz Anton Würsch, um diejenige Landesverfassung handhaben zu helfen, wider welche er noch vor wenigen Wochen der Unversöhnlichste gewesen war. Sein ehemaliger Kanton, noch vor Kurzem unter den Waffen gegen Frankreichs Heere, erschien nun in einem Bezirk des Kantons Waldstätten zusammengeschrumpft, Distrikt Stans geheißen.

Ein Bürger des Hauptfleckens, Aloys Von Matt, wurde vom helvetischen Direktorium zum Regierungsstatthalter des gesammten Kantons ernannt; dieser wählte zu seinem Unterstatthalter

in Nidwalden den als Hauptmann in spanischen Diensten gestandenen Bürger von Stans, Ludwig Kaiser.

Beide Männer eröffneten ihre politische Laufbahn unter den gefährlichsten Verhältnissen. Als unmittelbare Beamte der vollziehenden Gewalt konnten sie keinen Befehl derselben vollstrecken, ohne sich in den Augen des leichtgläubigen, von schwärmerischen Priestern gestimmten Volks, als Mitschuldige aller wirklichen oder scheinbaren Bedrückungen und des Raubes uralter Rechtsame verdächtig zu machen. — Als Bürger Nidwaldens, als Blutsverwandte des Volks rechnete man ihnen jede Handlung, die mißfiel, zu doppelter Schuld an. Selbst ehevorige Verbindungen und Familien-Verhältnisse wurden Anlaß zweideutiger Auslegungen ihrer Thaten.

Aloys Von Matt besaß nicht die wissenschaftliche Ausbildung seines Unterstatthalters, ersetzte sie aber durch Erfahrung und Thätigkeit eines hellen Geistes, welcher die Fesseln der Vorurtheile abgeschüttelt hatte. Er kannte sein Volk, und hatte die Gaben, welche den Demagogen Noth sind. Wäre er zur Seite der Föderalisten gestanden, er würde ohne Mühe Günstling und Held des großen Haufens geworden sein. Der ewige Widerstand und Groll der Gegner erzeugten in seinem Herzen jene leidenschaftliche Bitterkeit, welche im Parteikampfe endlich auch dem gelassensten Manne selten zu fehlen pflegt.

Ludwig Kaiser, ein junger, talentvoller Mann, voll Liebe des Vaterlandes, dem er seine Mühe und sein Schwert geweiht hatte, redlich, unverhohlen, standhaft, war minder geschmeidig und volkisch, als jener. Gewohnt unter Kriegern zu leben, rauh, ernst, buchstäblich und streng in Pflichten, gewann er die Hochachtung derer, die ihn kannten, aber auch den mit Furcht gemischten Haß des Pöbels und der Pfaffen.

Es war einer der ersten und der verderblichsten Fehltritte der

Zentralregierung, daß sie die höchsten Kantonsbeamten aus der Mitte der Kantonsbürger wählte. Was dem unbekannten Fremdling verziehen worden wäre, ward dem Manne, der durch tausend kleine Nebendinge, durch stärkere und zartere Bande an seine Heimatsgenossen geknüpft war, zum Vorwurf; was man vom Fremdling als Wohlthat empfangen hätte, sah man vom Mitbürger als Schuldigkeit an. So gebrach fast überall in der Schweiz den öffentlichen Beamten das Zutrauen der Menge; und Furcht mußte nur zu oft die Stelle der Liebe ersetzen.

5.

Rapinat, Frankreichs Kommissär, und seine Gefährten entführten die Schätze der Städte. Die Schweiz lag mißhandelt, wie ein erobertes Land. Nicht nur, daß Feldherren und Kommissäre bald hie, bald dort bedeutendere Gegner der Revolution deportiren ließen, und Jammer stifteten in zahllosen Familien, verfuhren sie selbst gegen die von ihnen eingesetzten höchsten Gewalten der jungen Republik und deren Beamten ohne Achtung. Die beschimpften und verhöhnten Obrigkeiten, welche mit ohnmächtiger Kraft den Räubereien und Gräueln französischer Diktatoren entgegenrangen, fanden im Volke, welches sie zu schirmen nicht Macht hatten, keine lohnende Gesinnung der Dankbarkeit. — Frankreich, dessen Grundsätze ehemals siegreicher, denn seine Waffen, Europens Völker durchdrungen hatten, verlor hier das öffentliche Vertrauen eines Welttheils durch gewissenloses Spottreiben mit den heiligsten Rechten der Menschheit.

Muthig ertrug man indessen alle Leiden im ebenen Helvetien, wo die Freiheit gewonnen war. In den Bergkantonen ward die Tirannei der französischen Machthaber minder empfunden, weil in

diese Heimat natürlicher Armuth nicht Schätze lockten, und unter den Waffen geschlossene Verträge die Raubluft fesselten.

Während jene also für das kostbare Geschenk duldeten, und jeden Verlust als Opfer betrachten mußten, gährte in den Thälern der Alpen unaufhörlicher Mißmuth.

Zurückgestoßen, wie durch einen Zauberschlag, aus uraltgewohnten Verhältnissen, und hineingeworfen in unbekannte Formen, ward sich der Aelpler in eigener Heimat fremd. Betäubt durch die Ereignisse der letzten Monde, unvertraut mit neuen Vorgesetzten, Ordnungen, Namen und Gesetzen, wähnte er Gefahr, wohin er trat, sehnte er sich nach dem, was ihm durch Verlust wünschenswerther geworden. Eine ungeheure Zahl neuer Gesetze und Beschlüsse, mit Redensarten und Wörtern fremder Sprachen gemischt, flutete ins Land. Er verstand ihren Sinn nicht.

Leicht war es, unter solchen Verhältnissen, diese rohen Kinder der Natur zu täuschen, ihr geängstetes Gemüth mit Schreckbildern zu verwirren. Ihr Mißtrauen verachtete ohnehin alle Belehrung; ihre Furcht hing jedem Mährchen an, was durchs Land lief; ihre Sehnsucht nach Zurückkunft des Ehemaligen verwandelte sich in Erwartung desselben.

Und doch würden sich die gutmüthigen Hirten an die veränderte Gestalt der Verfassung gewöhnt haben, wenn die abenteuerlichen Gefahren, welche ihre Einbildungskraft fürchtete, nicht erschienen wären; sie würden sogar den Tausch liebgewonnen haben, wenn ihnen statt des vermutheten Elendes Vortheile erwachsen wären — aber sie sollten diese nicht sehen. Ihre Leichtgläubigkeit selber zog die fürchterlichsten Schicksale auf sie herab.

Die Geistlichen nämlich blieben der Staatsveränderung unversöhnlichste Feinde. Sie fürchteten nicht so sehr den Untergang des Christenthums, als ihrer Pfründen, Aufhebung der Klöster, Verbreitung der Wissenschaften, Vernichtung der Gewalt des Klerus.

Schon hatten die gesetzgebenden Räthe der Republik das sämmtliche Vermögen aller Klöster, Stifter und Abteien mit Beschlag belegt, und Besitzern und Verwaltern untersagt, von denselben zu veräußern. Schon war durch ein anderes Gesetz Klöstern beiderlei Geschlechts bis auf weitere Verfügung verboten, Novizen und Professen anzunehmen. Die angedrohte Aufhebung des Zehnten ließ den Seelsorgern gänzlichen Verlust des Unterhalts fürchten, und daß die Mehrzahl der Glieder im Direktorium wie in den Sälen der Gesetzgeber protestantischen Glaubens war, machte um Aufrechthaltung ihrer Kirche besorgt.

Doch vielleicht würde der Klerus noch geschwiegen haben, wenn nicht das Gesetz vom 12. Heumond bei Verlust der bürgerlichen Rechte jedem Schweizer die Leistung des Bürgereides zur Pflicht gemacht hätte.

„Es ist also, schrien die Diener des Altars, eidliche Verpflichtung, die römisch-katholische, alleinseligmachende Kirche zu zerstören! Wer diesen Schwur leistet, schwört sich vom Himmel los!"

Es erhob sich plötzlich ungestümes Treiben und Gähren in Zellen und Beichtstühlen. Aus den Klöstern Mels, Meran, und St. Gerold im Tyrol flogen warnende Boten durch das helvetische Hochland. Die Abteien von Einsiedeln und St. Gallen thaten nicht weniger für die Sache ihrer Kirche. St. Gallen, die Abtei, zog sich sogar unter den Schirm des deutschen Kaisers, welchen sie, als Reichsoberhaupt, „den höchsten Lehensherrn aller seiner Gerichtsbarkeiten" hieß, und verband Bitte mit Trotz, die helvetische Regierung zu nöthigen, von der Forderung des Eides abzulassen*). Ja dies Stift erließ ein Umlaufsschreiben an den von ihm abhängigen Klerus, worin ihm feierlich verboten

*) Den Abdruck des Zirkulars, im schweizerischen Republikaner Jahrgang 98. 1. Band, Seite 616.

ward, den Bürgereid zu leisten, vor weltlichem Richterstuhl zu erscheinen und den Rechtsamen der Kirche etwas zu vergeben.

Mit diesem Geschrei der Priester und Mönche verband sich die Stimme der an den Grenzen umherirrenden Ausgewanderten. Sie weissagten die Nähe neuen Krieges, und Befreiung des Vaterlandes durch Gewalt kaiserlicher Waffen. Sie versäumten kein Kunstmittel, keine glückliche Stunde, den Mißmuth der Hirtenvölker wachsam zu halten, Gährungsstoff auszustreuen, kleine Aufstände zu erwecken, Parteihaß zu nähren, Volk und Obrigkeit wider einander zu erbittern, und Gesetzlosigkeit zu befördern.

Indem ihre Thätigkeit das Vaterland mit Zwietracht, Aufrühren und Blut füllte, hofften sie der Welt den unverwerflichsten Beweis vom Nachtheil der Staatsveränderung zu geben, und die ehemaligen Regierungen in glänzenderes Licht zu stellen; durch Zerreißung aller öffentlichen Ordnung die Schweiz zur leichtern Kriegesbeute des Hauses Oesterreich zu machen, und diesem im Innern der Alpen durch eine Kette von Verschwörungen und Rebellionen ein Hilfsheer zu erwerben.

An ihre Pläne schloß sich die Schaar der um Aemter, Privilegien und Ansehen trauernden Geschlechter; es schloß sich an sie jeder, mehr oder minder in seinen Hoffnungen Gekränkte; es schloß sich an sie die Leichtgläubigkeit des Volks, welches von Gerüchten und Prophezeiungen betäubt, die Religion in Gefahr, das Vaterland an Frankreich verkauft glaubte, bald vor ungeheuern Abgaben, bald vor der Möglichkeit zitterte, die junge Mannschaft übers weite Weltmeer entführt, mit den Franzosen in Aegypten und Indien fechten zu sehen.

6.

Die Geistlichkeit von Nidwalden, in geheimer Verbindung mit St. Gallen, mit den Ausgewanderten und den Klöstern des Tyrols, wetteiferte mit diesen in politischer Geschäftigkeit, legte in Beichtstühlen und Versammlungen Bitterkeit in die Brust der Hirten. Der Kaplan Kayser von Stans wagte es sogar, von der Kanzel herab der neuen Verfassung Hohn zu bieten. Als der Unterstatthalter ihn zur Verantwortung berief, antwortete der Kaplan: „Daß weder weltliche Macht einen Priester Gottes vor ihren Richterstuhl fordern könne, noch daß ein Priester sich vor solchem Gericht beurtheilen ließe.“

Sein Muth erhob ihn in den Augen der Menge zum standhaften Bekenner des Glaubens. Der Beifall stärkte seinen Märtyrertrotz. Er und Lüssi ließen von nun an weder vor Statthalter noch Gerichten den Muth sinken. Der geistliche Kommissär des Bischofs von Konstanz in Luzern, Crauer, belobte den Heldensinn dieser Männer in eigenhändigen Sendbriefen: „Ihr habet, schrieb er, wie es katholischen Priestern zusteht, nach den Gesetzen und Verordnungen der Kirche gehandelt.“

Die Regierung inzwischen, um solchen Händeln keine Wichtigkeit, und nicht durch Strafen der Schwärmerei Reiz zu geben, übte Gelindigkeit. Stolzer feierten die muthvollen Bekenner ihren Triumph, und ließen in der Gnade der Obrigkeit dem Volke deren Schwäche blicken. Die Aelpler ehrten der Priester Hochsinn, und theilten mit ihnen Haß und Verachtung der weltlichen Vorsteher. Sie zweifelten nicht, daß Standhaftigkeit Alles erpochen, und des Kaisers Krieg gegen Frankreich endlich den Kreis der Landsgemeinde wieder aufschließen würde. Doch keiner hatte Gedanken des Aufruhrs; denn auf Alpen und in Thälern mit ihren Heerden beschäftigt, empfanden die Hirten keine Spur des oft geweissagten Jammers.

Aber die Priester eilten, ihre Vorhersagungen zu erfüllen. Nidwalden hatte den Bürgereid zu schwören, welchen die Verfassung befahl. „Jetzt! riefen Mönche und Geistliche, jetzt, ihr armen Unterwaldner, naht der große Augenblick! Ihr sollt Treue schwören der heillosen, ärgerlichen, gottesvergessenen Verfassung; ihr sollt Treue schwören den Verwüstern der Kirchen und Altäre; ihr sollt Haß schwören der Demokratie oder Volksregierung, welche künftighin in euern Augen Anarchie oder Zügellosigkeit sein soll! Wollet ihr es? Wollet ihr nun fluchen, was eure glorwürdigen Väter bauten? Wollet ihr euch nun mit schwerem Eid lostrennen von euerm ewigen Wohl? Wollet ihr nun umtauschen auf immer das heilige Kreuz gegen den Freiheitsbaum, dessen Wurzeln der Hölle entsprossen, dessen Gipfel dem Himmel trotzet, und dessen Schatten alle Laster deckt?“ *)

Solche Sprache konnte des Zwecks nicht fehlen. Der alte Trotz der Alpenhirten erwachte in ungebeugter Stärke. Wirthshäuser, Kapellen, Hütten und Tempel tönten von dumpfen Verwünschungen des „Büchleins“ wieder. „Nun rührt's an unsere heilige Religion!“ riefen die Weiber: „Wehe dem, der den Schwur gibt!“

Wohlgefällig empfanden die Priester von Stans den seit Monden entbehrten süßen Genuß geistlicher Hoheit noch einmal. Und wie leicht ist es, des Volkes kindische Fantasie mit düstern Bildern zu schrecken! wie leicht die rohe Kraft des Naturmenschen zu spannen, und durch die Geheimnisse und Schrecken der Religion zu jedem Ziele hinzujagen!

Von den Märkten der Stadt Luzern, wohin aus den benachbarten Landschaften und Kantonen wöchentlich die Bauern strömten, um die Bedürfnisse des Lebens einzukaufen, oder ihres Fleißes

---

*) S. Der schröckliche Tag ꝛc. an mehrern Orten, welche die damaligen Gesinnungen des Unterwaldner Klerus darstellen.

Frucht feil zu bieten, kehrten die Hirten nie, ohne eine Menge seltsamer Gerüchte in die Heimat zurückzutragen. Diese Gerüchte, falsch verstanden, noch falscher wieder erzählt, gewannen an Glaubwürdigkeit, was sie an Wahrscheinlichkeit einbüßten. Viele erzählten von des Kaisers ungeheuerm Kriegsheer, von seinem nahen Einbruch, von der Wiederherstellung der alten Ordnung. Andere von den blutigen Niederlagen der Franzosen in allen Theilen der Welt. Andere von umgeschlagenen Freiheitsbäumen, Aufrühren und Weigerungen der Kantone, den Bürgereid zu schwören.

Einsiedelns von den Engeln geweihte Kapelle, wohin sonst alljährlich Tausende aus allen Gegenden der katholischen Schweiz und Deutschlands zu wallfahrten pflegten, war von den Franzosen zerstört. Desto zahlreicher aber wurden nun die Pilgerschaften der Andächtigen zu unserer lieben Frau zum Schnee auf dem hohen Rigiberge. Eben diese Ausfahrten dienten den Mönchen zum leichten Mittel, sich der Gemüther des Volks zu bemächtigen, und zum Widerstande gegen des Eides Leistung zu entflammen.

Wirklich brachen in den verschiedensten Gegenden der Schweiz um diese Zeit einzelne Aufstände aus. Sie wurden aber leicht durch Muth der Beamten, durch Treue der republikanisch-gesinnten Landschaften, und durch Truppenbewegungen der Franken gedämpft.

Selbst im Bezirk Schwyz gelang es anfangs ohne Aufwand von Kraft, die bedrohte Ruhe zu schirmen. Auch dort standen Geistliche an der Spitze der Verschwörungen Im Dorfe Morschach, auf einer Felsenhöhe am Seeufer, südwärts von Brunnen gegen Uri gelegen, hatten sich, von ihrem Pfarrer und dessen Vikar verführt, vierzig Männer verbunden im Monat Julius, alle Gemeinden des Bezirks aufzuwiegeln, die Kapitulation zu brechen, und die Anhänger der neuen Verfassung, Patrioten geheißen, zu ermorden. Der schauerliche Anschlag fand Verräther; man verhütete die Vollziehung des Verbrechens, ohne die Rädelsführer zu strafen.

Alle diese unglücklichen Auftritte um Nidwaldens Grenzen hatten für die Hirten dieses Geländes Reiz des Beispiels. Sie sehnten sich, ihren Priestern und der Welt den angestammten Muth zu zeigen, für die wankende Kirche Gottes in den heiligen Streit zu gehen.

Noch stand Ludwig Kayser, der Unterstatthalter, unerschrocken dem furchtbaren Triumvirat der drei Priester Lüssi, Käßli und Kaplan Kayser entgegen. Getreu der Pflicht, verschmähte er ihr Drohen, und rang er dem Strom der Schwärmerei durch Hilfe der redlichsten Männer des Landes entgegen. Doch die bethörte Menge hörte nur des Priesters Wort.

Die Geistlichen schlossen Bund mit leitsamen Demagogen in allen Dorfschaften, und hielten regen Briefwechsel in entfernten und benachbarten Kantonen. Fremdlinge, gesandt von Feldkirch und Konstanz, der schweizerischen Ausgewanderten Zufluchtsort, kehrten bei ihnen ein, und hinterbrachten geheime Botschaften Lüssi vertraute allen, die zu ihm aus den Gemeinden kamen, daß der Kapuziner Paul Styger von der kaiserlichen Armee angekommen sei; daß derselbe von Männern großen Ranges Auftrag habe, an Uri, Schwyz und Unterwalden zu melden, Oesterreich werde ungesäumt zu Hilfe ziehen; und sollten sie angegriffen werden, bevor es mit Heeresmacht angerückt sein würde, müßten sie sich standhaft wehren, und glauben, es werde mit seinem Schwerte ihre alten Rechte erneuern. Er gab vor, daß in den ersten Tagen des August ein kaiserlicher Offizier, noch triefend vom Schweiß, ihn in die „Rieden" berufen, und mit Vorweisung eines Briefes gemeldet, wie der Kaiser den 15. August die Schweiz angreifen würde *).

*) Die Rieden sind eine Gegend bei Stans mit zerstreut in den Matten liegenden Hütten geheißen.

Bald waren die geweihten Diener Gottes durch glänzende Vorspiegelungen Meister und Lenker aller Gemüther. Doch scheint es, daß sie selbst, ungeblendet von den Botschaften der Ausgewanderten, nicht früher des Aufruhrs Zügel schießen lassen wollten, bis Oesterreich wirklich den Krieg angekündet, und Helvetien angegriffen haben würde. Bis dahin war es ihnen genug, den Stand der Gährung und Gesetzlosigkeit zu unterhalten; die Kraft der neuen Obrigkeiten zu lähmen; Waffen und Kriegsvorräthe in tiefer Stille sammeln*), und die Nachbarschaften durch Ausgesandte ermuntern zu lassen.

Länger konnte der Statthalter Ludwig Kayser nicht gelassenen Muthes die einbrechende Verwirrung dulden. Schon drohten die Lärmer lauter; schon verkündeten sie, mit dem Untergang der Republik, Rache an deren Freunden; schon legten die Unterbeamten, zitternd vor der Wuth der Menge, ihre Stellen nieder; schon wagte Niemand ohne Beben, die Gesetze der Regierung bekannt zu machen, oder deren Befehle zu vollstrecken.

Das Direktorium, von der Gefahr naher Empörung benachrichtigt, schickte den Regierungsstatthalter Von Matt gen Stans, den Nebel des Trugs zu zerstreuen.

Er kam. Volk und Priester wurden versammelt. Er redete die Sprache des warnenden Mitbürgers. „Warum, liebe Mitbürger, sagte er, diese Gährung? Niemand will euch die Religion eurer Väter rauben. Und wenn man es wollte, ich würde mich an eure Spitze stellen, und heute noch mit euch ziehen. Aber unsere Verfassung verbürgt uns ungestörten Gottesdienst. Die Einschränkung einiger Privilegien der Geistlichkeit ist keine Vernichtung der Religion. Hat nicht selbst einst unser Landsmann Lüssi auf dem Konzilium zu Trident im Namen der ganzen katholischen Schweiz

*) Der schröckliche Tag ꝛc. S. 61.

gegen die Ausnahme der Priester vor den Gesetzen protestirt? — Man sagt euch, die Kapitulation werde gebrochen, so ihr mit den Franken schlosset. Und worin wird sie denn gebrochen? Eure Religion blieb ungefährdet; euer Eigenthum, eure Sicherheit ist auf keine Weise verletzt worden; keine Truppen berührten den Boden eurer Heimat. — O, Mitbürger, noch ward der Vertrag nicht gebrochen. Wollt ihr ihn selbst vernichten? Ihr seid auf dem Wege dazu. Aber dann sprechet mir nichts mehr von Religion, von ihren Dienern, und von der Kapitulation. Sie sind dann nur der Deckmantel eurer Ungebundenheit! — Ihr tröstet euch mit der Hilfe des Kaisers? — Noch steht der Friede von Campo-Formio. Aber sollte er zerrissen werden, wird die Nation, deren Waffen seit sechs Jahren die Hälfte unsers Welttheils bezwangen, vor dem entkräfteten Oesterreich fallen? — Und könnet ihr, Landleute von Unterwalden, Abkömmlinge eines Baumgarten, eines Melchthal, vielleicht durch eigene Thorheit fremden Fürsten hingeworfen werden wollen zur Entschädigung? O so müsset ihr erst schamvoll die Geschichten unserer Väter verbrennen; ihr müßt erst die ehrwürdigen Denkmäler ihrer Thaten niederreißen. — Wollt ihr das? Könnet ihr das? Bürger, Brüder, alte Freunde, nein! Ihr waret getäuscht, betrogen, und kanntet den Abgrund nicht, an den man euch verrätherischer Weise gelockt hat!"

So redete Von Matt, der Regierungsstatthalter. Allein die rührendste Kraft des Wortes verlor ihre Gewalt über die befangenen Gemüther; die Schilderungen grenzenlosen Unglücks, wohin der Wahnsinn leite, wurden, gleich Weissagungen der Feigheit, belächelt.

Die Priester erklärten, daß keiner den Bürgereid ablegen würde, ohne Erlaubniß des Bischofs von Konstanz. Der Pfarrer von Ennetmoos wiederholte feierlich dieses Wort. Die Bauern rauschten Beifall. Von Matts Ermahnungen waren vereitelt. Er ver-

ließ, von bangen Ahnungen gedrückt, schnell die Fluren seiner Heimat.

Aber jetzt noch, unter stürmischen Aussichten, sank Ludwig Kayfers, des Unterstatthalters, Muth nicht. Noch kannte er der Geistlichen manche, welche mit Liebe für Ordnung und Stille, Entschlossenheit fühlten, für sie zu handeln. Es ward bekannt, daß Crauer, der bischöflich-konstanzische Kommissär, verschiedenen Gliedern des Nidwaldner Klerus schriftlich die Eidesleistung empfohlen, und sie von Aufwiegelung der Landleute abgemahnt hatte. Diesen Anlaß benutzte jener Beamte, die Geistlichkeit des Bezirkes zu einem Kapitel im Kapuzinerkloster von Stans zu berufen; — es war sein letzter Schritt, Eintracht und Versöhnung zurückzuführen, dem Volke Frieden, den Gesetzen die geraubte Würde, den Freunden besserer Grundsätze Sicherheit für Leben und Eigenthum wieder zu geben.

Es war der 18. August. Des Landes Seelenhirten erschienen; ihr Vorsteher war Pfarrer Käsli. Der Statthalter trat zu dem versammelten Kapitel. Die große Frage wegen des Bürgereides ward angeregt; die Antworten über dessen Zulässigkeit fielen verschieden; die himmlischen Gemüther wurden voll irdischen Zorns

Einer der Geistlichen, Namens Blättler, hatte jedoch den Muth, der wüthenden Menge seiner Amtsbrüder entgegenzustehen. Er zog eine Schrift hervor, vom bischöflich-konstanzischen Kommissär Crauer verfaßt, worin derselbe den Bürgereid, ohne die mindeste Gewissensverletzung, zu leisten erlaubte. „Ha, schrie der Vorsteher: mag er schreiben, der Kommissär, was er will, ich erkenne ihn nicht als unsern Obern!“ Ihm stimmte Lüssi mit bei, der Helfer von Stans: „Der Eid zertritt unsere Religion!“ rief er Dreimal forderte Blättler vergebens die Vorlesung des kommissarischen Sendschreibens, dergleichen auch Lüssi empfangen haben sollte; andere in der Versammlung stimmten ebenfalls dazu. Aber der

Vorsteher gebot Stillschweigen, und Lüssi weigerte sich, dergleichen vorzuzeigen, auch wenn er es empfangen hätte*).

Während dieses Zankes der hochwürdigen Männer hatten sich, zufällig, oder heimlich berufen, mehrere Bauern beim Kloster zusammengerottet. Ihr wildes Ansehen und Toben verkündete, daß ihnen schon die Gewissensfrage gelöset sei. Ihr lärmendes Wesen ward zum Mittel, diejenigen Glieder des Kapitels zurückzuschrecken, welche wider den Sinn der Käsli, Lüssi, Kaiser u. s. f. wagen würden, den Eid gefahrlos zu nennen.

Der Klerus ließ den Statthalter abtreten, um endlich den Entschluß zu fassen. Nach herbem Wortwechsel ward beschlossen: „dem hochwürdigsten Bischof nach Konstanz alle Umstände, den am 7. April geschehenen feierlichen Eid, die Stimmung des Volkes vorzustellen, und sein Gutachten in dieser wichtigen Angelegenheit zu vernehmen."

Inzwischen war der Statthalter von den zusammengeströmten Bauern im Garten des Kapuzinerklosters umringt worden. Sie schrien ihm zu: „Kein Eid! kein Eid! Verflucht sind die heillosen Ketzer und Schelmen, die ihn fordern!"

Der Statthalter versuchte die Verblendeten zurückzuführen; er sprach vom Zweck des Eides, und von der Gefahrlosigkeit der Religion. Umsonst. Seine Worte wurden Oel in angeschürten Flammen. Grimm blitzte aus Aller Augen. Sein Ernst vermehrte ihr Wüthen. Man fluchte ihm, als einem Feinde Gottes und der Priester; man stürzte auf ihn ein. Seine obrigkeitliche Würde ward vergessen. Von Religionswuth und Wein benebelt, drohte der Schwarm ihm den Tod, und die Drohung ward That. Einer

---

*) Prozeßakten contra Kaspar Joseph Lüssi, Helfer zu Stans. Depositio Nr. 6. 9. 10. — Die Ursachen der Weigerung scheint Lüssi selbst anzugeben in der Broschüre: „Der schröckliche Tag" ꝛc. Note zu Seite 50.

der Rasenden warf ihm den Strick um den Hals, unter wildem Jauchzen der andern. Mit Mühe ward er durch die Gemäßigtern befreit und gezwungen, in die Versammlung des Klerus zurückflüchtend, sein Leben zu retten. Die Aufrührer belagerten die Pforten des Klosters. Sie befahlen dem Statthalter, seine Stelle niederzulegen, und dem Kapitel Abbitte zu thun.

„Was ich bisher gethan, sprach der Statthalter, war meine Pflicht. Warum mißhandelt ihr mich, daß ich dem Gesetz gehorche? Ich sehnte mich nie nach Aemtern. Ich bin Soldat, und entbürde mich hiemit einer Stelle, die nur Vaterlandsliebe mich bewog zu übernehmen."

Lächelnd sahen Käsli und Lüssi des biedern Beamten Entwürdigung; gleich großmüthigen Siegern reichten sie ihm die Hand zur Versöhnung und ermahnten die umstehenden Bauern: „ihm weder an Leib noch Leben Leid zuzufügen."

So endete die Versammlung der Priester an diesem Tage. Sie war das Losungszeichen des allgemeinen Aufstandes. Der Statthalter wurde als Gefangener aufs Rathhaus geschleppt, und mit ihm andere der angesehensten Bürger, welche entweder öffentliche Beamten, oder Freunde der neuen Staatsverfassung waren.

7.

Während das Landvolk sich allen Freuden überließ, fleißiger zu Kirchen, Kapellen und Wirthshäusern fahrtete, die Priester segnete, die Regierung verwünschte, Siege träumte und über Entwürfen der Rache lag, genossen die drei geistlichen Führer Nidwaldens nicht ohne Zagen den Sieg, der sie übereilt zu haben schien. Zwar war der Wechsel ihrer bisherigen Verhältnisse glänzend Sie, noch vor wenigen Tagen die Unterdrückten, von den Gerichten Verfolgten,

waren jetzt Alleinherrscher; und die Obrigkeiten, von welchen sie vor Kurzem bedroht gewesen, lagen zum Theil in Kerkern, zum Theil durch Schrecken entnervt.

Aber man konnte es sich nicht verhehlen, daß diese förmliche Empörung Bruch der Kapitulation sei; daß die fränkischen Truppen, nur wenige Tagereisen von den Grenzen entfernt, hervoreilen würden, den gebrochenen Vertrag zu rächen. — Noch hatte das kaiserliche Heer nicht die versprochene Bewegung gemacht; und ohne Unterstützung konnten die priesterlichen Oberhäupter Nidwaldens keinen gekrönten Ausgang ihrer Thaten hoffen.

Auch von den Völkerschaften der benachbarten Gebirge hatten sie sich keines Beistandes zu trösten. Den weitläuftigen Kanton Luzern hielt die Gegenwart fränkischer Besatzungen im Zügel, und noch mehr Wachsamkeit und republikanischer Geist Rüttimanns, des dortigen Regierungsstatthalters. Obwalden, wo der weltliche und geistliche Arm brüderlich verbunden waren, wankte nicht in seiner Treue an die Verfassung, und gegenseitige Eifersucht ließ keine Annäherung voraussehen. Das Vollziehungs-Direktorium, um sich Obwaldens ganz zu versichern, überhäufte staatsklug die Bewohner desselben mit öffentlichem Lobe, und versprach ihm Schirm gegen allfälligen Angriff fanatischer Haufen Nidwaldens. In Uri fehlte es zwar nicht an Gährungsstoff, doch glimmte er nur schwach. Einzelne Geistliche daselbst hatten weder die Thätigkeit, noch das ausgebreitete Ansehen, um mit denen von Stans auf der Bahn der Empörung Schritt zu halten. Nur in Schwyz, dessen Landleute lebhaften Sinnes und kriegslustig, den Einflüsterungen der mißvergnügten Geistlichkeit gern Gehör gegeben, waren um diese Zeit Getümmel ähnlicher Art, wie in Nidwalden.

Dort, wie hier, hatten einige Priester und andere unruhige Köpfe, in Verbindung mit den Ausgewanderten zu Feldkirch und Konstanz, durch aufgeregte Bedenklichkeiten, das Volk eidscheu

zu machen versucht. Dort, wie hier, hatten Aufwiegler erdichtete Briefe von Befehlshabern der österreichischen Heere herumgeboten, „der Kaiser werde die Eidleistenden um Leben, Hab und Gut bestrafen, hingegen diejenigen hoch belohnen, welche männlich widerstehen würden."

Das Volk von Schwyz trotzte zwar auf seinen in blutigen Kämpfen bei Schindellegi und Rothenthurm errungenen Vertrag mit den fränkischen Feldherren. „Aber durch das Ansinnen des Bürgereides wird die Kapitulation vernichtet, die Religion ihren Feinden preisgegeben!" flüsterten die Werkzeuge der Ausgewanderten: „Sehet ihr lieben, verrathenen und verkauften Menschen nicht, wie unmuthig alle Kantone sich gegen den Schwur sträuben? Wie sie nur, von bitterer Noth überwunden, gehorchen? Um wie mehr sollet ihr nicht gegen den Eid streben, die ihr euch durch ruhmvolle Kapitulation gesichert zu haben glaubt? Seid ihr umsonst in den Streit gezogen? sind unsere Brüder umsonst gefallen am Morgarten?"

Diese Sprache erweckte der rüstigen Schwyzer angebornen Stolz. Doch schlau spielten die Priester ihre mißliche Rolle im Hintergrunde; andere unternehmende Männer mußten öffentlich handeln.

Ein Landmann, Christoph Betschard, welcher schon durch Aufweisung kaiserlicher Ermahnungsbriefe das Volk des Muottathales und die Bewohner des Gebirgsrückens am Sattel zur Unruhe gereizt hätte, hielt mit seinen Vertrauten im Hause eines Bürgers im Flecken Schwyz geheime Zusammenkunft. Sie berathschlagten über Ablegung des Eides, und vereinten sich, durch Botschaften in alle Kirchgänge des Landes, Volksausschüsse in den Hauptort zu berufen.

Die Ausschüsse der Gemeinden erschienen am 18. und 19. August in Schwyz. Ein Haufen der besorgten Landleute strömte gegen das Kloster der Kapuziner, ein anderer zum Pfarrer Reding, bischöflichen Kommissär. An beiden Orten aber ward dem Volke erklärt,

daß die Religion den verlangten Bürgereid nicht verbiete; daß sie durch ihn unentweiht bleiben würde. Ernstlich ermahnten der Pfarrherr von Schwyz und die Mönche zum Gehorsam gegen das Gesetz.

Dieser Ausspruch ehrwürdiger und im Lande hochgeachteter Männer drohte die Hoffnung der Verschwornen zu vernichten; denn viele von den Landleuten wandten sich von ihnen, nun ihr Gewissen beruhigt worden. Doch hartnäckiger tobten die andern, welche Gährung unterhalten wollten. „Jene Geistlichen," schrien sie, „haben Menschenfurcht. Sie wagen es nicht, frei ihren Sinn zu bekennen. Eilen wir selbst zu den neuen Obrigkeiten; lassen wir uns von ihnen den Inhalt des Eides auslegen, und solchen mit dem Inhalte unserer blutig erfochtenen Kapitulation vergleichen."

Die Ausschüsse begaben sich also aufs Rathhaus, wo am 19. August das Gericht des Bezirks versammelt saß. Auch fanden sie dort den Regierungsstatthalter Von Matt, und einige Glieder des Kantonsgerichts und der Verwaltungskammer gegenwärtig. Joseph Fischli ein Landmann von Ibach, sprach im Namen der Ausschüsse, und verlangte die Ablesung der fünf Kapitulationsartikel.

Man erfüllte das Begehren. Doch nur drei dieser Artikel waren eigentlich in der schriftlichen Urkunde ausgedrückt; zwei andere fehlten, weil sie nur auf mündlichen Versicherungen des Oberfeldherrn Schauenburg beruhten.

Ungeachtet dies den Häuptern des Aufstandes nicht unbekannt war, begannen sie doch furchtbares Toben. Die Landleute geriethen in Wuth, wegen der in der Urkunde mangelnden Punkte. Vergeblich verschwendete man Bitte und Warnung. Niemand hörte. „Wir sind verrathen!" schrie der Haufen: „wir müssen uns selbst unser Recht schaffen!"

Ein Mitglied des Kantonsgerichts, Meinrad Suter von

Schwyz, ein sanfter, von Jeglichem geliebter Mann, sprang auf den Tisch, um zum Volke zu reden. Aber weder die ehemalige Achtung der Mitbürger, noch seines Herzens Güte schützten ihn. Er verließ seinen gefahrvollen Platz, und berathschlagte mit dem Regierungsstatthalter über Mittel, den Sturm zu beschwören.

Endlich schlug man den anwesenden Landleuten vor, die gesammten Kapitulationspunkte schriftlich abgefaßt dem Feldherrn Schauenburg und dem helvetischen Direktorium zur Unterschrift und Bestätigung einzusenden.

Dieses Versprechen schien alle Gemüther zu beruhigen. Die Volkshaufen zerflossen. Jeder eilte zur Heimat in die entlegenen Thäler und Gebirge zurück.

Von Matt, der Regierungsstatthalter, welcher nicht ohne Grund neue Volksbewegungen fürchtete, fand es angemessener, den Drohungen der Empörer zu entrinnen, als den Augenblick der Gefahr in der Mitte der übrigen Kantonsgewalten zu erwarten. Er verließ Schwyz (den 20. August) als der sonntägliche Gottesdienst die Hirten beschäftigte.

Der Ruf von seiner Flucht verbreitete sich schnell, und gab den Häuptern des Aufstandes neue Kühnheit. Schon am folgenden Morgen wallten aus allen Gegenden zahlreichere Ausschüsse zum Hauptorte. Zwei beredte, von den Bauern hochgepriesene Landleute, Felix Richmuth und Balthasar Holdener, wurden durch Rathschläge und hochherzige Worte die Helden des Tages. Vierzig bis fünfzig mit Knütteln bewaffnete Männer von Morschach bildeten eine Leibwacht der Anführer.

Hundert Entwürfe wurden gegeben und vernichtet. Die einsichtsvollern und reichern Bürger des Landes, welche in dieser Verwirrung unausweichliches Unheil erblickten, versagten vorsichtig den Verhandlungen ihre Theilnahme. Endlich trafen die Wünsche der

Ausschüsse in Veranstaltung einer Landsgemeinde zusammen. Sie ward am nächsten Tage (21. August) versammelt.

Jede Volksversammlung hat durch die Größe des Schauspiels, so sie gewährt, begeisternden Einfluß auf das Gemüth. In ihr erwacht der schlummernde Ehrgeiz, und erstirbt die Furcht, das Kind der Einsamkeit und Hilflosigkeit. Der Austausch der Meinungen erzeugt neue Gedanken; und aus dem Schutte verworfener Plane keimen glänzendere Vorschläge.

Anfangs war nichts Geringeres im Wurfe, als gänzliche Abschaffung der neuen Staatsverfassung, Verjüngung des Alten, und Krieg gegen Frankreich. Doch Altlandamman Schuler, dessen weisen und gerechten Sinn alle Landleute mit Vertrauen ehrten, erhob sich kraftvoll gegen die unbesonnenen Wünsche. Auf seinen Rath ward beschlossen, durch Abgeordnete des Bezirks die Artikel der Kapitulation dem Vollziehungs-Direktorium, wie dem Feldherrn Schauenburg, zur Unterschrift zu übersenden, und Vergessenheit des Geschehenen zu bewirken. Andere, aus den ersten Geschlechtern, des Landes, redeten wie er, und deuteten auf die grenzenlose Gefahr, welche solcher Aufruhr über ihre Heimat rufe.

Schweigend und folgsam zog die Versammlung auseinander *).

Nun begaben sich vier Abgeordnete, an deren Spitze der edle Greis Schuler stand, gen Aarau. Sie traten vor das Vollziehungsdirektorium, in dessen Versammlungssaal auch der Oberfeldherr Schauenburg war. Nachdem sie die Wünsche und Bitten ihres Volkes vorgetragen, ward ihnen zur Antwort: Es sollen sich, sonder Verzug, die Landleute des Bezirks Schwyz den verfassungsmäßigen Obrigkeiten unterwerfen, und zum Beweise ihrer Reue

*) Aus dem Munde der glaubwürdigsten Augenzeugen ist diese Erzählung vom Aufstande der Schwyzer im August 1798 geflossen, und in ihrer Gegenwart von mir aufgezeichnet worden.

des Vergangenen binnen drei Tagen an den Regierungsstatthalter von Luzern die vornehmsten Anstifter jener Vorfälle ausliefern. Die Namen derselben waren: Altpannerherr Weber, Aloys Frischherz, Altrichter Fäßler, Faßbind, der Pfarrer zu Seewen, Zeberg, Pfarrer zu Lowerz, Karl Richlin von Schwyz, Jenser, Bizener und Leimer, alle drei von Morschach, und Balthasar Holdener selbst, welcher als Mitabgeordneter zwar Erlaubniß empfing, gleich den Andern wieder zurückzukehren nach Schwyz, doch sodann sich dem Statthalter Luzerns, als Gefangener, überliefern sollte.

Hart waren die Bedingungen. Doch Schauenburg ergriff die Feder, und schrieb mit eigener Hand unter des Direktoriums Befehl: „Wenn Schwyz nicht in bestimmter Frist vollkommen obiger Verordnung Folge geleistet hat, wird der Oberfeldherr, von der Kapitulation entbunden, mit dem Heere in die rebellischen Gelände einziehen, die Strafbaren mit Strenge zu züchtigen."

Die Abgeordneten kamen mit dieser Verkündung heim. Furchtsam vor der Drohung des fränkischen Befehlshabers, begaben sich die verlangten Häupter des Aufstandes, auch Balthasar Holdener in die Gefangenschaft gen Luzern; nur Aloys Frischherz entzog sich dem Befehle und flüchtete auf Feldkirch zu den Ausgewanderten, um mit ihnen Entwürfe und Schicksale zu theilen.

Die Priester von Nidwalden, da sie sich der Gefahr allein bloßgestellt sahen, verloren den hohen Muth, welcher sie bisher beseelt hatte. Das Volk begehrte mit Ungestüm Abhaltung einer Landsgemeinde.

Diese ward ausgekündet. Zahlreich wallten die Hirten dahin zusammen. Es war der zwanzigste August.

Zwar hatten die Geistlichen unter sich beschlossen, den gesetzlosen Zustand und ihre Herrschaft zu verlängern, doch keine Gewaltsschritte des Volkes zu gestatten. Ohne Bundesgenossen in

den Nachbarkantonen, und im Lande ohne einen Mann, der Entschlossenheit und Volksgunst gepaart hätte, sahen sie sich gezwungen, überall selbst an die Spitze zu treten, und ihre Personen zum ersten Opfer der Rache einer beleidigten Regierung zu machen. Dies zu vermeiden, und günstigere Zeiten zu erlauern, beschlossen sie den langsamen aber sichern Weg gütlicher Unterhandlung.

Die alte, demokratische Verfassung wurde daher nicht sogleich wieder erneuert; sondern, um wenigstens den Schein zu bewahren, nicht zuerst die Kapitulation mit Schauenburg gebrochen zu haben, durchs Volk ein einstweiliger Distriktsstatthalter, in der Person des Altlandvogts Zelger, an die Stelle des Verhafteten ernannt.

Zelger hatte die Achtung der Landleute, und wegen seiner Frömmigkeit und Vorliebe für die alte Staatsverfassung der Priester Vertrauen. Allein kränklich und schüchtern, wie er, entsprach er nicht dem Bilde eines Volksführers, wie es den Geistlichen vorschwebte.

Inzwischen ließen diese es bei der Wahl und dem Beschluß bewenden, wie Schwyz, vier Abgeordnete nach Aarau zu senden, um der Regierung die Klagen des Landes vorzutragen. Pfarrer Käsli und Helfer Lüssi begnügten sich, dem Volke noch einmal die Gefährlichkeit des Bürger-Eides für das Seelenheil zu schildern, und den „Zorn der Unterwaldner gerecht zu heißen gegen des Unterstatthalters Kayser freches Betragen," in geistlichen Angelegenheiten schalten zu wollen.

Die Abgeordneten eilten gen Aarau. Aber schon in Luzern fanden sie unerwartete Hindernisse zur Fortsetzung ihrer Reise. Fränkische Truppen zogen gegen die unruhigen Waldstätte. Man weigerte den Gesandten der Unterwaldner den Paß, bevor die im Hauptflecken Stans gefangen liegenden Beamten nicht in Freiheit gestellt sein würden.

Dieser Forderung glaubte das ausgelassene Volk nicht entsprechen

zu dürfen. — Männer, welche es als Feinde seiner Freiheit und kirchlichen Rechtsame anzusehen gelernt hatte, Männer, beladen vom Fluch der Geistlichkeit, und gereizt durch die Schande des Kerkers, schienen durch Zurückerstattung der entrissenen obrigkeitlichen Macht furchtbarer zu werden, als sie vorher gewesen waren

Doch Lüssi, Käsli und ihre geistlichen Gehilfen, entschlossen, durch jedes Opfer allzufrühem, gewaltsamem Bruch vorzubeugen, eilten die ersten unter das Volk, für Freilassung der Gefangenen zu reden. Ihre Klugheit hüllte sich in den Glanz der Großmuth Sie baten für ihre Feinde. Die Landleute wurden versammelt. Statthalter und Gerichte wurden wieder anerkannt in voriger Würde, mit dem Zusatz: „daß man den freigelassenen Gefangenen in Zukunft weder bei Wein noch Wasser Vorwürfe über das Vergangene machen solle."

Jetzt begaben sich die Abgeordneten gen Aarau. Doch schon am andern Tage, nachdem sie die Ufer von Nidwalden verlassen hatten, empfing das Distriktsgericht von Stans Befehl, sich ohne anders des geistlichen Triumvirats zu versichern.

Ludwig Kayser, der Statthalter, kaum dem Kerker und dem Tode entgangen, wagte noch einmal den gefahrvollen Versuch, mit Hilfe der wenigen ihm treu gebliebenen Bürger, das Land zu retten. Bewaffnete sollten sich schnell des Zeughauses, des Pulverthurms, der Grenzen gegen Luzern bemeistern, die drei Priester ausheben und nach der letztgenannten Stadt führen. So wären der bethörten Menge die Waffen und ersten Aufwiegler und Führer zugleich entwunden worden.

Allein der Anschlag ward den Priestern verrathen. Man rieth ihnen zur eiligen Flucht. „So sei es denn!" erwiederten sie mit den Worten des heiligen Gregor von Nazianz: „Ist wegen meiner dieser Sturm entstanden: so will ich mich freiwillig ins

Meer stürzen, wenn damit der Sturm gestillt und das Volk gerettet werden kann!"

Wirklich machten sich ihrer zwei mit Behendigkeit auf den Weg. Aber schnell war das Gerücht von ihrer Flucht und den Anstalten des Statthalters durchs Thal geflogen. Die Bauern strömten bewaffnet zusammen gegen den Flecken Stans, wo schon mit treuen Wachten Pulverthurm und Arsenal besetzt waren. Die Landleute zerstreuten diese Wachten, führten die flüchtigen Priester zurück, und sprachen ihnen Muth ein.

Unterdessen hatten die Nidwaldner Abgeordneten die Hauptstadt der Republick erreicht. Sie wandten sich an das Vollziehungsdirektorium. Ihr Wortführer war Franz Anton Würsch, Mitglied des gesetzgebenden Raths, welcher, uneingedenk seiner Pflichten gegen die neue Republick, deren Mitvorsteher er geworden, zum Schutz der empörten Bewohner seiner Heimat redete.

Mit Unwillen hörte das Vollziehungsdirektorium, welches von diesen Boten Nidwaldens Versicherungen gänzlicher Unterwerfung erwartet hatte, die Forderungen derselben. Es beantwortete solche mit einem Beschluß, dem gemäß der aufrührerische Bezirk sich den verfassungsmäßigen Obrigkeiten bis zum 30. August unterworfen, und die vornehmsten Anstifter und Helfershelfer der Empörung, den Pfarrer Käsli von Beggenried, den Kaplan Kayser, den Helfer Lüssi, den Joseph Odermatt (Scheuber) genannt Schneideri Sep, den Meinrad Amstad, den Melchior Käsli, genannt Mühli-Melch, den Anton Joller u. s. w. an den Regierungsstatthalter Luzerns ausgeliefert haben sollte.

Früher schon hatte das Direktorium Maßregeln anderer Art ergriffen, um das Feuer des Aufruhrs einzugrenzen, daß es nicht die Nachbarschaften entzünde. Aller Verkehr von Menschen, Vieh und Waaren war mit jenen Bezirken aufgehoben. Reisende von dort her wurden der schärfsten Prüfung unterworfen, bei jedem

Verdacht festgehalten, und ihre Verhaftnehmungen sogleich durch Eilboten der Regierung angezeigt.

Ehe noch Nidwalden die Verrichtungen seiner Gesandten in Aarau erfahren hatte, war schon dort die alte Unordnung zurückgekehrt. Die Priester, da sie sahen, das Ungewitter ziele endlich gegen sie selbst, hielten den Landmann nicht länger zurück. Sie zogen umher, streuten Schmeicheleien und stolze Hoffnungen aus, lehnten sich auf den Schutz des Kaisers, und erzählten, wie sie geheime Boten an ihn gesandt, und diese mit dem Bericht zurückgekommen: „Daß Unterwalden der letzte aller Kantone wäre, welche den Wiener Hof um Hilfe angerufen hätte." Sie sammelten Anhänger um sich her, hielten Versammlungen in ihren Häusern, und auf den Rieden, um über Kriegsrüstungen zu berathschlagen; schickten beredsame Männer gen Uri und Schwyz, das Volk zur Theilnahme zu reizen, und gen Obwalden, daß es Widerstand leiste, falls die fränkische Macht über den Brünig gen Nidwalden vordringen wolle.

8.

Als in Nidwalden die Boten von Aarau zurückgekommen waren, ward das Volk zur Landesgemeinde berufen.

Es stand das Volk im Kreise zu Wyl an der Aa. Nach alter Sitte aber fehlte mit dem Landesschwert der Landammann, um die Versammlung zu führen. Entschlossen bestieg Pfarrer Käsli von Beggenried die erhabene Erdplatte. Die Beschlüsse der Regierung, welche Unterwerfung und Auslieferung der Rädelsführer befahlen, wurden auf sein Geheiß verlesen.

Unwille, allgemeiner und wilder, als die Priester ihn angefacht zu haben meinten, donnerte in der Versammlung. — „Nein!

nein!" schrien tausend Stimmen, und alle Augen funkelten Muth, „sie fordern unser Blut! sie fordern die Häupter unserer Seelsorger! Ziehet die Sturmglocken! es gilt unsere Religion! Der Nothfall ist da, wo wir zu kämpfen geschworen haben! Sie brechen die Kapitulation! Hoffen wir nun auf Gott und auf die alles vermögende Fürbitte Mariä!"

Pfarrer Käsli erhob sich. In langer Rede zürnte er gegen das Gift der Konstitution und gegen „die Früchte des unseligen Freiheitsbaums". „Und soll mein Blut fließen," schrie er, „o so schlage man mir lieber hier vor der Landsgemeinde den Kopf ab, als daß man mich an die Zerstörer der Throne und göttlichen Altäre ausliefere."

Auch Helfer Lüssi eiferte feuriger, denn jemals, gegen die Staatsverfassung, die der Geistlichkeit heilige Rechte unter ihre Füße rolle, und weltlichen Händen preisgebe. „Als wir geweiht wurden," sprach er, „da haben wir geschworen, unsern geistlichen Obern getreu zu sein. Und wir sind es! — Angegriffen ist jetzt die römisch-katholische Religion, und wir leben wieder in den schauerlichen Tagen der ersten Christenverfolgung! Gebrochen ist uns das Wort der Kapitulation — wir dürfen sie nicht länger halten! Beweiset nur Muth, o ihr frommen tapfern Unterwaldner, nur Muth! und es wird kein Franzose wagen, über eure Grenzen einen Fuß zu rücken!"

Es ward ein Kriegsrath angeordnet, und beschlossen, für Religion und Vaterland den letzten Tropfen Bluts zu wagen.*)

---

*) Doch nicht bei allen mochten diese ehrwürdigen Triebfedern spielen, sondern beim verarmten Pöbel oft Lüsternheit nach dem Eigenthum der Begüterten. — An einer Landsgemeinde im Distrikt Stans, da es eben um Krieg und Friede zu thun war, rief ein rüstiger Vaterländer: „Er wolle Krieg, so könne auch einmal ein ehrlicher Mann

Jauchzend verließen die Bauern den Landsgemeindeplatz. Ihr Geschrei hallte von den Felsen wieder. In stolzer Schwärmerei dünkten sie sich unüberwindlich. Kriegsgetümmel scholl in allen Dörfern. Feuerröhre, Säbel, Pulver und Blei wurden herbeigeschafft. Junge Weiber bewaffneten sich, um an der Seite ihrer Gatten in den Tod zu gehen, oder halfen Patronen machen, Verhaue und Schanzen anlegen auf offenen Grenzen. Man errichtete Batterien, führte Kanonen auf, senkte Pfähle unter das Wasser des Sees, um Landungen zu erschweren, und unterließ nichts, was zur Schaffung des gewaltigsten Widerstandes nöthig war.

Alle diejenigen, welche bisher, der angenommenen Verfassung getreu, ihr das Wort geredet, oder nicht in die wilde Schwärmerei des übelgeleiteten Haufens gestimmt hatten, ergriffen die Flucht, und retteten sich durch unwegsame Gebirge mit Weibern und Kindern gen Obwalden, oder in die Sicherheit der Stadt Luzern.

Mit Entsetzen sah die Schweiz auf jene ehemals glücklich gepriesenen Gegenden hin, welche nun zur blutigen Bühne aller Leidenschaften von Priesterhänden geweiht ward.

9.

Der Präsident im Kriegsrath des empörten Unterwalden war ein ehemaliger Rathsherr, genannt Remigi von Büren, ein verarmter und schwacher Mann. Doch er lieh nur den Namen: der Helfer von Stans, Lüssi, war Haupt und Seele des Kriegs-

---

zu irgend einem wohlfeilen Gut oder Wiesen kommen!" Siehe Businger's, Pfarrers von Stans, „Wort der Beherzigung an seine verunglückten Mitbürger von Waldstätten." Basel, 1799. 8. S. 47.

raths. Er wohnte, mit einer Pistole bewaffnet, die er neben sich auf den Schreibtisch legte, den Sitzungen desselben bei; seine Stimme ward vor allen andern zuerst gefordert, und so groß war seine Gewalt, daß Niemand ihm zu widersprechen wagte; daß er selbst Verhöre anstellte und Verhaftsbefehle ertheilte. Er ermahnte die furchtsamern Räthe, nicht „wie Rohr im Winde zu wanken, sondern auf Gottes und Mariens Beistand zu zählen".

Sein Muth, seine Beredsamkeit begeisterte zuletzt auch die Feigen. Jeder ergab sich in das unausweichliche Schicksal.

Inzwischen war die Frist verflossen, welche den Aufrührern zur Rückkehr bewilligt worden war. Schauenburgs Heere näherten sich in einem großen Ringe den Gebirgen Unterwaldens. Die helvetische Regierung, zitternd vor den nahen Gräueln, forderte noch einmal das unglückliche Volk zum Gehorsam auf, und verschob den Zeitraum der Strafe bis zum sechsten Herbstmonds. Sie hoffte, es werde der Zeit gelingen, Besonnenheit unter die berauschten Schaaren zurückzuführen; sie hoffte, der Anblick des fränkischen Heeres werde die Hirten erschüttern, welche, ungewohnt des Kriegs, kein anderes Geschäft, als die Pflege ihrer Heerden kannten. Vergebens! Von Religionswuth waren Greis und Kind trunken; tausend Gefahren gaben tausend neuen Kräften Leben, und das menschenfreundliche Zögern der Regierung galt dem Trotz der Hirten für Feigheit. Sie wollten Krieg. In ihm fanden sie Ruhm oder Märtyrertod — gleich wünschenswerthe Güter für begeisterte Schwärmer. Unerschrocken harrten sie im Lager bei Ennetmoos, an den Grenzen gegen Obwalden, und am Seeufer bei Stansstaad, und auf den Höhen der Landspitze bei Buochs am See, dem Tage des entscheidenden Kampfes entgegen.

Der Kriegsrath setzte inzwischen seine Bemühungen fort, die Nachbarschaften zu Aufruhr und Hilfe anzumahnen. Er schickte thätige und gewandte Männer an die Landleute von Obwalden,

Schwyz, Uri, Entlebuch und in andere Gegenden. Doch von keiner Seite ward seinem Anfinnen entsprochen.

Lüssi, unermüdet, erhielt das Volk im Rausch. Er verließ nur die Versammlungen des Kriegsraths, um sich in das Lager seiner Getreuen zu begeben. Seine Reden entflammten die Einbildungskraft. „Männer von Unterwalden!" rief er oft, „verzaget nicht. Ihr streitet für Gott, und Gott wird euch nicht verlassen! In wenigen Tagen wird seine Hilfe erscheinen. Fürchtet euch nicht! er, der ehemals Wunder that, um seine Kinder zu retten, wird sie auch uns thun. Gebet Acht, kein Franke wird über unsern Boden schreiten! Ihre Kugeln werden eurer keinen verwunden, der im Vertrauen auf Gott und Mariens Beistand kämpft."

Begierig hörten die Hirten die Verheißungen ihres Priesters. Einige Landleute erzählten, die Mutter Gottes gesehen zu haben, wie sie Abends von Nickenbach am Gebirg in einem Stern gegen die Grenzen auf Ennetmoos geflogen. — Das Gerücht von dieser Erscheinung lief schnell durchs Land, und befestigte der Wankenden Muth.*)

Von Schwyz und Obwalden wurden freilich die rührendsten Ermahnungsschreiben an den Kriegsrath eingesandt, daß er sich ergeben und das drohende Unglück des Volks abwenden solle. „Nicht

*) Der Wunderglaube war in den kleinen Kantonen so groß, wie er vielleicht nie in den finstern Zeiten der mittlern Jahrhunderte gewesen. Ich belege dies mit einer Stelle aus Busingers, Pfarrer von Stans, Wort der Beherzigung an seine verunglückten Mitbürger von Waldstätten. Basel, 1799. 8., wo er Seite 23 sagt: „Alle alberne Mährchen der Vorzeit wurden da wieder aufgewärmt. — Es wurden zu Einsiedeln und in andern Klöstern ganze volle Magazine von Bildern, Amuletten, Täfelchen und andern dergleichen frommen Erfindungen verbraucht und unter das leichtgläubige Volk ausgetheilt. Jeder dieser Art Waaren ward eine besondere

doch!" rief Lüssi bei Verlesung des Briefes von Obwalden: „dies ist das letzte Schreckensbild von dorther. Die haben mehr Furcht, als wir. Mit uns streitet der Allmächtige. Die Franken dürfen, können nicht einrücken." Eben so befahl er den von Schwyz angemeldeten Boten zu sagen: wenn sie vom Volk gesandt seien, werde der Kriegsrath sie anhören; wenn sie Namens der Verwaltungskammer oder der Regierung da seien, sollten sie den Rückweg nehmen, woher sie gekommen.

Während die gläubige Menge der bewaffneten Hirten auf Wunder harrte, sich in Waffen übte und Rosenkränze betete, schien dennoch, je näher der große Tag der Entscheidung heranzog, dem geistlichen Triumvirat bang zu werden. Lüssi brachte sein Vermögen, so in Baarschaft und Gültbriefen bestand, wohlbedächtig in Sicherheit; Kaplan Kayser entwich sogar heimlich bei Nacht aus dem Lande.

Doch neuer Muth erwachte in Allen mit der Erscheinung eines andern Geistlichen, der freiwillig aus seiner Sicherheit hierher in die Gegend der Gefahr eilte, um mit den begeisterten Unterwaldnern ihr Loos zu theilen. Es war der Kapuziner Paul Styger.

Dieser unter allen Schweizern, welche die Wiederherstellung der Eidgenossenschaft versuchten, der thätigsten und berühmtesten

---

Wirkung wider Kugeln, Schüsse und Verwundungen beigelegt, und das wonnetrunkene Volk steckte selbige, als seine Kokarden, auf Kleider und Hüte. Von Wahrsagungen und Prophezeiungen ertönte jedes Dorf und jede Gemeinde. Bald ward kein Fleck mehr, der nicht seinen Propheten hatte, und keine Gemeinde, die nicht an ihre eigenen Wunder glaubte. Ich habe es aus dem Munde aller Wahrheit würdiger Zeugen, daß am unglücklichen 9. September 1798 mancher von einer feindlichen Kugel annoch röchelnd in die Worte brach: Mein Gott! dieser und jener Geistliche haben uns doch versichert, daß keine feindliche Kugel angehen werde!"

einer, hatte sich schon während des Krieges der Berg- und Waldkantone gegen Frankreich einen Ruf gegründet. Verschlagen und ehrbegierig, vertraut mit der Bauern Gemüthsart, und unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, wußte durch Beispiel und Rede keiner, wie er, den Landmann zu lenken. Nachdem die neue Verfassung in Helvetien eingeführt worden war, hatte er sich mit andern geflüchteten Mönchen auf St. Gerold im Tyrol begeben. Von hier aus unterhielt er lebhaften Briefwechsel mit den zurückgebliebenen Männern seines Sinns.

Als nun die Unruhen im Gebirge gegen den Bürgereid erhoben wurden, kehrte er in Bauerkleidern heimlich in das Land Schwyz zurück. Auch durchstreifte er Unterwalden, wies den Leuten Briefe, worin der Kaiser Beistand, Volk und Waffen, Geld und Lebensmittel versprach; breitete Prophezeiungen aus, welche von dem heiligen Nikolaus von der Flüe stammen sollten; vertheilte wunderthätige Amulete, welche gegen Schuß und Hieb den Körper unverwundbar machen könnten; verhieß denen, welche für alten katholischen Glauben und für alte Freiheit wider Vermuthen fallen dürften, die Krone ewiger Herrlichkeit, und setzte durch wundersame Mährchen, vorgespiegelte Hoffnungen und witzige Einfälle alle Leidenschaften in Bewegung.

Der Kapuziner verkündete bei seiner Ankunft in Nidwalden den Zuzug von zweitausend Mann Hilfsvölkern aus Schwyz und Glarus; er zeigte zur Bekräftigung seines Worts Briefe. Auf einem prächtigen Hengst, in Jägertracht, mit wehender Feder auf dem Hut, und an der Seite den Säbel, besuchte er der Unterwaldner Lager auf dem Drachenried bei Ennetmoos und bei Stansstaad. Staunend sah ihn das Volk und vernahm es seine Worte. Er ermahnte zur Eintracht, zum Muth und zur Beharrlichkeit. „Fürchtet euch nicht vor den französischen Kugeln!“ rief er oft: „sie treffen und verwunden euch nicht; wir werden siegen,

auch wenn wir angegriffen werden sollten vor Ankunft der kaiserlichen Armee. Wehren wir uns standhaft, und seid versichert, daß wir die Franzosen aus der ganzen Schweiz vertreiben, und bis zum Neujahr unsere Erdäpfel mit einander zu Paris schälen werden! Nur weg mit der helvetischen Konstitution, sie ist eine ketzerische Lehre; keine Kapitulation mit dem Direktorium, es ist eine Zusammenkunft höllischer Geister!"

Schauenburg hatte inzwischen seine Brigaden durch Obwalden gegen den Kernwald rücken lassen. Landungsschiffe, in Luzern gesammelt, zogen bei Winkel am jenseitigen Seeufer zusammen, auf dessen Höhen Batterien angelegt waren, so wie bei Hergiswyl, um über den See die Dorfschaften Stansstaad und Kersiten erreichen, und die Landung decken zu können.

Als sich am dritten Herbstmond in der Morgenfrühe drei Schiffe der Franken dem Unterwaldner Ufer näherten, um die Anstalten der Insurgenten zu beobachten, wurden sie durch das Feuer einer Batterie bei Kersiten zurückgewiesen. Das Gleiche geschah an den beiden folgenden Tagen, anfangs mit fünf, hernach mit neun Schiffen.

Jetzt war die letzte Frist verstrichen. Schauenburg rüstete sich zum großen Angriff. Er hatte 12,000 bis 16,000 Mann geübter Streiter unter seinen Befehlen.

Die Nidwaldner stellten diesem Heere die schwache Zahl von kaum 2000 Hirten entgegen, welche auf zehn verschiedenen Punkten an den Grenzen vertheilt waren. Ihre Artillerie bestand aus acht Kanonen, von welchen sechs zur Beschirmung der Seeufer, und zwei andere gegen die Obwaldner Grenzen gebraucht wurden.*)

---

*) S. Der schröckliche Tag ꝛc. S. 67. Schauenburg in seinem Schreiben an den General Jordy erwähnt aber zwölf eroberter Kanonen.

Am siebenten und achten Herbstmonds spien die fränkischen Batterien vom gegenüberliegenden Ufer bei Winkel und Hergiswyl einen Hagel feuriger Kugeln gegen Kersiten und Stanstaad, ohne beträchtlichen Schaden; eben so wenig gelang es den Landungsschiffen der Franken, weit vorzurücken. Auch begannen lebhafte Postengefechte bei Alpnach, am südwestlichen Busen des Sees der Vierwaldstätte, und beim Kernwald gegen Obwalden, jenseits der Kapelle St. Jakob.

Die angreifenden Franzosen erlitten schon in diesen Tagen beträchtlichen Verlust. Die Unterwaldner, fast sämmtlich erprobte Scharfschützen, hinter aufgeworfenen Erdwällen, Verhauen, in Gebüsch und zwischen Felsen versteckt, zählten nicht mehr, als einen Todten und einen Verwundeten.

Dies Glück machte die Hirten kühner. Die Weissagungen ihrer Priester schienen in Erfüllung überzugehen. Der Franken furchtbares Kartätschenfeuer reizte nur zum Spott. Entschlossen sah man neuen Angriffen entgegen.

Auch weit umher in den Nachbarländern verbreitete sich das Gerücht vom Verlust der Franken und dem muthvollen Widerstande Nidwaldens. Die Mißvergnügten in allen Grenzkantonen erwachten. Sie rüsteten insgeheim Aufstand, und Unterstützung der bedrängten Hirten. Noch ein unglücklicher Versuch Schauenburgs, und die Rebellion rings umher hätte sein ganzes Heer verschlungen. Viele Tausend Zuschauer hatten sich auf die benachbarten Gebirgshöhen begeben, um den Ausgang der Gefechte zu beobachten. Boten flogen hin und her, von Gemeinden zu Gemeinden.

Am ungestümsten schlug das Herz der Schwyzer. Sie sehnten sich, Hilfe zu leisten. Um das Ueberlaufen des Volks dahin zu verhindern, hatte die Verwaltungskammer des Kantons Waldstätten eine Wache von zwanzig Mann an die Schifflände von Brunnen ausgestellt, auch bei Verlust des Vaterlandes verboten, den Re-

bellen Beistand zu geben. Allein beinahe zweihundert Landleute überwältigten am 8. Herbstmonds die Wacht, bemächtigten sich der Quartierfahne von Brunnen und erzwangen die Ueberfahrt nach den Ufern von Unterwalden.

Helfer Lüssi, als er die Ankunft der Schwyzer vernahm, eilte ihnen, begleitet von seinen Vertrauten, entgegen. Er sprach ihnen freundlich zu, und rief: „Nur gutes Muthes, ihr wackern Männer, wir werden obsiegen! Laßt's euch wohl sein; an Essen und Trinken soll's nicht fehlen!" — Dann wandte er sich an den Bauherr Imlin, Führer der Schwyzer-Freiwilligen, und sagte: „Den Franken soll ihr Angriff übel bekommen. Mit uns ist Gott und der Sieg! Einigkeit herrscht unter uns. Die übeldenkenden Schurken sind geflüchtet; wären sie doch schon längst gegangen!"

Auch aus Uri stießen dreißig Männer von Seelisberg mit ihren Schützenfahnen zu den Nidwaldnern.

Schauenburg hatte bisher nur die Stärke und Stellung der Aufrührer erforschen wollen. Den eigentlichen allgemeinen Angriff bestimmte er auf den neunten Tag des Herbstmonds.

Schon mit Anbruch des Morgens schnarchte der Wiederhall der Kanonen durch die Gebirge entlang. Die Franken rückten gleichzeitig von allen Seiten hervor.

Am lebhaftesten erglühte gleich anfangs jenseits St. Jakob an den Obwaldner Grenzen der Kampf, wo ohngefähr sechshundert Nidwaldner in freier Ebene hinter Erdwällen standen. Von einem Kartätschenhagel bestürmt, verließen sie bald die gefahrvolle Stellung, erklimmten die buschigten Berghalden, welche das Drachenried umschließen, und zogen unter beständigem Kampfe auf eine Anhöhe, eine halbe Stunde vom Hauptflecken Stans entlegen, welche mit zwei Kanonen besetzt war.

Das Feuer der Scharfschützen verbreitete den Tod unter die in der Ebene vorrückenden Franken. Demungeachtet versuchten es die

Letztern in zwei getrennten Schaaren, die Berghöhe zu erstürmen. Man schlug sich unter dem ununterbrochenen Donner des Geschützes mit dem Bajonett. Felsenstücke rollten von den Bergwänden zerschmetternd nieder. Die Franzosen wichen; stürmten zum andern Mal und wieder vergebens. Sie verdoppelten das Kanonenfeuer gegen die Nidwaldner Batterie auf der Höhe, und versuchten mit einer starken Schaar den linken Flügel der Aufrührer zu werfen. Hier aber standen kampflustig auf dem Gebirg Schwyzer und Urner. Sie stritten mit dem stolzen Grimm sieggewohnter Helden. Auch hier mußten die Franken nach blutigem Verluste den Versuch aufgeben, wie am rechten Flügel der Nidwaldner, der sich an den Rotzberg lehnte, berühmt in den Geschichten der Vorzeit. Die Franken, um den Rotzberg zu umgehen, zogen sich an dem schönen Wasserfall hin, welchen die Wanderer bewundern. Doch als sie zwischen Felsen einen engen Pfad betraten, begrüßte sie mörderisches Feuer der Scharfschützen, die im Walde versteckt harrten. Sie wankten und flohen mit Hinterlassung ihrer Todten.

Manche Stunde schon, und nicht glücklicher, hatten auch auf der Seeseite die Franken gefochten. In drei Abtheilungen schwammen gegen dreißig bemannte Fahrzeuge unter dem Donner des Geschützes gegen das Ufer Nidwaldens. Aber die Vertheidiger ihrer Heimat achteten nicht des Kugelregens. Sie stritten als Verzweifelte; für sie war im Leben oder im Tode nur Gewinn, die himmlische Krone christlichen Märtyrerthums, oder des Sieges Lorbeerkranz.

Lüssi, während seine Schaaren kämpften, betete für sie, wie einst Moses, im Tempel. Er las die Messe, und theilte das Nachtmahl aus an die Krieger, welche der Andacht pflogen. Als diese fragten, ob sie unsern Herrgott empfangen dürfen, wenn sie schon nicht mehr nüchtern seien? erwiederte er: „Kommet nur, und kommunizirt, es macht nichts!“

Mit Todesangst erwartete er den Ausgang des Kampfes. Als die ersten Botschaften einliefen vom Vorrücken der Franken, stürzte er bleich, mit entstellter Miene in sein Haus, rang die Hände und rief: „Es geht doch erschrecklich! Die Urtheile Gottes sind unerforschlich! Man muß brav beten!“ Da er aber vernahm, daß der Feind schon gegen den Hauptflecken Stans vordringe, ergriff er muthlos die Flucht.

Unterwegs begegneten ihm Weiber, theils unbewaffnet, theils mit Knitteln versehen, die von Buochs und andern Orten herbeieilten, Theil zu nehmen am Kampfe. „Eilt,“ rief er ihnen zu, „die Franzosen sind geschlagen. Einige von euch müssen gegen Ennetmoos, andere gegen Rotzloch!“ Als ihn einige Umstehende ermahnten, „um Gottes und Mariens willen das Weibervolk nicht in die Gefahr, sondern in ihre Häuser zurückzuschicken,“ erneuerte er seinen Befehl, und die unglücklichen Weiber gingen in den Tod, inzwischen er noch mehr Hilfe zu holen vorgab, und sein Leben rettete *).

Mit ihm flüchtete auch frühzeitig der Pfarrer Käsli. Selbst der Kapuziner Paul Styger suchte in schneller Flucht sein Heil. Als schon der Sieg für die Franken entschieden war, ermahnte dieser noch im Dorfe Buochs, seine Flucht zu decken, das Volk zu standhafter Gegenwehr. Er warf einen großen Säckel voll Geldes stolz auf den Tisch hin, und rief: „Dies kömmt vom Engländer! Alle Kosten müssen bezahlt werden!“ Dann stellte er das Volk in Ordnung. Das Gewehrfeuer begann. Bald loderten hoch

*) Lüssi flüchtete ins Tyrol, wo er eine Vikarstelle besaß, bis ihn die Amnestie-Erklärung nach dem 28. Oktober 1801 in seine Heimat zurückführte. Bei der Insurrektion im Spätjahr 1802 ließ er sich zum Pfarrer wählen. Der Bischof von Konstanz aber erklärte wiederholt, daß er solcher Wahl die Einwilligung weigern werde.

die Flammen brennender Häuser im Dorfe. Paul Styger aber war verschwunden.

Wirklich hatten um die Mittagsstunde Schauenburgs Brigaden den Sieg nach unzähligen Opfern erfochten. Einige Bataillone waren von Obwalden über die hohen Alpen, Großächerli geheißen, gegen Stans herabgestiegen. Siebenzig Scharfschützen auf der Gebirgshöhe, ihnen Widerstand zu leisten, zogen übermannt, doch langsam und fechtend, gegen Thalwyl, und von da tiefer hinab in die Erlen.

Fast zu gleicher Zeit, nach vielem Blutvergießen, hatten die Franken bei Kersiten gelandet, den waldigten Bürgenberg am See erstiegen, von wo aus sie die Ebene von Stansstaad beherrschten und den bestürzten Kämpfern die Flucht abzuschneiden drohten.

Jetzt erst sahen die unglückseligen Schlachtopfer des Priesterstolzes ihrer Heimat Verwüstung, ihr unermeßliches Elend und den Trug heilloser Prophezeiungen. Sie wandten sich und flohen.

Wohin ihr Blick fiel, brannten ihre Häuser, ihre Ställe; schwebten Rauch und Flammen um ganze Dorfschaften, und die ehernen Schlünde brüllten ihnen ewig nach. Zerstreut in Gebüschen und Matten kämpften verzweiflungsvoll die Fliehenden. Weiber und Kinder setzten dem eindringenden Sieger ohnmächtige Arme entgegen. Man schlug sich mit Knütteln, Aexten und Sensen. Man forderte, man gab keine Gnade. Die wüthenden Soldaten kannten keine Grenzen ihrer Rache. Sie raubten, sengten und brennten, mordeten und wurden gemordet. Priester an den Altären, Säuglinge in den Wiegen, Weiber, Männer, Kinder und Greise wurden erbarmungslos niedergemacht; Töchter und Mütter wurden auf offener Straße geschändet; selbst der todten Weiber schonte des Soldaten viehische Lust nicht. Mit Lebensgefahr und schwachen Erfolges stämmten sich viele Hauptleute, von Menschlichkeit bewegt, den entsetzlichen Ausschweifungen ihrer Krieger entgegen. Unter

ihnen nennt die Geschichte mit Rührung die Namen eines Müller und Mainoni, Anführer der 14. und 44. Halbbrigade. — Ein unverwelklicher Bürgerkranz von den Händen der bessern Menschheit dem Gedächtniß dieser Edeln! — Aber die Kannibalenwuth konnte nur in Erschöpfung eigener Kraft ersterben. Wohin man sah, wälzten sich Feuer und Dampfwolken über zusammenstürzende Wohnungen, Kapellen und Kirchen; kämpften Männer; bluteten Sterbende. Wohin man hörte, scholl der Donner des Geschützes, das Krachen eintrümmernder Balken und Mauern, das Gewinsel der Verwundeten, das Gebrüll der Verzweiflung. „Wir haben viel Volks verloren," schrieb der Oberfeldherr Schauenburg an Jordy gleichen Tages, „dies war bei der unglaublichen Hartnäckigkeit dieser bis zur Raserei tollkühnen Menschen unvermeidlich. — Es war der heißeste Tag, welchen ich jemals gesehen habe."

Um sechs Uhr Abends war Nidwalden von den Franken erobert und das Gefecht geendet. Aber nicht gesättigt war der Grimm der Soldaten. Noch setzten sie einige Tage lang Raub und Brand fort, und schossen die in die Wälder Geflüchteten nieder. Schauenburg hielt endlich selbst seinen Einzug und setzte namenlosen Gräueln ein Ziel. Unterwalden nid dem Kernwald war ein großes ungeheures Grab; die Ruinen der Dörfer und Hütten dampften ein schreckliches Todtenopfer.

Nach den auf Befehl der Regierung veranstalteten Untersuchungen ergab sich, daß an diesem Tage von den Nidwaldnern 386 Personen das Leben verloren hatten, worunter allein 127 Weiber und Kinder gezählt wurden. Es waren 316 Häuser, 229 Scheunen und 83 Nebengebäude ein Raub der Flammen. Der Verlust an Raub und Brand ward auf 1,498,606 Gulden geschätzt.

Im Gefecht selbst waren kaum 100 Unterwaldner gefallen; der größere Theil der Todten waren abgelebte Greise, Kranke, und solche, die nicht fliehen konnten.

Ungeheuer, und außer allem Verhältniß, war hingegen der Franken Verlust. Nur an Verwundeten zählte Schauenburg schon denselben Tag, laut seinem eigenen Briefe, 350 Mann. Der Todten waren, nach den Aussagen der obern Befehlshaber, einige Tausend. Bestimmt hat man deren Zahl nie erfahren mögen.*)

Dies war der Ausgang eines Aufruhrs, welcher, der Priester Werk, blutiger Zeuge ihrer Gewalt und der Unwissenheit und Kraft eines der kleinsten schweizerischen Hirtenvölker ward.

Wäre dieser Gewaltschritt zehn Monden später gethan, und zeitverwandt gewesen mit den Aufständen in Schwyz und Uri, als Massena vom Erzherzog Karl bis in das Innerste der Schweiz zurückgedrängt wurde: wahrlich, Helvetien wäre für Frankreich verloren gegangen, und der ganze Strom späterer Ereignisse hätte eine andere Wendung empfangen. — So ward umsonst das Blut der Unglücklichen vergossen, und der gräßlichste Tag in der neuern Geschichte der Schweiz ging ohne große Folgen auf die Schicksale des Vaterlandes zu den tausenden vor ihm, deren sich Keiner erinnert.

10.

Schwyz und Uri, als sie Nidwaldens Loos sahen, unterwarfen sich schaudernd, und übergaben den einrückenden Franken ihre Waffen. Doch selbst Schauenburg, dem Sieger, erpreßte der Anblick von Stans, dies schreckliche Ueberbleibsel eines verwüsteten Paradieses, Klage. Er ließ die Einwohner aus den Wäldern rufen, täglich

---

*) In der Flugschrift: „Der schröckliche Tag," wird die Stärke der fränkischen Armee auf 12,000 Mann, und ihr Verlust allein an Todten 8464 angegeben; die Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe entblößt sich selbst.

1200 Rationen Brod und Fleisch unter sie vertheilen, ihr Korn, ihr Salz und andere verschonte Vorräthe bewachen gegen der Soldaten Raubluft, und die zerstreut umherschwärmenden Heerden sammeln und den Eigenthümern zurückgeben.

In Helvetien aber war nur eine Stimme, ein Wille, als das Elend Nidwaldens laut ward. Alle Parteien vergaßen weinend ihres Zwistes, und eilten den für ihren Irrthum herbe bestraften Brüdern Unterstützung zu geben an Geld und Lebensmitteln und Kleidern.

Einige Bürger von Bern sammelten Almosen für Nidwalden*); andere edelmüthige Familien von Zürich und Basel folgten dem schön gegebenen Beispiele.

Auch das Direktorium der Republik, indem es die gesetzgebenden Räthe aufforderte, Gerichte zu bestimmen, vor welchen die Häupter des unseligen Aufruhrs gestraft werden könnten, und zu beschließen, daß die Güter der Rebellen verwendet würden, die Familien der in Vertheidigung der Konstitution umgekommenen, oder sonst dafür leidenden Patrioten zu entschädigen, und daß die Waisen dieser Patrioten auf Kosten der Republik erzogen werden sollten, trug es zugleich darauf an, daß in ganz Helvetien eine Steuer zu Gunsten der Brandbeschädigten des Distrikts Stans ausgeschrieben werden möchte.**)

---

*) Die ersten in Bern waren Nägeli und Comp., Ruvier und Ferrier, Gebrüder, und besonders Lauterburg, Gebrüder, und Pfarrer Müßli. Solche Namen darf die Geschichte nicht den nachkommenden Geschlechtern verhehlen. Ihre Aufforderung in Hallers helvetisch. Annalen, 49. Stück. In Zürich zeichnete sich besonders durch menschenfreundliche Thätigkeit der Diakonus Geßner aus.

**) Der Ertrag der Kantonalsteuer belief sich, nebst den bei der Regierung eingegangenen Partikularsteuern, auf 89,477 Frank. 1 S. 11 D. —

Die gesetzgebenden Räthe zu Aarau, als ihre Verhandlungen den trauervollen Gegenstand berührten (es war in der Sitzung vom 19. Herbstm.,) theilten die Empfindungen des Schmerzes und Unwillens mit allen Schweizern.

Im Großen Rath erglühte vor allen Rüzets Zorn. Er forderte, daß „alle Vipern und Schlangen, die den Namen eines Geistlichen und selbst den eines Menschen entehren, und die das Volk verführen, vor ein Tribunal gezogen, und selbst die Abwesenden durch Anheftung ihres Bildnisses an Rad und Galgen, gestraft werden; daß die Vipernnester zerstört werden möchten, von denen alles Unheil auszog, die Klöster Einsiedeln und St. Gallen." — „Nein," entgegnete Huber von Basel, „das Unglück, das bewirkt wurde, soll unsere Rache stumm machen!" — Blattmann von Zug, welcher schon vor mehrern Tagen darauf gedrungen hatte, die unruhigen Gegenden mit Waffengewalt unter das Gesetz zu beugen, seufzte jetzt: „Möge dies das letzte Bruchstück der scheußlichen Wirkungen des Fanatismus sein!"

Mehrere Glieder dieser Versammlung hatten begehrt, dem Sieger und seiner Armee, die gegen Rebellen für die gerechte Sache gestritten, Dank zu bezeugen, und öffentlich zu erklären, daß beide sich um das Vaterland verdient gemacht hatten.

Dagegen erhob sich Escher von Zürich mit männlichem Edelsinn. „Auch ich," sprach er, „ehre den Muth, womit Schauenburgs Heer den Aufstand in Unterwalden unterdrückt hat, und fühle ganz die schrecklichen Folgen, welche entstanden wären, wenn sich die fränkische Armee durch den hartnäckigen Widerstand hätte zurückschrecken lassen. Aber so sehr ich diesen Muth ehre: so leb-

---

Dazu kamen noch aus Partikularsteuern für kriegsbeschädigte Kantone überhaupt 4,200 Fr. und von Seiten des Staats aus dessen Kassen 21,131 Franken.

haft verabscheue ich die unmenschlichen Grausamkeiten, welche unmittelbare Folgen des Siegs waren, und nie werde ich dazu meine Stimme geben, daß man von einer Armee erkläre, sie habe sich um unser Vaterland verdient gemacht, wenn sie solche Gräuelthaten verübte, wie in Unterwalden vorgefallen sind! Gern hingegen trage ich darauf an, daß wir erkennen, diejenigen fränkischen Offiziers, welche sich mit Muth und selbst mit Gefahr ihres Lebens der Wuth ihrer Soldaten widersetzten, und den Unmenschlichkeiten Einhalt zu thun trachteten, haben sich nicht nur um unser Vaterland, sondern um die Menschheit selbst verdient gemacht!"

Man fühlte inzwischen, wie schwierig es sei, nur einem Theil der fränkischen Macht Dank zu bezeugen, und weihete daher das höchste Lob dem ganzen Heere.

Der Wahnsinn des Parteigeistes, welcher Helvetien zu dieser Zeit berauschte, und zu immer grenzenloserm Unheil hinriß, fand nicht sein Grab unter den Aschenhügeln von Stans. Wie ein verjüngtes Gespenst stieg er vielmehr aus denselben hervor.

Diejenigen, welche laut oder heimlich den Untergang der neuen Republik wünschten, beklagten den Fall Nidwaldens nur als mißlungenen Versuch, und gesellten die Manen derer, welche von der Furie des Priesterstolzes zum Tode geführt waren, zu den Schatten jener beneidenswürdigen Helden, welche bei St. Jakob und Thermopylä einst für Freiheit, Vaterland und Menschenrecht sich dem erhabenen Untergang gewidmet hatten. Andere, welche mit Stärke der Leidenschaft noch Staatskunst und hellen Blick vereinten, bedauerten jenes Ereigniß mit einem Verdruß, welchen jeder übelberechnete, unbesonnene Schritt, zu falscher Zeit gethan, erregt.

Die leidenschaftlichen Feinde der ehemaligen Staatsverfassung hingegen errötheten, eine Thräne auf das Grab ihrer verblendeten Mitschweizer zu vergießen. Sie sahen nicht die Menschheit, sondern nur die politische Partei. Ihre Rache, hätte sie die Pforten

der dunkeln Ewigkeit entriegeln können, würde vielleicht den Geistern der Unglücklichen noch dorthin gefolgt sein.

Selbst die damalige Regierung der Republik, weit entfernt über der Leidenschaften stürmischen Drang erhaben zu sein, ließ sich von ihnen zu würdelosen Entschlüssen hinfluten. Ihre Wohlthätigkeit, ihr Mitleiden war nicht allen Unglücklichen, sondern ausschließend den Patrioten geweiht; nur deren Verlust wollte sie entschädigen, nur deren Waisen erziehen. Ja, als sie vernahm, daß Schauenburg in dem ihm nun unterworfenen Bezirk von Schwyz eine erzwungene Steuer von 60,000 Franken erhob, trug sie, statt solcher Willkür zu wehren, oder vom Feldherrn die Bestimmung einer Brandschatzung zu erfragen, ihm und seinem Heere den Gewinn davon als belohnendes Geschenk an. War bei des Vaterlandes bedrängten Umständen dieses verschwenderische Anerbieten einer dürftigen Regierung unrühmlich an sich: so ward durch Schauenburgs edle Antwort die Schmach davon noch fühlbarer. „Mein und meines Heeres innigstes Verlangen ist," schrieb er, „daß jene eingetriebenen Summen nicht anders, als zur Tröstung der unglückseligen Werkzeuge des Fanatismus und des Aufstandes verwandt werden."

Von einem schrecklichen Rausche genesen, sahen die Einwohner Nidwaldens auf ihren kläglichen Zustand, und empfingen sie die herbeiströmenden Wohlthaten. Mehrere Dörfer, wie Stanzstaad, Kersiten und Buochs, waren niedergebrannt, andere nur zum Theil, wie der Hauptflecken Stans, alle aber geplündert und verwüstet. Zwischen den Trümmern ihrer ehemaligen Wohnungen, ihres ehemaligen Glückes suchten sich die zerstreuten Glieder der Familien wieder auf. Manche waren geflüchtet, manche unter den Todten; dunkel waren noch lange die Schicksale der Vermißten. Das Kind schrie umsonst nach der Mutter, die Mutter vergebens nach dem Kinde; die Braut ohne Trost um den Geliebten.

In dieser Lage, und umgeben von den schauerlichen Denkmälern der Schwärmerei und der Rache, schwor Nidwalden am 7. Oktober, in Gegenwart des Regierungsstatthalters, den abgeforderten Bürgereid. Früher schon (24. August) hatten ihn die beiden Gemeinden Hergiswyl und Engelberg, ebenfalls zu Nidwalden gehörig, abgelegt, freier vom Einfluß mönchischer Macht.

11.

Als Luzern, die im Herzen der Schweiz an den Ufern des klassischen Sees ausgebreitete Stadt, Wohnort der höchsten Staatsgewalten geworden war — es geschah im Weinmonat desselben verhängnißvollen Jahres —, schien die Wiederaufrichtung des verödeten Unterwaldens Lieblingssorge der Regierung zu werden.

Sie sandte zur Untersuchung des erlittenen Kriegsschadens und zur Vorkehrung der dringenden Hilfsanstalten die Kommissarien Ignaz Truttmann von Küßnacht und Mayr von Luzern in den leidenden Bezirk. Beide Männer erfüllten mit Eifer und Einsicht die schöne Pflicht, welche bald darauf Truttmann, damals Unterstatthalter des Bezirks Arth, allein übernahm.

Dieser Mann, dessen Geist von Vorurtheilen geläutert, und durch Selbstthätigkeit und Erfahrungen zu seltener Kraft gereift, mit hellem, zergliederndem Blick seine Gegenstände durchdrang, die Quellen entdeckte, aus denen der trübe Strom des bürgerlichen Elends floß, und mit geübter Hand in Zweck und Mitteln immer das Wesentlichste ergriff, war unstreitig einer der ausgezeichnetsten Söhne Waldstättens. Er schien der Olavides Unterwaldens werden zu wollen.

Ein anderer Mann, reicher noch, denn jener, an Kenntnissen und Gewalt, Albrecht Rengger, Minister des Innern, weihte

seine zärtlichste Sorgfalt den verheerten Gegenden, prüfte Truttmanns Entwürfe, und schuf ihm Mittel, sie zur Wirklichkeit umzubilden.

Bald füllte reger Fleiß das verwüstete Thal. Gegen hundert verwaiſete Kinder desſelben wurden durch Privatwohlthätigkeit in andern Kantonen versorgt; die eingegangenen freiwilligen Steuern zur Unterstützung der verarmten Familien wurden, ohne Rücksicht auf politische Meinungen, nach dem Maßstabe des wahren Bedürfnisses vertheilt. Die weitläufigen Waldungen des Landes wurden von Sachkundigen für das benöthigte Bauholz zur Aufrichtung der Scheunen, Ställe und menschlichen Wohnungen durchforschet. Steinbrüche wurden eröffnet, Kalkbrennereien angelegt. Stanſsstaad, ein für die Schifffahrt dieser Gegenden unentbehrlicher Landungsplatz, erhielt seine verlornen Fahrzeuge zurück, und statt des abgebrannten Gebäudes zur großen Waarenniederlage, erhob sich am Ufer ein neues.

Doch nicht so sehr die Größe des unternommenen Werkes, und der Mangel der Hilfsmittel konnten den Eifer zur Heilung jener tausend Wunden beschränken, als vielmehr eine Menge unerwarteter Hindernisse, so aus der Denk- und Lebensweise des seit Jahrhunderten sittlich verwahrloseten Volkes entsprangen.

„Einerseits die Leichtigkeit," klagte der Minister Rengger in seinem Berichte über den Zustand des Distrikts Stans, „ohne eigene Anstrengung seinen Lebensunterhalt zu erwerben, welche ihm die Beschaffenheit des ausschließend zur Viehzucht benutzten Bodens darbietet, und anderseits die von jeher begünstigte Straßenbettelei, so wie das gesetzlich eingeführte Unterstützungs-System, das die Erhaltung jedes Dürftigen, ohne Rücksicht auf seine Arbeitsfähigkeit, den nähern oder entferntern Verwandten desſelben zur Pflicht machte, haben diesem Volke einen Hang zum Müßiggehen und zur Unthätigkeit eingepflanzt, den selbst

die Noth des gegenwärtigen Augenblicks nicht zu überwinden vermag, der für die dringendsten Arbeiten, welche die Bedürfnisse des Landes erheischen, die unentbehrlichen Arme versagt, und so alle wahren Hilfsvorkehrungen entweder ganz, oder zum Theil vereitelt. Noch größer werden die Schwierigkeiten durch den Geist der Gesetzlosigkeit und Anarchie, der, als eine unausbleibliche Folge reindemokratischer Verfassungen, dem Volke von seinem vorigen Zustande, den man kaum eine Staatsgesellschaft nennen konnte, noch anhängt, und der sich an den heilsamsten Verfügungen, sobald sie durch die öffentlichen Autoritäten geleitet, und nicht der Willkür eines jeden überlassen sind, mit unbiegsamem Starrsinn widersetzt. Die geträumte Unschuld des Hirtenlebens findet sich hier so wenig, als irgendwo in der wirklichen Welt; vielmehr läßt Selbstsucht und Eigennutz die Nothwendigkeit gemeinnütziger Anstalten und die Vereinigung zu gegenseitiger Hilfe nicht einsehen, und beurtheilt auch jetzt die dahin einschlagenden Maßregeln der Regierung nicht nach den Absichten, die ihnen zum Grunde liegen, sondern schreibt dieselben lediglich dem Besorgnisse neuer Unruhen und Volksbewegungen zu."

Die frühe Klage des Ministers ward vom fruchtlosen und langsamen Erfolge der überlegtesten und heilsamsten Bemühungen in der Zukunft nur zu laut bestätigt.

Truttmann erwartete von der Noth, daß sie die beste Lehrerin des Volkes werden würde. Statt durch unbesonnene Ausspendung einlaufender Wohlthaten den Bettel zu begünstigen, und das träge Volk im „frommen Nichtsthun" zu erhalten, schaffte er Arbeitsstoffe und Werkzeuge, namentlich zur Baumwollen- und Seidenspinnerei an, den Erwerbsfleiß zu reizen. Wenige mochten aber seine Anstalten benutzen, und fanden es am Ende gemächlicher, zu hungern, und ihr Dasein aufs Kärglichste zu unterhalten, als zu arbeiten.

Er versuchte es, die Landeskultur durch Einführung der Getreidepflanzung zu verbessern. Glückliche Beispiele mehr, denn alle Worte und Lehren, ermuntern des Volkes Wahl und Liebe des Nützlichen. Er widmete daher einen Theil der Gemeindweiden von Stans zum Kornbau. „Der Tag," sagte Rengger in seinem Berichte über Stans, „an dem nach Jahrhunderten wieder der erste Pflug in den Distrikt Stans gebracht worden ist, wird für die Bewohner desselben, die dieses wohlthätige Werkzeug nur aus einem, in ihrem Zeughause zum Andenken aufbewahrten Bruchstücke kannten, in Zukunft ein Tag der dankbaren Erinnerung sein. In dem Gebrauche des Ackerpfluges, wozu die Natur des Bodens sichtbar auffordert, muß ein vorzügliches Mittel zur Wiederherstellung und Belebung des Wohlstandes für ein nunmehr verarmtes Volk liegen, durch dessen Getreidekonsumtion bis dahin zweitausend Gulden wöchentlich, nicht etwa in andere Kantone, sondern ins Ausland gegangen sind."

Doch auch diese Hoffnungen des gemeinnützigen Staatsmannes erwahrten sich schlecht. Ungeachtet der ergiebigen Ausbeute des Saatkornes schon nach dem ersten Versuche, verschmähten eingewurzeltes Vorurtheil und Alles erschlaffende Gewohnheit das edle Hilfsmittel. Was die schadenfrohe Hand des Hasses nicht verdarb, wurde durch diebische Entwendung der Frucht geschadet, da sie kaum Reife gewonnen; genug, um von ausgedehntern Versuchen abzuschrecken.

Eine sittliche Verbesserung der Volksmasse mußte der bürgerlichen die Hand bieten. Ohne Erkenntniß des Guten ist kein Gefallen an ihm, kein Streben zu ihm, keine Thätigkeit, kein Wohlstand. Die Regierung ernannte daher den Bürger Businger, den Geschichtschreiber seines heimatlichen Kantons, zum Pfarrer des Hauptfleckens Stans. An die hellen Einsichten, an die menschenfreundliche Betriebsamkeit dieses Mannes, der sein Volk kannte,

und unter den schwersten Aufopferungen liebte, knüpfte sie ihre schönsten Erwartungen. Verbunden mit den redlichsten Geistlichen seiner Heimat, lenkte sich sein Wirken vorzüglich auf Vervollkommnerung des öffentlichen Unterrichts, und auf Verbreitung jener sanften Gesinnungen des Friedens, der Eintracht, der Ordnung und Duldsamkeit, welche das Christenthum zu allen Zeiten und bei allen Völkern durch stille und tiefe Wohlthätigkeit ehrwürdig machten.

Noch nicht damit zufrieden, gründete die Regierung ein Waisenhaus in Stans zur Erziehung und zum Unterrichte der ärmern Jugend. Ein geräumiges Nebengebäude des Frauenklosters ward dieser Anstalt gewidmet, und Heinrich Pestalozzi, der berühmte Verfasser von Lienhard und Gertrud, an ihre Spitze gestellt. Dieser außerordentliche Mann, welcher mit unglaublicher Selbstverläugnung sein ganzes Leben nur dem einzigen Ziele: Veredlung des Menschengeschlechts durch Verbesserung des Volksunterrichts, zum Opfer brachte; der, um mich seiner Worte zu bedienen, „wie ein Bettler lebte, um zu lernen, Bettler wie Menschen leben zu machen," eilte nach Stans, und sah sich bald von fast hundert Kindern umringt, die ihn alle mit Herzlichkeit, wie einen Vater, liebten.

Männer von solchem Geiste und Herzen und solcher Kraft, im festen Bunde zum gleichen Zwecke; — so viel Streben, welches langsamen aber sichern Wirkens, jeden Unfall ausdauerte, jedes Hindernisses spottete; so mannigfaltige Anstalten und Mittel, die von den verschiedensten Seiten doch auf einerlei Ziel zusammenspielten; — Einrichtungen, welche, das Verderben zu mindern, auf Zerstörung seiner alten, dunkeln Quellen, und, zur Ausbreitung alles Guten, auf zarte Pflege seines ersten Keims dachten — Alles ließ den Aufgang eines schönern Zeitalters über den Trümmern Unterwaldens ahnen, und daß durch eine Reihe heilsamer Folgen die spätern Geschlechter versöhnt werden würden mit dem schrecklichen Schicksale des Jahres 1798.

Getäuschte Hoffnungen! — vergebens rang menschenfreundliche Weisheit, den Uebeln der Staatsumwälzung eine Frucht für die Nachwelt abzugewinnen. Vergebens kämpfte in Nidwalden Gemeinsinn gegen thierische Selbstsucht, Beförderung der Industrie gegen Trägheit und Bettelei, Belebung thätiger Sittlichkeit gegen werkheiliges Prunken, Belehrung gegen rohe Unwissenheit.

Der immerwährende Unbestand der Dinge, der immerwährende Sturz der Verfassungen und Regierungen in der Schweiz, der unaussöhnbare Groll der wechselnd siegenden Faktionen, zertrat mit der zarten Saat des Guten alle Hoffnung des Bessern. Auch das Edelste und Nützlichste ward des Argwohns und des Hasses Gegenstand, weil es von den Händen einer politischen Partei gestiftet war.

Wenn eine Lauwine, zermalmend vom Gebirge herab ins Thal, ein frohes Dorf auf immerdar begräbt; wenn ein Erdbeben den festen Boden spaltet, und Städte und Flecken verschlingt, und die Arbeiten thätiger Jahrhunderte, und das Glück von tausend Familien: so folgt dem ersten starren Entsetzen des Zuschauers stille Klage und ein zweifelhafter Hinblick auf das weltregierende Schicksal. Doch versöhnt sich der forschende Geist bald mit der furchtbaren Natur, deren Gesetze und wandellose Ordnung er erkennt.

Aber wenn nicht Naturnothwendigkeit, wenn Menschenwillkür ganze Länder mit ihren Bewohnern an die alte Barbarei ausliefert; wenn Klugheit lächelnd Rechte, Kräfte und Aussichten der bessern Menschheit, und die Wünsche der Tugend und Vernunft erstickt: dann wird der Geist an sich selbst irre. Vergängliche Konvenienz scherzt mit den ewigen Heiligthümern unsers Geschlechts, wie die Laune des Kindes mit den Qualen des schwächern Wurms. Die Begriffe verkehren und verwirren sich. Das Kleinliche wird preisenswerth, das Große kleinlich; die Wahrheit wird albern, die Heuchelei bewundernswürdig; die Tugend Romanenschwärmerei, die

kalte Hinterlist stiehlt ihr den Rang ab; nicht der innere Werth, sondern der Ausgang wird die Krone oder das Kreuz jeder That!

12.

Wie zwischen Frankreich und Oesterreich der Winter von 1798 bis 1799 unter fruchtlosen Verhandlungen und kriegerischen Rüstungen verstrich, ward er in Helvetien von den mißvergnügten Parteien zur Aufwiegelung des Volkes angewandt. Das Schicksal Unterwaldens reizte mehr ihre Rache als ihre Besonnenheit.

Die Zentralregierung der Schweiz, in sich selbst entzweit, setzte den Umtrieben der Gegenrevolutionärs nur Strenge entgegen, ohne das Vertrauen des Volkes zu erobern, dessen Schwächen sie kannte, ohne solche zu schonen. Sie hatte zwar die Lehenslasten aufgehoben, und Zehnten und Bodenzinse loskäuflich erklärt, aber sie selbst grub damit zu früh die reichste Quelle öffentlicher Einkünfte in einem Zeitraume ab, wo sie dem Staate nothwendiger waren, denn jemals. Indem sie durch solche Verfügungen sich selbst entkräftete, um einem Theile des Volks zu schmeicheln, erbitterte sie um so mehr einen andern, der da verlor. Ja, sie büßte auch den kurzen Beifall der ersten ein, da sie, zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse, vorher unbekannte Auflagen ausschreiben mußte. Der schweizerische Landmann hatte in vielen Gegenden der Staatsumwälzung gehuldigt, weil er durch sie mancher Abgaben enthoben und reicher zu werden hoffte. Die Entdeckung seines Irrthums warb ihn zur Zahl der Mißvergnügten im Lande.

Den Klöstern wurde die Annahme neuer Ordensjünger untersagt; den protestantischen Pfarrern entfiel der beträchtlichste Theil der Besoldung, indem ihnen die Bauern weder Zehnten noch Bodenzinse entrichteten. Priester beider Religionen traten zur großen, stillen Verschwörung für die Herstellung des Ehemaligen

über, wo ihnen wohl war. Zu ihnen gesellten sich Handwerker und Kaufleute in den Städten, wo nach Aufhebung alles Zunft- und Monopolzwanges jeder Helvetier durch das Gesetz vom 8. Oktober 1798 sich niederlassen, und mit den alten Bürgern gleicher Rechte in Handel und Wandel theilhaftig geworden war. Das Schutz- und Trutzbündniß der Schweiz mit Frankreich, welches die werdende Republik gegen Europa stärken sollte, enthüllte nur derselben Ohnmacht vor der ganzen Welt, und verwundete des Schweizers Ehrgefühl, statt es zu schmeicheln. Die durch das Bündniß veranlaßte Truppenwerbung, und die Strenge, mit welcher sie betrieben ward, erfüllte die junge Mannschaft mit Furcht und verzweiflungsvollen Wünschen.

Der Ausbruch des Krieges zwischen dem französischen Direktorium und Oesterreich im Frühjahr 1799 bewaffnete schnell den allgemeinen Verdruß. Thätiger ward der Verkehr der Flüchtlinge und Ausgewanderten mit den Häuptern der Mißvergnügten im Lande. Lauter eiferten die Priester aller Kirchen. Verheißungsvoller wurden die ämterlosen Glieder ehemaliger Regierungen; und ein dunkler Schwarm von aufwiegelnden Sagen floß von Mund zu Mund.

Zwar hatte Massena durch Ueberfall Graubünden erobert, aber am Bodensee siegte des Kaisers Heer, und trat in die Schweiz. Jetzt schien der Augenblick gekommen, Frankreichs Gewalt zu brechen, Altes zu erneuern, und Hoffnungen der Rache zu sättigen.

Aber auch die Zentralregierung Helvetiens, da sie die großen Bewegungen der Widersacher vernahm, hatte die äußersten Mittel ergriffen; allgemeine freiwillige Kriegssteuer verordnet; Milizen organisirt, gesetzliche Todesstrafe gegen diejenigen verhängt, welche sich weigern würden, mit den Milizen ins Feld zu gehen, Todesstrafe gegen Urheber und Mitwirker gegenrevolutionärer Bewegungen, und Todesstrafe gegen den bloßen Vor-

schlag, sich einer fremden Macht zu unterwerfen. Um aber nicht länger das verborgene Treiben ehemaliger Regierungsglieder zu gestatten, deportirte man mehrere derselben, welche die gefährlichsten schienen, aus allen Gegenden der Schweiz, nach Basel oder in den Kanton Leman.

Doch die Schrecken des Todes und der Deportation hemmten die Thätigkeit innerer und äußerer Feinde der Revolution nicht. Wo man sonst Schwäche verspottete, verabscheute man nun Tirannei. Fast in allen Kantonen brachen einzelne, mehr oder minder blutige Aufrühre aus. Jene Gesetze konnten nicht vollzogen werden, ohne die Hälfte der Schweiz mit Blutgerüsten zu bedecken, und alle Gräuel des Robespierreschen Frankreichs im Schoose der Alpen zu erneuern.

Auch am Ufer des Sees der Vierwaldstätte erhob sich abermals das rüstige Volk; und zwar in Schwyz zuerst, ungeschreckt durch die vorigen mißlungenen Versuche.

Dort waren seit dem August des verwichenen Jahres Theilhaber an damaligen Unruhen ins Ausland geflüchtet. Während die Gerichtshöfe wider sie verfuhren, bearbeiteten sie durch Boten und Briefe das Volk.

Im Gebirgsthale, am Sattel, versammelten sich heimlich die eifrigsten Freunde der Wiederherstellung im Hause des Altraths Franz Schuler, eines Landmanns. Dort traten des Nachts Männer vom Lande Zug, Schwyz, Uri zusammen, und schworen, wie die Tellen einst im Grütli, Befreiung ihres Vaterlandes von der Gewalt Frankreichs. Der 28. April, der letzte Sonntag dieses Monats, an welchem ehemals der Kanton Schwyz zur großen Landesgemeinde zu erscheinen pflegte, ward zur Vertilgung der Franken inner den Grenzen des Bezirks von Schwyz bestimmt.

In der Morgenfrühe zogen einige Tausend bewaffneter Bauern,

alle in ihren Hirtenhemden*), gegen den Flecken Schwyz, dessen Einwohner, unbekannt mit den Entwürfen der Landleute, in voller Sicherheit schliefen. Die Franzosen, einige hundert Mann stark, wurden aufgefordert, den alten Boden des Kantons Schwyz zu verlassen. Diese weigerten sich. Die Haufen der Landleute, angeführt von Balthasar Holdener und Felix Richmuth, drangen sogleich in den offenen Flecken. Gewehrfeuer begann in allen Straßen, übermannt wichen die bestürzten Franken, und zogen gegen Brunnen, wo sie sich einschifften. Sie hinterließen in der Eile ihrer Flucht viele Todte. Auch die Kriegskasse fiel in die Gewalt der Aufrührer, und mehrere Soldaten und Offiziere, als Kriegsgefangene.

Nach dieser That versammelte sich das Volk und berief die Vornehmsten des Landes. „Wir Bauern haben jetzt Bahn gebrochen; jetzt müsset ihr Herren das Werk ausmachen!“ riefen die Empörer und ernannten sogleich aus jenen eine provisorische Regierung.

Die Einsichtsvollern, zu schwach, dem Uebel zu wehren, reichten den Stiftern des Aufruhrs mit Unwillen die Hand, um Ausgelassenheit der rohen Haufen zu bändigen, welche durch alle Gassen schwärmten, Gefängnisse eröffneten, Kanzleien des Regierungs- und Unterstatthalters erbrachen, die fränkische Kriegskasse zu plündern und die gefangenen Soldaten zu ermorden drohten.

Der ernannte Ausschuß beschäftigte sich sogleich mit Herstellung der Ordnung. Die Gefangenen und Verwundeten wurden mit Menschlichkeit behandelt, die Kassen bewacht, und Unterhandlungen mit dem Vollziehungsdirektorium in Luzern angeknüpft. Das Volk forderte, daß seine Heimat jederzeit von fränkischen Be-

*) Dieser Aufruhr hat beim Landvolke von Schwyz daher den Namen des „Hirthemdlikriegs“ erhalten.

satzungen frei bleibe, daß kein Schwyzer zum Kriegsdienst gezwungen, und jeder Ausgewanderte, jeder Gefangene und Deportirte der ehemaligen kleinen Kantone frei und heimgelassen werde. Bei Erfüllung dieser Begehren und unter feierlicher Vergessenheitserklärung alles Geschehenen, versprach man die Waffen niederzulegen. Um dieser unter den Fahnen des Aufruhrs ausgesprochenen Bitte höhern Werth zu geben, wurden der Unterstatthalter von Schwyz, Businger, und die Verwaltungskammer des Kantons Waldstätten genöthigt, dieselbe zu unterstützen.

Die Regierung nahm auf das Verlangen keine Rücksicht, sondern ließ rings die Pässe besetzen, um die Waldstätte von andern Kantonen abzuschneiden. Die Milizen des Kantons Zürich, welche durch Entschlossenheit und Muth in Vertheidigung der jungen Freiheit glänzten, bemächtigten sich, unter Anleitung des Repräsentanten Billeter von Stäfa, der Anhöhen bei Horgen und der Schindellegi. Auf der Seite von Einsiedeln erschien an der Spitze eines Heers der fränkische Feldherr Soult, und rückte in das Gebiet von Schwyz ein.

Die ehemaligen Führer des Landes hatten zu keiner Zeit einen Aufstandwie diesen gebilligt. Der greise Schuler, des alt-eidgenössischen Kantons Schwyz letzter Landammann, überschüttete die Urheber desselben mit seinen Vorwürfen, und Aloys Reding, der letzte Landeshauptmann, wollte die Rebellen nicht zum Kampfe führen, so laut und stürmisch er auch aufgefordert worden war.

Am 3. Mai zog Soult mit seinen Schaaren in Schwyz ein. Die Bauern streckten das Gewehr. Nur ihrer einige Hundert flohen mit den Waffen über Morschach und das Hochgebirg ins Land Uri.

Aehnlicher Aufstand war zu gleicher Zeit in den Bezirken von Arth und Zug angerichtet worden.

Im Flecken Arth, wo ein kleiner französischer Posten stand,

wurden die Händel schon am Abend des 27. April begonnen. Alle streitbare Mannschaft des Ortes hatte die Waffen ergriffen. Die Franzosen wurden übermannt; manche getödtet, andere verwundet, oder gefangen genommen.

Die Gegend von Küßnacht am Waldstättersee wurde um Mitternacht mit dem Geschrei geweckt, daß die junge Mannschaft in Küßnacht von den Franken entführt werde; daß man zu Hilfe eilen solle.

Oberhalb Walchwylen am Zugersee, wo nur ein schmaler Fußsteig an schroffer Felswand neben dem Gewässer hinzieht, wurde von den Empörten ein Verhau gemacht; eben so jenseits desselben Sees, am Fuß des Rigi, zwischen Arth und Immisee. An andern Orten, wie bei St. Adrian, zwei Stunden von Zug, warfen sie Schanzen auf, und von dem Posten Beenstauden wurden die von Zug aus streifenden Wachten der Franken mit Flintenschüssen zurückgewiesen.

In den Ortschaften Menzingen, Egeri und Neuenheim des Zugerlandes erhoben sich mit der Nacht vom 27. zum 28. April die Unruhigen wie überall. Einer der Verschwornen verrieth in der Trunkenheit: „daß in dieser Nacht alle, die nicht für Religion kämpfen wollten, niedergehauen werden sollten!“ Die Bedrohten flüchteten vor des Pöbels Mordlust.

Zug selbst, des Ländleins Hauptstadt, ward bedroht, verbrannt und geplündert zu werden. Die Bürgerschaft versammelte sich, entschlossen ihre Mauern gegen die schwärmerischen Mordbrenner zu vertheidigen. An sie reihte sich eine kleine Besatzung von fünfzig fränkischen Dragonern. Die Statthalter angrenzender Bezirke sandten Waffen und Kriegsvorrath.

Es war inzwischen unter den Bauern weder Ordnung noch Plan. Der eine trieb, die Vermögenden zu plündern; der andere, seine Rache am friedlichen Nachbar zu nehmen. Ihre Wuth schonte der

Wehrlosen nicht. Eine einzige Szene, aus gerichtlich angestellten Verhören gezogen, gibt ein treues Bild von der Denkart des zügellosen Landmannes, und von dem Geist dieses Aufstandes*).

„Frau Maria Anna Meyenberg, sechsundzwanzig Jahr alt, seit vierzehn Tagen Kindbetterin, zu Menzingen, lag den 28. April, Nachts um zehn Uhr, zu Bette. Ihr Gatte, welcher an dem Aufruhr nicht Theil nehmen wollte, hatte sich schon entfernt. Sie sah Bauern das Haus des Nachbars stürmen; Thüren und Fenster erbrechen. Bald hörte sie das Getümmel ihrer eigenen Wohnung nahen. Mit Gewalt ward an die Thüre geschlagen. Man öffnete, um die Barbaren mit Güte zu zähmen. Aber sie schalten und wütheten. Joh. Staub eilte mit bloßem Säbel gegen die Schwester der jungen Wöchnerin; dann pflanzte Karl Joseph Röllin das Bajonett auf, und drohte, sie zu erstechen. Eben so that Clemens Blumbacher, ein Knecht. Sie riefen: „Wo ist dein Vaterlandsverräther?“ Zitternd antwortete die junge Frau: „Mein Gott, das weiß ich nicht, ob er im Blut, oder im Wasser, oder sonst wo schon todt liegt.“ Hierauf klirrten sie mit den Waffen, und brüllten, als wollten sie Alles niedermachen: „Ihr wißt gewiß, wo der Schelm ist.“ Als sie es verneinte, drang Röllin noch einmal mit dem Bajonett auf sie ein. Die Frau nahm weinend und in Todesangst ihr Kindlein auf den Arm, und rief: „Stechet auch diese Unschuld mit mir nieder, so kann ich vor Gottes Angesicht himmelschreiendes Blut mit mir hinbringen!“ Sie rief Clemens Oswald Bachmann unter den Wütherichen um Hilfe. Er reichte ihr die Hand und tröstete sie. Clemens

*) Die Erzählung von den Unruhen im Bezirk von Arth und Zug ist, so wie die nachfolgende Begebenheit des jungen Weibes Meyenberg aus amtlichen Berichten gezogen, davon das helvetische Tageblatt, 1799, 14 — 19. Stück den Auszug lieferte.

Zürcher im Erlimoos stand ihr auch bei und sagte: seine Kameraden würden sich auf solche Weise versündigen und nichts gewinnen. Baptist Arnold drang gleichfalls zu ihr und versicherte sie: es müsse Niemand sterben. Aber die übrigen stießen die Frau von einer Stube zur andern, und zum viertenmale aus der Hütte hinaus in die Nacht, bis sie endlich ihr fünfjähriges Töchterlein, das im Bette lag, zunächst an der Ermordung erblickte und in Ohnmacht sank. Endlich zogen die Rasenden ab, führten die Schwester der verlassenen Frau aufs Rathhaus und mißhandelten sie. Dennoch sagte ihr Karl Schön, sie müßte sich nun an ihn halten, denn der Mann ihrer Schwester werde erschossen, oder verbannt werden, weil er nicht mit ihnen halte. — Als die Frau Meyenberg folgenden Morgens am Fenster saß, ging Addrich Staub, ein Knecht in der Schwend, vorüber und rief: „Schau nur heraus, du Erzvaterlandsschelmenhexe! heute Nacht will ich dir den Kopf spalten!“

Das Vordringen der fränkischen Truppen unter Soult machte, wie in Schwyz, auch in diesen Gegenden den Rasereien Ende. Aber die Eifrigsten, welche, ohne Eigenthum, aus der öffentlichen Verwirrung Beute zu machen hofften, flohen ins Land Uri, wo der Sammelplatz aller Flüchtlinge dieser Art war, und die aufgewiegelten Landleute ebenfalls zum Schirm der Religion und alten Ordnung die Waffen genommen hatten.

Schon früh im Monat März waren hier Sagen gegangen, vom Anrücken eines kaiserlichen Heeres, von Rettung und Wiederbelebung des kleinen Freistaats Uri unter den Flügeln des Reichsadlers. Einige Geistliche, besonders in den Gemeinden von Erstfelden und Seedorf, athmeten kriegerischen Geist. Verbunden mit ihnen wirkten einige weltliche Herren, welche durch die Revolution ihres Einflusses und Ansehens und mancher Hoffnung beraubt worden waren.

Doch am wenigsten geneigt waren zur Unterstützung solcher Wagstücke die begüterten Einwohner des großen Reußthales, und besonders des schönen Fleckens Altorf, des Ländleins Hauptort. Sie ermahnten und sprachen: „Noch haben wir durch die Staatsverwandlung weder an unserer Religion noch an unsern Gütern Schaden gelitten. Erwarten wir mit Muth jedes Uebel, doch rufen wir es nicht durch eigene Thorheit über uns!“

Durch Speditionshandel an der großen Straße, die aus der Schweiz über den Rücken des St. Gotthard gen Italien führt, war Altorf einer der reichsten Flecken im Schoose der Alpen, mit schönen Gebäuden, Kirchen und Klöstern. Aber die Landleute der Nachbarschaft, voll Neides gegen den Wohlstand des Ortes, dem sie einen großen Theil ihrer Nahrung und Unterstützung zu danken hatten, sahen in seinen Bewohnern nur Feinde der alten Freiheit. Manche Seelenhüter, um die Huld ihrer Heerde zu gewinnen, stimmten in den Ton derselben, und verglichen im unbedachtsamen Kanzeleifer den Hauptort wohl gar mit Sodom und Gomorrha. Andere erkannten in den Leiden des Vaterlandes die Zornruthe Gottes wegen der Pracht und Hoffart und der eiteln Weltlust der Söhne und Töchter Altorfs.

Man verkündete nahes Unglück. Landleute warnten wohl ihre Freunde im Flecken, es heiße: Altdorf werde verbrannt werden. — Doch wenige konnten der Drohung Glauben schenken.

Aber am 5. des Aprilmonds, Abends um 4 Uhr, als ein starker Föhn durchs Land blies, ging plötzlich in einem Winkel des Fleckens, am Fuße des Bannbergs hinter der Hauptkirche Feuer aus. Brennende Schindeln, vom Wirbelwinde getragen, stürzten wie Feuerregen auf alle Gegenden des Ortes nieder. Bald stand die Kirche in Flammen. Der Befehlshaber der französischen Besatzung wollte Mauern und Thurm derselben niederschießen lassen, weil der Sturm Flammen an Flammen abriß und über den Flecken ausstreute.

Aber durch die flehentlichen Vorstellungen des Unterstatthalters bewogen, der vom Niederschießen einer Kirche plötzlichen Aufstand der Bauern besorgte, unterließ er sein Vorhaben. So ward ganz Altorf in wenigen Stunden ein Raub der Brunst.

Von der Seeseite konnte Niemand den Nothleidenden zu Hilfe eilen, weil die Wuth des Föhns Schifffahrt unmöglich machte. Doch aus den benachbarten Dorfschaften des Thales strömten Landleute genug herbei. Sie kamen zu dem Brande, sahen die Flammen, sahen die bleichen Gesichter stummer Verzweiflung, hörten Geschrei und Wehklagen der Alten und Jungen — und halfen nicht. Kaltblütig zündeten manche Bauern ihre Pfeife an beim Feuer, das Hab und Gut ihrer Brüder wegfraß. Manche ließen sich von den Kaufleuten mit harten Thalern zahlen, einen Ballen Waare zu retten. Mancher nahm das dargebotene Geld, lachte und ging davon. Mancher versuchte, sich zwischen den Flammen etwas zu erstehlen. — Nur die vier Kompagnien der fränkischen Besatzung standen den Nothleidenden männlich und am treusten bei. Sie gaben ihr ganzes Mehlmagazin, das sie retteten, und all ihr Brod den Altorfern, und verließen erst die Brandstätte, um nicht selbst Hunger zu leiden.

Der Mensch, in Rohheit und thierischem Bedürfniß erwachsen, kann hart und im Zorne grausam sein. Doch nicht lange, und die zarten Gefühle der Menschlichkeit erwachen wieder unter der flehenden Stimme des Unglücklichen. Er überläßt sich dem Zuge der schönern Natur, und wird barmherzig. Aber sendet ihm Männer, welche die Gefühle der Natur mit dem Gifte der Meinungen tödten und todte Werkheiligkeit pflanzen an deren Stelle; verwirret mit Blendwerk die wenigen Begriffe des Halbwilden, und setzet ihm frommes Vorurtheil an die Seite unbändiger Leidenschaft: er wird schrecklicher, als Wolf und Bär des Waldes.

13.

Sobald Stille in die Wellen des Sees trat, eilte Von Matt, der Regierungsstatthalter, gen Uri. Auch aus entlegenen Gegenden zog die Macht des Mitleids Beistand dahin. Die Regierung weihte ihre Sorgen dem Troste der Urner. Es wurden Maßregeln zur Wiedererbauung des eingeäscherten Fleckens ergriffen. Viele sammelten Geld unter sich, den Elenden zu helfen, und durch ihr Beispiel die Nation zu ermuntern.

Aber über Altorfs Schutthügeln ward die Fahne des Aufruhrs erhoben.

Der Erzherzog Karl hatte schon in den letzten Tagen des Märzes den französischen Feldherrn Jourdan geschlagen, und im Verfolg seiner Siege Schaffhausen erobert, Eglisau im Kanton Zürich besetzt. Gleiche Niederlagen erfuhren die fränkischen Heere in Italien, wo die kaiserlichen Feldherren Kray, Melas und der russische Oberbefehlshaber Suwarow bis Mailand siegreich vorgedrungen, mit dem rechten Flügel ihrer Heere an die südliche Schweiz streiften.

Schon am 25. April erschienen Bauern des Reußthales mit der alten Urnerkokarde, schwarz und gelb, und liefen bewaffnet in Soldatenkleidern mit gelben Aufschlägen zusammen. Der Regierungsstatthalter Von Matt, welcher zur Dämpfung des Aufstandes herbeigeeilt war, ward mit Steinen geworfen. Die Bauern hielten am 26. April Landsgemeinde. Laien und Priester forderten das Volk zum Kreuzzug gegen die Franzosen auf.

An die Spitze der Urner schwang sich ein junger, fantastischer Mann, Namens Vincenz Schmid. Mit einigen doch wenig gebildeten Anlagen des Geistes verband er einen Familienstolz, dessen Ansprüche ans Abenteuerliche rührten und Gemüthsverwirrung ahnen ließen.*) Retter des Vaterlandes zu werden, ermahnte er in hoch-

*) In schwülstigem Style hat er die Geschichte von Uri beschrieben.

trabenden Worten, die Waffen zu ergreifen, und mit „den sieggewohnten, alten uranischen Harsten die Bezwinger Europens zu strafen".

Die unbedeutende Zahl der Franken, in den Dorfschaften des Thals, ward mit leichter Mühe gegen die Ufer des Sees getrieben, wo sie, mit einer Kompagnie waadtländischer Milizen vereint, den Hafen von Flüelen besetzte.

Die Landleute sahen sich Meister des Landes. Ihr Drohen mit Mord und Brand zwang alle Gemeinden, auch solche, welche der Regierung treu zu bleiben beschlossen hatten, zum Panier des Aufstandes überzutreten. Vincenz Schmid nahm mit hohem Gefühl die Würde des Feldherrn, besetzte die von den Franken und Waadtländern endlich verlassenen Seeufer, und sandte Boten gen Schwyz und Glarus, Wallis und Leventina, seine Siege zu verkünden.

Aber Zug und Schwyz waren schon durch die Erscheinung des Soultschen Heeres zum Gehorsam zurückgeführt. Auch in Wallis wurde von fränkischen und waadtländischen Schaaren glücklich gegen die regellosen Haufen der Empörer gestritten.

Vincenz Schmid, berauscht von der Hoffnung hohen Ruhmes, wich aber von der gefährlichen Bahn nicht, wiewohl seine „uranische Armee", deren Glieder weder Gehorsam noch Ordnung kannten, ihm das Glück des Wagestücks zweifelvoll genug machte.

Schwyz sandte eine feierliche Ermahnung an Uri, die Waffen zu strecken. Es meldete den Urnern, daß die Franken, vergessend des vergossenen Bluts ihrer Brüder, den Boden von Schwyz betreten hätten. „Kein Blut", spricht der Aufruf, ward fürder vergossen. Religion und Menschlichkeit hatte unsern Rausch verdrängt; und die beleidigten Franken nahmen, als Freunde und Brüder, wieder Besitz von den Posten, aus denen sie nicht Feindschaft und Bosheit, sondern Unsinn vertrieben hatten. — Ihr, unsere Freunde und Brüder! ihr seid nun der Gegenstand unsers Kummers, un-

serer ängstlichen Besorgniß. Wir sind durch die wundervollste, ewiggepriesene Wirkung der Vorsehung gerettet, aber ihr schmachtet noch unter dem eisernen Scepter eines Vorurtheils und einer Hoffnung, die euch zum Untergange führen muß!"

Um dieser Ermahnung Kraft zu geben, war sie von den angesehensten Männern des Schwyzerlandes (außer dem Unterstatthalter Businger, vom Altlandammann Schuler, Altlandammann Weber, und Altlandshauptmann Aloys Reding) unterzeichnet, deren Namen auch das Volk von Uri ehrte.

Doch erreichte sie ihr Ziel nicht. Die Widerspenstigsten von Zug und Schwyz waren in Haufen hieher geflüchtet. Ihre Rotten vermehrten die Wildheit des Volks, welches sich von den Wellen eines unsichern Sees, und den höchsten Gebirgen umgeben, unüberwindlich wähnte.

Am 8. Mai erschien Soult mit seinem Heere auf einer kleinen Flotte vor den Gestaden von Uri. Vincenz Schmid, düster und sich selbst widersprechend, eilte dahin, die Vertheidigung zu übernehmen. Am Fuß des Gebirges, zwischen Flüelen und der Kapelle Wilhelm Tell, stand sein Vorposten. Der erste Kanonenschuß, welcher von den fränkischen Schiffen gegen das Ufer rauschte, endete Leben und die kriegerische Laufbahn des jungen Mannes. Die Franken landeten. Fechtend zogen sich die Aufrührer durchs Thal zurück gegen den Fuß des Gotthard. Immer kämpfend folgte der Sieger.

Beim Dorfe Wasen, inner den Schluchten, durch welche die Bergstraße zwischen Felsen und ungeheuern Wäldern zum St. Gotthard hinanschlängelt, sammelten sich die Flüchtigen. Sie thaten den Schwur der Verzweiflung, bis auf den letzten Mann Gegenwehr zu leisten. Ihrer aber, nebst allen Ausgewanderten von Zug, Arth, Schwyz und Unterwalden, und zweihundert Landleuten des Livinerthals, waren nicht mehr denn gegen 900 Mann.

Soult griff sie am folgenden Tage (den 9. Mai) in der Gebirgsenge bei Wasen an. Während des Gefechts kamen 400 Walliser mit fliegenden Fahnen den Urnern zum Beistand, doch siegte der Franken Tapferkeit und Kriegserfahrung. Die Insurgenten flohen, nach hartnäckigem Gefecht, bergauf, und mit dem Entschluß, die Teufels-Brücke, welche zwischen schroffen Felsenwänden über der schäumenden Reuß schwebt, abzuwerfen. Aber bewaffnet erschien hier das Volk des in jenen Höhen befindlichen rauhen Thales von Urseren, und wehrte die That ab.

Die Empörten, welche nach so viel unglücklichen Gefechten kaum noch 500 Streiter zählten — denn die Walliser hatten muthlos den Rückweg in ihre Heimat genommen — verschanzten sich eine halbe Stunde über Hospital, noch an den äußersten Höhen des wegsamen Gotthard, zwischen Seiden- und Baumwollenballen und andern Kaufmannsgütern, welche daselbst der Unruhen willen liegen geblieben waren. Aber auch aus dieser kostbaren Umwallung wurde der verzweifelte Haufen, nach langem Widerstande, vertrieben; es war am 12. Mai. Die Flüchtlinge zerstreuten sich in die Thäler der italienischen Schweiz, wo sie sich, doch mit gleichem Unglück, zu den Rotten dasiger Empörer gesellten.

Des kaiserlichen Heeres fortdauerndes Kriegsglück, das Getümmel der Empörung weit umher im Hochlande, reizte auch in Nidwalden, mitten unter Ruinen, das Landvolk noch einmal zu Versuchen der Rache.

Ein armer Kerl, welcher ehemals als Soldat, nachher mit Feuerschwamm und Schwefelhölzern, als Landstreicher sein Leben gefristet hatte, gemeinlich Zundel-Nazi geheißen, ward jetzt der Held der Bühne.*) Er hatte schon am 9. Herbstmond bei Stans-

*) Sein wahrer Name war Ignaz Odermatt; sein Geburtsort Thalwyl in Nidwalden.

staad den Nidwaldnern Beweise kriegerischer Geschicklichkeit gegeben. Er war's, der damals das Feuer ihrer Batterien gegen die Franken glücklich geleitet, und den Kampf zum großen Nachtheil des Feindes verlängert hatte.

Jetzt, als in den Gebirgen das Horn des Aufruhrs überall scholl, faßte er den Gedanken, Stans in das blutige Abenteuer des allgemeinen Aufstandes zu verwickeln. Gerüchte, welche finstern Ereignissen, wie Wirbelwinde an schwülen Tagen den Ungewittern, voranzuziehen pflegen, bereiteten die Gemüther vor. Viele junge Leute waren geflüchtet, weil man sagte, sie würden ausgehoben, und unter die fränkischen Truppen gemischt werden. Andere hatten sich ihnen in Hoffnung ergiebiger Beute und glänzender Rache zugesellt, weil es hieß: die Franzosen würden überall geschlagen, überall verjagt, und so müsse Jedermann aufstehen und wider sie streiten.

Zundel-Nazi sammelte aus diesen Flüchtlingen eine kriegerische Rotte auf der Höhe des Gebirgs, im Dorfe Emmeten an den Urner Grenzen. Man lebte lustiges Leben, stellte Posten aus und beobachtete die Bewegungen freundlicher und feindlicher Schiffe auf der weiten Fläche des Waldstätter-Sees. Viele stiegen aus Nidwalden hinauf gen Emmeten, von Neugier gereizt, die „Zundelarmee" zu sehen, und wurden geworben, Waffen zu tragen, oder den Aufstand im Thale zu bereiten durch Verheißung und Drohung. Der Befehlshaber selbst hatte sich an Vincenz Schmid in Uri geschlossen, um durch solche Verbindung sein eigenes Ansehen bei der Bande zu stärken, welche er beherrschte. Auf dessen Geheiß hielt er die Höhen von Emmeten ferner besetzt. Doch drohte er oft gen Stans hinab, daß er den Flecken einnehmen und die Obrigkeiten „auf andere Gesinnungen" bringen würde.

Die Keckheit dieses Mannes flößte den Nidwaldnern Vertrauen ein, und Trotz gegen die Beamten, welche die alte Anarchie wieder

zurückkehren sahen. Nur Ludwig Kayser, der Unterstatthalter, blieb sich in seiner Entschlossenheit gleich. Er vernahm von nächtlichen Zusammenkünften in den Häusern der Mißvergnügten, in abgelegenen Ställen und Hütten. Er vernahm von ihren mörderischen Anschlägen, und wie die Landleute in den höchsten Alpen verborgen gehaltene Gewehre und Munition hervorsuchten.

Um neuen Gräueln vorzubeugen, griff er zu den letzten Mitteln. Er ließ Verhaftungsbefehle gegen diejenigen ergehen, welche durch aufrührerischen Ton sich am meisten auszeichneten; und, von höhern Gewalten bevollmächtigt, proklamirte er die Todesstrafe gegen Alle (1. Mai), welche ihre verheimlichten Waffen nicht binnen 24 Stunden abliefern würden.

Die Verhaftung eines gewissen Johannes Waser und seiner Magd, wegen meuterischer Reden und Aufmahnungen, hätte den Aufstand fast zu gleicher Zeit, als er in Schwyz ausbrach, in Nidwalden erneuert, wenn der Unterstatthalter nicht durch Nachgiebigkeit den Sturm abgeleitet haben würde.

Es versammelten sich in der letzten Nacht Aprils zu Beggenried die verschwornen Landleute bewaffnet. Hier ward beschlossen, gen Buochs zu ziehen, wo ähnliche Versammlung gehalten ward, und vereint mit derselben in der Morgenfrühe „Stans zu überfallen, den gefangenen Johannes Waser zu befreien, die republikanischen Beamten zu zwingen, ihre Stellen niederzulegen, und im Falle sich die Einwohner von Stans ihnen zur Wehre stellen würden, den durch die Franken verschonten Ueberrest des Fleckens in Brand zu stecken.“*)

---

*) Die Erzählung von den Nidwaldner Unruhen im Frühjahr 1799 ist aus den Akten des Distriktsgerichts Stans gezogen. Die Wahrheit des Verschwörungsplans zu Beggenried ward durch zwei übereinstimmende eidliche Zeugsame bekräftigt.

Mit diesem gräßlichen Vorsatz eilten die Verschwornen gen Buochs. Hier aber hatte man schon erfahren, daß der Unterstatthalter den Johannes Waser in Freiheit gesetzt habe. Die Versammlung war darauf auseinander gegangen mit dem Beschluß, daß wenn jemals eine ähnliche Verhaftnehmung geschehen sollte, man sich widersetzen, Sturmzeichen geben und den Flecken Stans verheeren werde. Das Nämliche solle geschehen, falls fränkische Truppen ankommen würden. Auch verband man sich feierlich, nicht nur die Angreifenden, sondern selbst diejenigen niederzumachen, welche sich nicht thätig zeigen würden. *)

Die von Beggenried, da sie sich allein sahen, kehrten wieder zurück. Eben so lösete sich, aus gleichen Ursachen, eine Versammlung Bewaffneter im Tabletenstall zu Thalwyl auf.

Der Unterstatthalter Ludwig Kayser hatte durch Entlassung der Gefangenen zwar die Landschaft gerettet; aber die Ruhe war nur scheinbar. Er unterrichtete die Regierung und forderte schleunigen Beistand.

Dem Vollziehungsdirektorium war an der Sicherung Nidwaldens Alles gelegen.

Es eilten Truppen auf Stans, theils um den Gehorsam dieses Bezirkes herzustellen, theils um den Angriff des Generals Soult auf die Insurgenten in Uri zu unterstützen.

Zundel-Nazi verließ mit seinen Freiwilligen das Hochgebirg, stieß zu dem Heerhaufen des Vincenz Schmid, und verlor sich ruflos in der Menge der übrigen Flüchtlinge.

Ludwig Kayser, der Unterstatthalter, aber, sobald er seinen Befehlen durch bewaffnete Macht Wirksamkeit geben konnte, säumte keinen Augenblick, sich der Widerspenstigen, wo er sie erblicken

*) Aus den von der Gerichtskommission zu Stans im Mai 1799 aufgenommenen Verhören geschöpft.

mochte, zu versichern. Binnen wenigen Tagen waren alle Gefängnisse mit Leuten angefüllt, welche entweder Glieder geheimer Verschwörungen, oder mit Waffen erblickt worden waren, nachdem schon Todesstrafe auf ihre Nichtablieferung gesetzt gewesen.

Die Lage der helvetischen Republik ward inzwischen mit jedem Tage bedenklicher. Schon war das fränkische Hauptquartier bis Zürich zurückgezogen. In den Gebirgen schlug man noch fortdauernd mit den Empörten; und die unzähligen Verhaftungen schienen das Uebel mehr zu erweitern, als zu heilen.

Unter diesen Umständen ernannte mich das Vollziehungsdirektorium am 14. Mai zum Regierungskommissär, mit Befehl: „in Nidwalden durch kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen die gehörige Achtung zu verschaffen, den Muth der Patrioten zu unterstützen, und dadurch den Uebelgesinnten jede Hoffnung zu benehmen, jemals zum Zweck ihrer Anschläge zu gelangen."

Dritter Abschnitt.

1.

Ehe ich die Erzählung von dem beginne, dessen Augenzeuge ich in einem Theil der gebirgischen Schweiz selbst ward, sende ich ein kurzes, doch treues Gemälde des Geistes voraus, welcher die junge Republik des umgeschaffenen Helvetiens beherrschte, nachdem sie kaum ihr erstes Jahresfest feiern konnte.*) Der Leser, indem er die Stimmung aller Schweizerkantone vor dem Einmarsch des

*) Dies Gemälde ist meistens wörtlich aus den Amtsberichten der obersten Kantonsbehörden an das Vollziehungsdirektorium, am Schlusse des Jahres 1798, gehoben worden.

kaiserlichen Heeres in Helvetien erkennt, sieht den Nebel von den Quellen vieler Ereignisse verschwinden, welche nachmals den Blick des Beobachters verwirrten, und die Welt mit falschen Urtheilen erfüllten.

Im Ganzen war die große Masse des Volks gleichgültig gegen die alte und gegen die neue Staatsverfassung, weil es beider Zweck und Werth zu wenig kannte, und nur einzelne Theile derselben, auf seine eigenthümlichen Verhältnisse beziehend, würdigte. Derer, welche aus Grundsätzen, oder unedlern Rücksichten, die alte Ordnung, oder die neue, mit Geräusch verfochten, waren bei weitem der geringere Theil der Nation. Ihre Thätigkeit setzte die trägen Massen nur von Zeit zu Zeit in Bewegung. Welche den rohen, auf das augenblickliche Bedürfniß gewandten Neigungen, und den Vorurtheilen und dem Lieblingswahn des großen Haufens am besten zu schmeicheln verstanden, hatten den zahlreichern Anhang.*)

Im Kanton Luzern wünschte der Landmann auf keine Weise die ehemalige Verfassung zurück. Einem guten, aber unerzogenen Kinde ähnlich, hatte er die häuslichen Tugenden seiner Vorfahren, ohne deren republikanischen Sinn und heldensinnige Liebe des Vaterlandes, geerbt. Religionskultus und Eigennutz, Furcht vor Umsturz der Altäre, Abgaben an den Staat, lähmte die Theilnahme der Menge an Begünstigung der neuen Staatseinrichtung.**)

Auch der Landmann des Kantons Solothurn hatte gleiche Furcht vor Auflagen. Die stattlichen Gehalte, so die höchsten Behörden der Republik sich selbst mit freigebiger Hand bestimmt hatten, schienen die Sorgen des Volks zu bestätigen. Indem also

---

*) Rengger, Minister der innern Angelegenheiten, in seinem Bericht an die Regierung, über die Lage der Republik, Monat November 1798.

**) Bericht des Regierungsstatthalters Rüttimann. Monat Oktober.

viele den ehemaligen Zustand heimwünschten, forderten von der andern Seite die Gemeinden in der Nähe der vormals herrschenden Stadt strengere Gleichheit mit deren Bewohnern. Schwer hielt es, das Volk überall gehörig zu belehren. Der größte Theil der Agenten (vom Unterstatthalter ernannte Beamten der vollziehenden Gewalt in den einzelnen Gemeinden) arbeitete mit Schlaffheit und Unwillen, weil keine Besoldung für seine Bemühungen stattfand.*)

Im Kanton Linth, zu welchem das Land Glarus, und die Bezirke von Rapperswyl, Werdenberg, Mels, Neu St. Johann und Schännis gezählt wurden, fehlte fast gänzlich ein der neuen Verfassung zugewandter Sinn. Die vornehmsten Ursachen davon waren theils Verdruß über Verlust aller Hoheiten, Gerechtsame und Landesgemeinden, theils Gewohnheit an vormaligen Einrichtungen, Ortsgeist, gekränkter Stolz reicher Geschlechter, Zunftgeist und Monopliensucht der Kauf- und Handelsleute, dabei gänzlicher Mangel der Industrie und guter Erziehungsanstalten.**)

Den Kanton Säntis, welcher die Rhoden des Appenzell, die Landschaften von St. Gallen, Toggenburg und Rheinthal umfing, sah man von Parteien zerrissen, welche aus der ehemaligen Verfassung in das Gewühl der Revolution mit verdoppeltem Grimm übergegangen waren. Die reformirten Gegenden waren beinahe durchaus für die neue Konstitution, aber die katholischen zitterten noch vor den nachtheiligen Folgen des Bürgereides auf ihre Seligkeit. Ihren Priestern getreu, und meistens so unwissend, daß von mehrern hundert Landleuten kaum einer selbst lesen konnte, mußten ihnen die Geistlichen Vorleser und Ausleger der neuen Gesetze

*) Zeltners, Regierungsstatthalters von Solothurn, Bericht. Monat Oktober.

**) Heer, Regierungsstatthalters vom Kanton Linth, Bericht vom Oktober und Dezember.

werden. Wie nun diese, so mannigfach gekränkten, Diener der Kirche erklärten, glaubten die gutmüthigen Laien.*)

Im Waadtlande weihete man seinen Gehorsam allen Verordnungen. Doch lebhafter Enthusiasmus für die Konstitution gebrach auch hier, und zwar aus Ursachen, welche denen in andern Theilen Helvetiens ganz entgegengesetzt waren. Man forderte unentgeldliche Aufhebung aller Feudallasten, und hatte sie von der Revolution als eine der ersten Früchte erwartet. Die Loskäuflichkeitserklärung der Lasten, welche noch vor Kurzem als Wohlthat angesehen worden wäre, galt nun einer Tirannei gleich. Dazu kam Unzufriedenheit derer, welche sich durch die Aufhebung der kleinen Ortsvorrechte verwundet fühlten, oder den Werth ihrer Gemeindsbürgerschaften sinken sahen.**)

Basel, die Stadt, welche nur aus Furcht in den Strom der Revolution getaucht hatte, theilte nicht mit dem Volke ihrer Landschaft die Freude an den großen Umwandlungen. Zwar zählte sie auch in ihren Ringmauern manchen entschiedenen Republikaner, aber mehrere noch erblickten in dem Waffenglanz der neuen Koalition und der aus dem tiefsten Norden durch Europa ziehenden Russen die Morgenröthe ihrer alten Herrschaft wieder. — Unter der mittlern und ärmern Klasse der Handwerker aber entspann sich vorzüglich Furcht wegen gänzlicher Aufhebung der Innungen und Zünfte, und Einführung der Gewerbsfreiheit.***)

Der Kanton Bern seufzte vornehmlich über Druck vom fränkischen Kriegsvolk. Die Stadt bedauerte ihre verlorene Hoheit.

---

*) Bericht des Regierungsstatthalters Bolt, vom September.

**) Polier, Regierungsstatthalter des Kantons Leman, Berichte vom Monat Oktober und November.

***) Schmid, Regierungsstatthalters von Basel, Bericht vom Oktober und November.

Viele schwebten in Angst vor dem nahen Kriege; viele hingegen erwarteten von seinem Ausgang zuversichtliche Herstellung der alten Rechte des Patriziats.*)

Das Volk des Berner Oberlandes fing an, sich dem Neuen anzuschließen. Doch mit den Schildworten Freiheit und Gleichheit knüpften die Landleute gar fremdartige Begriffe zusammen. An manchen Orten war ihnen Freiheit die Erlaubniß aller Willkühr, und Gleichheit die Vertheilung des Staats- und Gemeindsvermögens. Der Bürger, welcher nun seine Vorsteher aus eigener Mitte wählen konnte, und sie nicht mehr von Gott eingesetzt glaubte, fand, daß er über sie erhaben, und berechtigt sei, ihnen nur dann zu gehorchen, wann ihre Befehle eben mit seinen Meinungen und Bedürfnissen zusammenträfen.**)

Im Aargau war des Volkes Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge durch die unaufhörlichen Durchmärsche, Requisitionen und harten Behandlungen vom fränkischen Kriegsvolk fast allgemein worden. Die Gemeinde Lenzburg allein hatte binnen sieben Monaten 80,000 Mann Einquartierung gehabt. Daher fanden die Volksaufwiegler Gehör und Glauben, die Worte der Regierung verschlossene Herzen. Doch mehr, als auf dem Lande, wehte noch in den Städten republikanischer Geist. Aarau, Aarburg und Brugg inzwischen übertrafen Lenzburg und Zofingen in Kraft und Dauer freier, nicht nach dem vergangenen Zustand zurückschmachtender Gesinnungen.***)

Des Wallis fünf deutsche Bezirke, deren Volk ehemals bei

---

*) Bericht des Regierungsstatthalters von Bern, vom Dezember.

**) Joneli's Regierungsstatthalter vom Kanton Oberland, Bericht vom Oktober.

***) Bericht des Regierungsstatthalters Feer vom Aargau. Vom November.

demokratischer Verfassung über Unterwallis gebot, beklagten die eingebüßte Majestät und Ungebundenheit. So schmerzlich ihnen die Trennung von alten Uebungen gewesen, eben so lebhaft war nach denselben das Heimweh. Alles fürchtete man von der Fortdauer der helvetischen Republik: Zerstörung der Religion, Entführung der jungen Mannschaft zu fernen Kriegen, Verarmung durch Uebermaß der Abgaben. Nur die Söhne reicher und gebildeter Geschlechter fanden mit Vergnügen in der stellvertretenden Regierungsart Schirm gegen der Geistlichen Gewalt und gegen die souveränen Launen des Volks.*)

Die Gelände von Baden und Schaffhausen theilten aller andern Kantone Besorgnisse und Hoffnungen, ohne sich durch Thätigkeit weder für noch wider die Sache der Staatsverwandlung zu bezeichnen. Stilles Ergeben in den Gang der Schicksale schien in diesen Gegenden aller Bürger Wahlspruch zu sein, so daß weder die Umtriebe der Priester inner den Grenzen Badens, noch die Eifersucht der Landleute gegen die Stadt Schaffhausen, auffallende Ereignisse bewirken konnten.

Ein rüstigeres Volk, voller Gährung und wilden Zwietracht, beherbergte der Kanton Zürich. Der Landmann, in alter Fehde mit der sonst gebietenden Stadt, wachte hier eifersüchtiger über die neuempfangenen Rechtsame; die Stadt äußerte unverhohlener ihren Zorn gegen die Staatsumwälzung. Beider Theile Erbitterung schlug jeden Tag tiefere Wurzeln. Wenn aber auch die Bewohner des Landes zuweilen ihre Klagen in die der Stadt gegen die Regierung mischten, so geschah es wegen Unverständlichkeit der Gesetze; oder gegen allzugroße Kriegslasten, oder gegen Sorglosig-

*) Derivaz, Regierungsstatthalter des Wallis, vom Oktober und Dezember.

keit der Regierung, wenn sie „Aristokraten" oder Feinde der nunmehrigen Staatsordnung in Aemter und Würden hob.*)

In den italienischen Kantonen Lugano und Bellinzona dauerte noch immer, wiewohl schwächer, der in den ersten Monden der Revolution entstandene Parteizwist zwischen denen fort, welche das Land jenseits der hohen Alpenkette an den jungen Freistaat Cisalpinien schließen, und denen, welche der helvetischen Republik angehören wollten. Das Volk selbst nahm an den Umtrieben der Parteiführer freilich nur geringen Antheil. Bei des Landes großer Armuth fühlte es nur den harten, ungewohnten Druck des fränkischen Militärs. — Laut erhob es seine Klagen, wozu sich, wie überall in Helvetien, die Furcht vor gewaltsamer Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienst mischte, und der Priester schreckliche Weissagung vom nahen Untergang der Religion.

So herrschte in Helvetien kein Gemeingeist, kein allgemeines Sehnen zur Rückkehr nach dem untergegangenen Staatsverhältniß, aber auch keine Liebe für die neue Verfassung. Was die Völkerschaften seit einem Jahre verloren, und was sie empfangen hatten, war nicht ihres Willens gewesen. Nur in dem Einzigen stimmten alle überein, daß die Beherbergung eines fränkischen Heeres unerträglich sei, und daß die Zentralregierung, unvertraut mit dem Geist der Nation, allzuschonungslos deren Vorurtheile und Meinungen verwunde.

---

*) Pfenninger, Regierungsstatthalter des Kantons Zürich, Bericht vom Oktober und November.

2.

Von einem meiner ehemaligen Zöglinge, Johannes Denz von Chur, als Sekretär begleitet, trat ich am 15. Mai ans Ufer von Stansstaad, und unter die Ruinen dieses Dorfes. Man war schon mit dem Bau des obrigkeitlichen Waarenhauses und der zwischen hier und Stans zerstreuten Heuställe ziemlich vorgerückt. Hin und wieder sah man Leute im Schutte der Haustrümmer wühlen.

Im Sommer 1796 hatte ich diese Landschaft in ihrer ganzen Lieblichkeit erblickt, jetzt in ihrer Verödung. Links und rechts Aschen- und Steinhaufen, vielleicht Gräber der Unglücklichen, welche das Opfer ihrer Unwissenheit und Schwärmerei geworden waren.

Während wir mit Schmerz bei jenen traurigen Gegenständen verweilten, konnten wir doch nirgends in den Gesichtern, die uns begegneten, Spuren einer Schwermuth wahrnehmen, wie wir sie erwarteten. Auch späterhin hatte ich oft Gelegenheit, die gefühllose Gleichgültigkeit der Landleute beim Anblick ihres Elendes zu bemerken.

Aber dieser Stoizismus, weit entfernt, die Folge stolzer Seelengröße oder gewaltiger Leidenschaft zu sein, wie Dichter und hochherzige Flugblätter gern glauben machen wollten, schien mir selbst nicht einmal Frucht der Gewöhnung an den Bildern des Elends zu sein. Abwesenheit jenes Gefühls, welches an fremder, wie eigener Noth mit Wärme Theil nimmt; Unbehilflichkeit des Vorstellungsvermögens, welches nicht mit Gewandtheit Ursachen und Folgen, Vergangenheit und Zukunft verknüpfen, noch die Masse des Uebels in allen seinen Theilen, als erschütterndes Ganze, überschauen kann; Kleben am Bedürfniß des Augenblicks — bewirken bei ungebildeten Völkern, was wir an veredelten Menschen als erhabene Kraft bewundern.

So sehr können Rohheit und Armuth für die schönsten Empfindungen der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit den Sinn abstumpfen, daß man gelassenern Muthes den Verlust geliebter Verwandten, als den Verlust einiger Geldstücke erträgt. In mancher Hirtenfamilie wird der Tod der einzigen Milchkuh lebhafter und länger beklagt, als der Tod einer Mutter oder Hausfrau; in mancher wird der Reinlichkeit und Gesundheit des Viehes bei weitem mehr Sorgfalt, als dem Wohle der eigenen Kinder gewidmet. Bei Halbwilden steht das thierische Bedürfniß höher, als das Heiligste des Herzens; das Nützliche höher, als das Sittliche; der Gewinn des Augenblicks höher, als die Tugend.

„Und wären noch zweimal mehr Menschen drauf gegangen, wenn die Franken nur nicht Feuer angelegt hätten!“ sagten mir zuweilen die Landleute in Nidwalden, wenn ich mit ihnen über die Folgen des Aufruhrs sprach. Vielleicht trugen ihre religiösen Meinungen über die Seligkeit der Verstorbenen auch zur Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben bei. Inzwischen herrschte zu meiner Verwunderung unter den noch lebenden Unglücksgefährten weniger Eintracht, als ich zu finden hoffte. Statt brüderlicher Unterstützung entdeckte ich Mißgunst von Mann zu Mann, von Gemeinde zu Gemeinde. Man verkleinerte sich gegenseitig; man weigerte sich oft lieblos, die Hand zu leihen, wo sie dringend nothwendig war.

Sobald ich in Stans mich mit den Obrigkeiten des Bezirks in Verbindung gesetzt hatte, war das erste Geschäft, auf die Gefangenen Rücksicht zu nehmen, welche alle Gefängnisse füllten. Es waren ihrer über dreißig Personen, von welchen der größte Theil, wegen politischer Verbrechen, an das zu Rapperswyl niedergesetzte Kriegsgericht abgeführt werden sollte. Die meisten derselben waren unbeweibte, vermögenslose Menschen, welche den Aufstand als Erwerbsmittel behandelt zu haben schienen. Ich ließ

die Wegführung dieser Menschen verzögern, durchlas die über ihre Vergehen vom Gericht angefertigten Akten, und das Vollziehungs-Direktorium verwandelte nicht nur auf meinen Vorschlag die gesetzliche Todesstrafe der Aufrührer in Kriegsdienst unter den helvetischen Hilfstruppen, sondern gestattete auch den unter ihnen befindlichen Hausvätern, in der Heimat zu verbleiben.

Noch aber befanden sich im Lande über hundert andere Verbrecher gleicher Art, welche, bewaffnet oder unbewaffnet, mehr oder minder thätig, den geheimen Zusammenkünften der Verschwornen zu Buochs, Beggenried, Emmetten, Thalwyl, in der Knyri, zu Ennetbürgen und zu Wolfenschießen auf Alzelen beigewohnt hatten. Die Regierung bewilligte, daß diese Strafwürdigen mit so geringen Geldbußen durch das Distriktsgericht belegt wurden, daß der am schuldigsten Befundene nicht mehr denn 30 Gulden, und die minder Strafbaren nur 6 Gulden zu erlegen hatten. Ihrer waren 119 Personen.

Indem sie durch die ausgesprochene Strafe von der Furcht wegen des noch bevorstehenden Schicksals befreit wurden, hoffte ich diese durch unerwartete Gelindigkeit zu freundlicherm Sinn zu leiten. Sie legten in meine Hand das Versprechen ab, gehorsam, friedfertig und still zu leben; und so viel ich mich erinnere, blieb jeglicher seines Gelübdes mit Dankbarkeit eingedenk, und gab mir späterhin keinen Anlaß zu Klagen. Manche derselben waren durch diese Milde so bewegt, daß sie mit Thränen im Auge vor mir niederfielen, meine Hände küßten und ihre Reue bezeugten. Ich würde dieser Selbstdemüthigung hier nicht gedenken, die ich von keinem freien Landmanne Unterwaldens erwartet hätte, wenn solche Züge nicht wesentlich zur Bezeichnung dieses Gebirgsvolkes dienten.

Zwar wurde mir von verschiedenen Seiten solche Milde als unkluge Schwäche vorgeworfen. Zwar drohte man, daß eben diese Leute die ersten sein würden, welche die alten, blutigen Händel

erneuern, und undankbar meine Nachsicht zur Quelle unsäglicher Uebel verwandeln würden. Allein ich hatte niemals Ursache, mein Verfahren zu bereuen. Ich begnügte mich, nur gegen sehr Wenige Strenge zu üben; aber diese Wenigen waren solche, deren sittlicher Lebenswandel, auch ohne Rücksicht auf politische Meinung, rügenswerth war.

Rohe, kraftvolle, durch harte Schicksale zu leidenschaftlicher Verwilderung hingerissene Gemüther können durch Druck und Verfolgung nur erbitterter und verzweiflungsvoller werden; menschenfreundliche Theilnahme an ihrem Verhängnisse kann sie allein zur Versöhnung und Ruhe zurückleiten, wenn von der andern Seite Klugheit und Stärke gepaart, Empörungsversuche im ersten Keime tilgen.

Man muß die größte Behutsamkeit in Wahl der Strafarten sogenannter revolutionärer Verbrechen anwenden. Der machthabende Staatsmann vergißt gar oft, daß er, durch einen leichten Fingerdruck im Mittelpunkte der ungeheuern Staatsmaschine, Zentner emporschnellt; und daß unter dem sanften Zuge seiner Feder Geschlechter weinend an den Bettelstab stürzen. Er aber sieht nicht die Zentnerlasten, nicht die Thränen und Bettelstäbe, und hält sich selbst für mäßig, weise und gerecht!

Niemand, der seiner Meinungen willen duldet, glaubt Verbrecher zu sein. Denn so lange er für dieselben duldet, hält er sie noch für Wahrheiten und jeder Aufopferung würdig. In seinen Augen ist derjenige der Verbrecher, welcher ihn leiden läßt; der Duldende ist Märtyrer.

Alle Strafen der Welt können keine Ueberzeugungen ändern. Der Arm des weltlichen Richters reicht nicht hinüber in das Gebiet des Gewissens; dahin erstreckt sich nur Lehre des Bessern.

Es ist also zwecklos, irgend einen Bürger wegen seiner politischen Meinungen zu strafen, oder gar (ungesetzlich) zu verfolgen.

Der Verfolger ist ein Narr oder Bösewicht. Der Staatsmann hat nur dafür zu sorgen, daß der Irrthum des Bürgers die öffentliche Ordnung nicht zerstöre. Er darf nur Handlungen strafen. Aber kaum wird man behutsam genug in Ausfindung glücklicher Strafmittel für diese sein können, weil der Märtyrer sich nie so sehr wegen seiner Handlungen, als vielmehr um deren Ursachen, der Meinungen willen, gestraft glaubt, und weil jeder Meinungsgenosse des Märtyrers sich in ihm mitgestraft sieht, ob er gleich nicht dessen Handlungen begangen hatte. Eine unvorsichtig ausgefällte Strafe erbittert daher nicht nur den Duldenden, sondern alle seine Glaubensgesellen; und stiftet des Uebels mehr, als sie vernichtet.

Noch weniger darf eine Strafe mehr Personen verwunden, als Verbrecher sind. Alle Verurtheilungen in Masse sind wahrhafter Bürgerkrieg mit den Waffen der Justiz geführt, von der Vernunft mißbilligt, vielleicht aber leider in dieser Welt voller Mängel eben so unausweichlich, als jeder andere Krieg.

Zuweilen ist nichts so fähig, die Schwärmerei in ihren Wirkungen zu entkräften, als Anwendung des Lächerlichen. Ich bediente mich desselben, und jedesmal mit glücklichem Erfolge, gegen die geläufigen Zungen mancher Bäuerinnen von Unterwalden, deren Einfluß auf die Staatsverhandlungen dem Leser dieser Denkschrift nicht mehr unbekannt sein kann.

Als einstmals, während die Kaiserlichen schon in Uri Fuß gefaßt hatten, und Nidwalden ohne Besatzung war, mehrere zanklustige Weiber auf dem Platze von Stans über die nahe Ankunft der Oesterreicher und Russen jubelten, und ohne Rückhalt die künftigen Gegenstände ihrer Rache bezeichneten, ließ ich sie vor mich bringen. „Ihr wünscht," sagte ich, „die Ankunft der russischen und kaiserlichen Soldaten. Ich bedaure euch; sie kommen so bald nicht. Um aber eure Ungeduld zu befriedigen, will ich euch von

Posten zu Posten bis zu ihrem Lager schicken. Ihr habt eine halbe Stunde Zeit, euch mit dem Nöthigen zu versehen." Anfangs hielten sie meinen Einfall für Scherz. Als aber mehrere junge Leute von der Landwacht reisefertig und bewaffnet erschienen, sie zu begleiten und von mir scheinbar Verhaltungsbefehle erhielten, verwandelte sich der vorige Muthwille in Bestürzung und Wehklagen. Sie schworen unter Thränen, daß sie weder Oesterreicher noch Russen liebten. Ihr Geheul versammelte einen Haufen lachenden Volkes. Ich entließ die bekehrten Weiber endlich ihrer Angst. Verspottet kehrten sie heim, und wurden nie wieder laut.

Eine Bauersfrau von Emmeten, welche durch Lobgedichte auf die Empörung und durch Schmähllieder gegen die neue Staatsverfassung den Zorn des Unterstatthalters verdient zu haben glaubte, und aus Furcht vor dem Gefängnisse lange in den Wäldern gelebt hatte, von ihrer Familie getrennt, ließ durch ihren Gatten bei mir um Verzeihung anhalten. Ich nahm keinen Anstand, die unglückliche Dichterin den Ihrigen zurückzugeben, nachdem sie in Versen die neue Ordnung gerühmt und den Aufruhr getadelt haben würde. Die dienstbare Muse gehorchte; der Hymnus erschien. Man lachte. Spott lähmte den Einfluß der Nidwaldner Sappho; und eine von Versen unglücklich gewordene Familie wurde wieder durch die Gefälligkeit der Muse gerettet.

3.

Die helvetische Regierung, welche zur Erhaltung der Staatseinheit geschworen hatte, bewies durch Planlosigkeit ihres Verfahrens, daß sie weder Fähigkeit besaß, solche zu gründen, noch zu handhaben. Ohne hier die Ursachen solcher Unfähigkeit zu enthüllen, begnüge ich mich, nur auf dasjenige hinzudeuten, was

sie bei den so geheißenen kleinen Kantonen, zu welchen auch Unterwalden gehörte, verabsäumte, Staatseinheit zu befördern.

Schon oben berührte ich (Abschnitt II. 4.) das Nachtheilige der Zusammenschmelzung der vier Kantone Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden in einen einzigen. Hätte man diese Gegenden, deren Einwohner gleiche Schicksale, Sitten, Kulturverhältnisse und Interessen hatten, nie als Ganzes beisammen gelassen, sondern getrennt, und mit andern Kantonen frühzeitig vermischt: sie würden minder der blutige Schauplatz aller Verheerungen geworden sein. Das Volk der Waldstätte wäre durch solche Trennung zu Aufrühren geschwächt; dem Direktorium die Wahl der Beamten erleichtert, und den Kantonalmagistraten und Gerichten der Orts- und Kantonsgeist entzogen worden.

Ein anderer Fehler der Regierung war, daß sie die höchsten Beamten der vollziehenden Gewalt in den Kantonen aus der Mitte dasiger Bürger wählte. Unzufrieden mit der neuen Verfassung, trug das Volk gegen die Vollstrecker derselben ungleich tiefern Haß gegen Einheimische, als gegen Bürger anderer Kantone. Der Fremdling, der keine andern Pflichten kannte, als diejenigen, so ihm das Gesetz gab, unverflochten in Familien- und Privatverhältnisse, welche den Einheimischen umspannen, ungekränkt von Vorurtheilen, welche gegen Ortsbürger rangen, konnte freier handeln, leichter Gehorsam und Achtung finden, und mit geringerm Aufwande von Kraft und Mühe nützlicher werden. Von Matt hatte, als Unterwaldner, mit der Ernennung zum Statthalter zugleich eine bedeutende Gegenpartei von verschiedenen Familien empfangen, welche ihm überall entgegenarbeiteten, und ihm, seines besten Willens ungeachtet, alle Uebel, welche das Land drückten, in Rechnung zu bringen suchten. — Ignaz Truttmann, welcher ihm in dieser Würde folgte, hatte als ehemaliger Unterthan des Standes Schwyz den Groll derjenigen wider sich,

die er, als seine ehemaligen Obern, jetzt regieren sollte. — Wie in den Waldstätten, war dies fast in allen Kantonen der Fall.

Von gleicher Zweckwidrigkeit waren auch die, wegen revolutionärer Vergehungen, angewandten Strafmittel. Immer zwar wird es den helvetischen Zentralregierungen ehrenvoll bleiben, daß sie ihr Vaterland nicht mit jenen Abscheulichkeiten befleckten, welche Frankreich geschändet haben. Selbst die mit dem Tode drohenden Gesetze wurden nie vollstreckt. Dem ungeachtet kann man andere Arten der Bestrafung, welche die Stelle von jenen ersetzten, nicht loben. Dahin gehörten die sogenannten Deportationen, und die Verbannungen in den heimischen Distrikt.

Die Deportation entfernte den Sünder von seiner Heimat, in welcher er durch sein Betragen gefährlich zu werden drohte; die Einbannung schloß ihn in deren engen Bezirk, wie in ein geräumigeres Gefängniß. Diese beiden Uebel, in ihrer Art ganz entgegengesetzt, hatten dennoch einerlei üble Wirkungen.

Beim Antritte meiner Sendung schollen mir die bittersten Klagen unzähliger Familien entgegen, deren Väter, Brüder u. s. w., als Geisel für die innere Ruhe des Landes, hinweggeführt waren.

Nach genauer Untersuchung ergab sich, daß die Regierung schon vor meiner Ankunft Männer in diese Gegenden gesandt hatte, welche im Eifer, ohne allzuängstliche Wahl, alles deportirt hatten, was ihnen gefährlich geschienen haben mochte.

Der Gebirgsbewohner scheut die Deportation wie den Tod selbst. Sie setzt ihn in eine fremde Welt. Erinnerung seiner leidenden Familie begleitet ihn. Seine häuslichen Umstände gehen zu Grunde. Ich selbst bin Augenzeuge von dem Elende und der zerrütteten Wirthschaft mehrerer Familien gewesen, deren Häupter entführt waren. Der Staat schlug mit dieser Strafe nicht den Strafbaren allein, sondern weit mehr noch viele Unschuldige, und sich selbst,

indem er die Armuth seiner Bürger vergrößerte, und ganze Familien, die vorher unparteisam waren, gegen sich aufwiegelte.

Ich machte der Regierung den Vorschlag, die in Basel verhafteten Geiseln, gegen Bürgschaft für ruhiges Betragen, nach Nidwalden zurückkehren zu lassen. Gefährlich für die öffentliche Ordnung hätte plötzliche, gleichzeitige Loslassung aller werden können. Ich verwandte mich daher nur von Zeit zu Zeit bittend für einzelne. Die Regierung entsprach gern, und in kurzer Zeit befanden sich die Geiseln von Basel wieder in den Armen der Ihrigen. Da die meisten derselben mehr Verdachtes, als wirklicher Vergehungen willen, fortgeführt worden waren, theilte ich um so ruhiger mit ihren Familien die Freude ihrer Heimkunft; und die Thränen, welche hier meine Hand trocknete, wurden mir Entschädigung für tausend andere Unruhen. Durch Liebe und Dankbarkeit der Erlöseten hoffte ich den Frieden des unglücklichen Nidwaldens sicherer zu stellen, denn durch Schreckmittel, und ich betrog mich nicht*). Mitten unter den traurigen Erinnerungen, welche mich aus jenen Tagen umschweben, labt mich noch der Rückblick auf jene Wehmuth und zärtliche Freude, da Gattinnen, Mütter, Brüder, Kinder die Heimkehrenden nach langer Trennung wieder an die Brust drückten.

Und du, edler Businger, menschenfreundlicher Pfarrer von Stans, der du so oft für die unglücklichen Deportirten bei mir sprachst, nimm von mir öffentlich den Dank für deine Tugend! Verkannt und unbelohnt von deinen Mitbürgern in der Heimat, genüge dir das Bewußtsein deiner Bemühungen um ihr Wohl. Hätte die Tugend keinen andern Genuß zu gewähren, als den,

---

*) Die sämmtlichen vor meiner Geschäftsführung nach Basel Deportirten waren bis zum August, also acht bis zehn Wochen nach meiner Ankunft in Stans, wieder befreit.

welchen Erkenntlichkeit der Sterblichen bereiten sollte, o so würde sie keine Bekenner mehr unterm Himmel zählen.

Mitten in Beschäftigungen um Nidwaldens Beruhigung, ereignete sich ein Vorfall, welcher die traurigsten Folgen hätte wirken können.

In den Kerkern der Festung Aarburg schmachteten zweihundert und fünfundfünfzig Gefangene aus den kleinen Kantonen. Die mehrsten waren als Empörer auf der That ertappt, andere wegen mordbrennerischer Anschläge, andere, weil sie obrigkeitlichen Personen nach dem Leben getrachtet, andere nur allgemeinen Verdachts willen, gefänglich eingezogen, und meistens den Kriegsgerichten zur Beurtheilung bestimmt.

Alle diese Leute, meistens ohne Grundsätze, ohne Sitte, ohne Eigenthum, überschwemmten plötzlich den Kanton Waldstätten, ohne daß irgend eine Behörde von ihrer Befreiung benachrichtigt war. Durch die Kerker von Aarburg gewiß nicht ausgesöhnt, erbitterter denn vorher, traten sie ins Land. Einen Theil der kleinen Kantone hatten die damals siegenden Waffen der Kaiserlichen besetzt; die Regierung hatte Luzern verlassen und Bern zum Wohnsitz gewählt; der Regierungsstatthalter Von Matt und einige andere Beamte waren ihr nachgeflüchtet.

Sowohl die Loslassung der Gefangenen zu einer solchen Zeit (es war in der Mitte des Monats Juni), als auch die Art ihrer Befreiung, zeugen von der ungeheuern Verwirrung, welche in den öffentlichen Geschäften herrschte. Das Direktorium hatte nämlich den Volksrepräsentant und Regierungskommissär Billeter bevollmächtigt, allen Gefangenen die Kerker zu eröffnen*). Der Volks-

*) Auf meinen Bericht vom 26. Juni über die unangenehmen Folgen der Freilassung der in Aarburg verhaftet gewesenen Insurgenten, erklärte mir das Antwortsschreiben des Vollziehungsdirektoriums

repräsentant, welcher in Vollstreckung eines solchen Befehls seinem Herzen ein Fest gab, hatte demnach allen die Freiheit geschenkt, indem er für Verhaftungskosten und Verpflegung jedem die Erlegung von vierundzwanzig Franken zur Pflicht machte, und als Bürgschaft für die Summe, welche die Wenigsten entrichten konnten, einige Wohlhabendere im Namen Aller zurückbehielt. Die Zurückbehaltenen schrieen über Ungerechtigkeit, daß sie für Menschen zu zahlen gezwungen würden, mit welchen sie ohne Verbindung waren. Noch lauter schrie das losgelassene Gesindel, daß es stickende Luft, faules Wasser und unverschuldete Gefangenschaft mit Geld zahlen sollte: „Waren wir schuldig, warum ward über uns kein Urtheil gesprochen? Waren wir von Verbrechen rein, warum entschädigt man uns nicht für die bestandenen Leiden?“

Solche Sprache mußte auch bei den Parteilosesten Beifall finden; bei dem Gleichgültigsten Unwillen gegen eine Regierung erwecken, welche freie Bürger mit Willkürlichkeit behandeln ließ, und statt die Keime des Aufruhrs zu ersticken, die Saat dazu mit eigener Hand ausstreute.

Nicht ohne Mühe erhielt ich ein Verzeichniß aller Losgelassenen, damit ich sie und ihre Bewegungen beobachten konnte. Durch verschiedene Sicherheitsanstalten gelang es mir, diese Menschen wenigstens unschädlich zu machen, ohne zu neuen Einkerkerungen Zuflucht nehmen zu müssen.

---

vom 28. Juni 1799: „Die nach dem Kanton Waldstätten ausgeschickten Kommissäre rafften eine so große Anzahl Gefangener zusammen, ohne allen Unterschied zwischen mehr oder weniger Schuldigen, welche insgesammt in so scheußliche Gefängnisse eingekerkert wurden, daß das Direktorium sich verbunden glaubte, die Stimme der Menschlichkeit zu hören, um so mehr, da die Papiere über die ersten Verhöre derselben verloren gegangen.“

Aber ein neuer Umstand vermehrte meine Verlegenheit — dies war die gesetzliche Strafe, welche der Obergerichtshof über einige Männer ausfällte, die in dem Aufruhr von Nidwalden bedeutende Rollen gespielt hatten. Sie wurden nämlich des Aktivbürgerrechts auf einige Zeit beraubt, aber dabei für zwei oder mehrere Jahre inner den Grenzen ihrer Heimat eingebannt. Die Einstellung des Bürgerrechts war in diesen Zeiten keine Strafe; noch weniger war es die Verpflichtung, sich nicht über die Grenzen ihres heimatlichen Bezirks zu entfernen. Mißvergnügte Leute in ihren Wohnort einbannen, heißt die glimmenden Kohlen noch enger zusammenschüren. Nirgends kann der Friedensstörer gefahrvoller sein, als wo er einheimisch ist, alle Gemüther kennt, alle Umstände zu benutzen weiß. Daß er in seiner Heimat leben kann, ist ihm lieb; daß man aber den geliebten Aufenthalt für ihn entehrend macht, muß Aerger und Rachlust reizen. War der Mann vorher nicht gefährlich, so wird er es erst.

Zwar gab mir das Vollziehungsdirektorium (unterm 22. Mai) Auftrag, die in ihrem Bezirk Eingebannten sogleich als Geiseln nach dem Kanton Leman deportiren zu lassen; aber ich unterließ die Vollstreckung dieses Befehls, in der Hoffnung, auch ohnedem die Ruhe schirmen zu können. Es genügte, jeden Unruhigen nur mit Deportation zu bedrohen, um ihn zu zähmen.

4.

Vielleicht war ich in der Darstellung des revolutionären Gerichts- und Strafwesens so schon allzu weitläufig. Allein es war nothwendig, um auch von dieser Seite die damals herrschende Verwirrung des von innern und äußern Stürmen unaufhörlich erschütterten Staates lebhaft zu geben. Dies Gemälde kann vielleicht lehrreich für den Staatsmann und Menschenbeobachter sein; er erblickt ein

Volk, vom Meinungshaß unter einander entflammt, verzweiflungsvoll gehorchen und sich auflehnen; eine Regierung hingestellt in den Mittelpunkt des Strudels unbändiger Leidenschaften und außerordentlicher Ereignisse, bald auf Grundsätzen fußend, bald mit Willkür schaltend, stets den Eingebungen der Furcht und Hoffnung, der Verzweiflung und dem Drang der Umstände nachgebend.

Es drängte sich mit jeder Woche eine Flut von neuen Gesetzen, Beschlüssen und Verordnungen aus dem Schoos der gesetzgebenden Versammlungen; allein die wenigsten wurden vom Volk gelesen, noch weniger verstanden, alle aber, wegen ihrer Menge, selbst von Beamten vergessen. So breitete sich Anarchie aus, während die Regierung sich in fruchtloser Thätigkeit ermüdete.

Im Bezirk von Nidwalden standen bei meiner Ankunft noch zwei Kompagnien Lemaner Milizen. Sie mußten, während die Franken in Uri gegen die Kaiserlichen kämpften, die Gebirgshöhen von Emmetten und Seelisberg gegen Uri besetzen. Ihre Zahl war zu schwach, um bei der Menge der Mißvergnügten im Lande einem Aufstand zu begegnen. Nur die allergeschärfteste Polizei konnte die innere Ordnung sichern, indem sie jeden Funken des Aufruhrs entdecken und unterdrücken mußte. Aber bei dem Mißmuth und der Unfreundlichkeit des Volks, bei den Hindernissen, welche die Gebirge, Waldungen und zerstreut liegenden Häuser der Beobachtung fremder und einheimischer Aufwiegler, Landstreicher und Emissäre in den Weg stellten; bei der Schlaffheit oder Unwissenheit der Agenten und Munizipalitäten in den Dorfschaften, war es fast unmöglich, Polizei zu handhaben, an der es übrigens damals in der ganzen Schweiz gebrach.

Inzwischen ließ der Charakter des gemeinen Volks in seiner Begierde, Geld ohne viele Mühe zu verdienen, ein erträgliches Hilfsmittel erblicken. Die Verordnung, daß jeder Reisende mit Pässen versehen sein sollte, wurde geschärft, und jeder Bürger er-

hielt das Recht, Fremde wegen ihrer Pässe anzuhalten, und, falls die Pässe fehlten, den Reisenden gegen ansehnliche Belohnung zum Unterstatthalter zu führen. Jede Stunde Wegs ward dem Ueberbringer außerdem noch mit einem Schweizerfranken bezahlt. Auf ähnliche Weise wurde jeder belohnt, der einen fremden oder einheimischen Ruhestörer einbrachte, der das Volk zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung oder zu verbotenen, aufrührerischen Zusammenkünften zu verleiten suchte, und durch Zeugen seines Vergehens überwiesen werden konnte. Desgleichen wurden alle, welche in ihren Häusern Landstreicher und Fremde ohne Pässe, aufrührerische Reden u. dgl. m. duldeten, ohne der Obrigkeit ungesäumte Nachricht zu ertheilen, straffällig erklärt.

In Verbindung mit einigen redlichen und wohlhabenden Männern in allen Gemeinden, welchen, ihres eigenen Vortheils willen, jeder Tumult des zaumlosen Pöbels verhaßt sein mußte, ward ich fast täglich von der Lage und Sinnesart aller Dorfschaften belehrt. Ich kannte die Gänge und Reden der Lärmlustigen, ihre Hoffnungen, Besorgnisse und Vorsätze. Es genügte, einzelne derselben vor mich zu berufen, sie mit Freundlichkeit oder Ernst zu warnen und zurechtzuweisen, um geräuschvollern Auftritten vorzubeugen.

Doch jeder Tag gab den Verhältnissen und Gemüthern andere Gestalt und Farbe. Nichts war zuverlässig, nichts bleibend. Ein Augenblick konnte zerstören, was mondenlang gebaut war.

Der Sitz der Regierung, wegen Annäherung des Kriegsschauplatzes, ward nach Bern verlegt. Man betrachtete ihre Abreise wie eine Flucht. Rachlust und Plünderungsbegier erhoben sich unter keckern Drohungen. Der gebeugte Stolz der Kaiserlichgesinnten richtete sich wieder muthiger auf. Es kam zur Frage, ob man den Gesetzen noch länger zu gehorchen habe? Die Beamten sanken in dumpfes Verzagen, und wagten kaum noch, Befehle zu vollziehen. Andere entfernten sich von ihren Posten. Von Matt,

der Regierungsstatthalter, begab sich auf Luzern, und von da nach Bern. Der Statthalter vom Bezirk Sarnen (oder Obwalden), Peter von Flüe, that desgleichen.

Nur durch Gerüchte erfuhr ich von der Entfernung des letztern, und von Gährungen des Obwaldner Volks.

Die vorzüglichste Quelle des Mißvergnügens in Obwalden war die Gefangenschaft mehrerer Landleute, von denen verschiedene dem Statthalter Gehorsam und Achtung versagt hatten. Wieder andere waren schon in Insurrektionsprozesse verwickelt, waren schon in Schwyz verhaftet, vom Volke befreit, in Sarnen abermals gefänglich eingezogen, und so seit vier Monaten aus einem Kerker in den andern geschleppt worden. Ihre Freunde, empört durch solche Unmenschlichkeit, wiegelten das Landvolk auf, die Gefängnisse zu sprengen. Solch ein Aufstand wäre Anbahnung zu weitern Unternehmungen geworden.

Ich ertheilte dem Gerichte zu Sarnen Weisung, die Gefangenen unter Annahme des feierlichen Gelübdes zu entlassen, Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten. Es geschah, und noch zur glücklichen Stunde. Denn kaum waren die Gefängnisse geöffnet, als schon im Dorfe Alpnach, zu Füßen des Pilatusberges, Empörung reifte.

Hier hatten Einige den Freiheitsbaum umgehauen (31. Mai) und durch ihr Wagstück allerlei Volk herbeigezogen. Der Wein des Wirthshauses begeisterte die Menge. „Die Regierung ist davon, nun sind wir Meister!“ schrie Alles. — Der Zufall führte den öffentlichen Ankläger beim Kantonsgericht Waldstätten zu dieser Stunde ans Gestade von Alpnach. Er kam mit seiner Tochter von Zug, um sich nach Sarnen, seiner Heimat, zu begeben. Johlend stürzte ihm der Haufe entgegen, und schleppte ihn, als Beamten, gefangen umher. Nach mancher Mißhandlung ward er durch einige Glieder des Gerichts, die von Sarnen eiligst abge-

sandt worden waren, aus der Todesangst befreit. Die Beredsamkeit und der Ernst gleicher Männer zerstreute das Volk und rettete Alpnach und Obwalden von größerm Unglück.

Die niedergehauenen Freiheitsbäume wurden alsbald wieder aufgerichtet, und die fünf vorzüglichsten Urheber zu mir gen Stans geführt. Die Gemeinde, von meinen Drohungen wegen des Verbrechens ihrer Bürger geängstigt, ward von Freude gerührt, als ich nicht nur die Drohungen nicht vollzog, sondern selbst den Fehlbaren verzieh. Der Gehorsam gegen die Gesetze ward erneuert; Alpnach gab nie wieder Anlaß zu Klagen, so lange ich in jenen Gegenden lebte.

Der kaiserliche Oberst St. Julien hatte um diese Zeit, von Bünden aus, die Höhen des St. Gotthard erobert, und war bis Wasen herabgedrungen. Die französischen Feldherren Lecourbe und Loison vertheidigten noch das große Reußthal des Urnerlandes.

Während diese schlugen, empfing der Befehlshaber der lemanischen Milizen, Detreytorrens, die falsche Nachricht, daß Lecourbe über den See der Waldstätte flüchte, und die Kaiserlichen, Meister von Uri, gegen Unterwalden vorrücken. Eiligst rief er die Milizen von den Höhen bei Bauen, Seelisberg, Emmetten und Beggenried nach Stans, und setzte ganz Unterwalden durch seinen Rückzug in Bewegung. Ich erfuhr denselben erst, als er schon geschah (am 1. Juni).

Weil das helvetische Militär den fränkischen Befehlshabern untergeordnet war, konnte ich meinen Vorstellungen über die Gefahr, welche durch Entblößung jener festen Gebirgspässe entstand, keinen Nachdruck geben. Der Kommandant, voller Bestürzung, hörte mich kaum. Er bereitete sich zum weitern Rückzug gegen Obwalden. Seine Angst verbreitete sich überall. Man fürchtete den unmittelbaren Einzug der Oesterreicher, und neue Verheerun-

gen. Man sah überall Flüchtlinge, weinende Kinder, Weiber, die ihre wenigen Habseligkeiten vor der ersten Wuth der Soldaten bergen wollten. Im Dorfe Beggenried schlug man die Freiheitsbäume nieder. Die Munizipalität von Stans ernannte in ihrer Versammlung schon Deputirte, welche den kaiserlichen Feldherren entgegengesandt werden sollten, um Schonung des Landes zu flehen. Höhnend und triumphirend traten die kaiserlichgesinnten Landleute hervor, ohne jedoch die geringste Ausschweifung zu wagen.

Vergrößert mit tausend schreckenvollen Umständen kam die Sage auch gen Obwalden. Man hörte daselbst, daß Stans schon von Oesterreichern besetzt sei, und Blut fließe. Das dortige Bezirksgericht, standhaft versammelt, ordnete binnen drei Stunden eben so viele Botschaften an mich ab, um den Verlauf der Dinge zu erfahren.

In dieser Lage ließ ich Gewehre und Waffen, die den Landleuten seit den letzten Unruhen abgenommen waren, ohne Verzug nach Luzern abführen, um jeden Versuch zu vereiteln, daß sich das Volk derselben in der allgemeinen Verwirrung zur Vergrößerung derselben bemächtigen könne.

Während der feige Befehlshaber der Milizen die Gegend untersuchte, wo er zum Widerstand Fuß fassen könnte, empfing ich durch den Regierungsstatthalter Vincenz Rüttimann von Luzern Nachricht über die Lage von Uri, und die Abschrift eines Briefes von Lecourbe aus Altorf an General Boivin, welcher den Grund aller jener Gerüchte enthüllte.

„Vorgestern, Bürger General," so schrieb Lecourbe am 12. Prairial, „gab's in der Kolonne, die ich zu Urseren hatte, eine kleine Unordnung. Sie warf sich bis auf Altorf zurück. Die Lärmer flüchteten, und verbreiteten falsche Gerüchte.

„Geben Sie, ich bitte Sie, den Einwohnern von Luzern wieder Zuversicht über meine Stellung. Jener fatale Streich kam nur

daher, daß ich ins Muottathal gegangen war, wo ich den Feind zurückgestoßen, ihm zwei Kanonen und zwei- bis dreihundert Mann genommen habe. Meine Gegenwart hat die Gemüther wieder beruhigt. In diesem Augenblick sind die Oesterreicher in vollem Rückzug. Sie haben selbst die Brücke bei Wasen abgeworfen, was mich noch daran hindert, sie zu erreichen. Sie haben sich auch aus allen Pässen des Schächenthals und Maderanerthals zurückgezogen."

Ich las diesen Brief auf öffentlichem Platze vor; drang auf schleunige Wiederbesetzung der verlassenen Posten; ließ Wein und Lebensmittel unter die ermüdeten Truppen austheilen, streckte ihnen, um den Muth zu beleben, Geld auf Rechnung ihres Soldes vor, den sie schon seit Monaten nicht empfangen hatten, und brachte es endlich dahin, daß sie noch in derselben Nacht wieder an die Grenzen eilten.

Das Vollziehungsdirektorium ertheilte mir Vollmacht, in den Gebirgen, welche Waldstätten mit dem Berner Oberland und besonders mit dem Haslithale verbinden, alle Vorkehrungen zur Vertheidigung dieser Gegenden wider den Einbruch des Feindes zu treffen. Allein bald übernahmen die Franken selbst dies Geschäft, als sie, von der Uebermacht ihrer Gegner und vom Mangel an Lebensmitteln gedrängt, Uri verlassen und sich in die Unterwaldner Gebirge, unter Anführung des Generals Loison, zurückziehen mußten.

Das letzte Treffen, welches er und Lecourbe den Kaiserlichen geliefert hatten, war eins der gräßlichsten. Zwei von Hunger entkräftete Heerhaufen schlugen sich in den Klüften des Gotthard, dessen öde Felsen, von Blut und Leichnamen bedeckt, das scheußlichste Bild darstellten. Von Klippe zu Klippe ward mit Verzweiflung gefochten; zuletzt fast ohne Schuß, nur mit dem Bajonett, Mann gegen Mann, gearbeitet. Unzählige Ermordete stürzten in

die Tiefe der schäumenden Reuß hinab. Die Franken machten in den Gebirgsspalten des Gotthard diesen Tag 1800 Gefangene, und überließen als Sieger, unverfolgt vom Feinde, ihm das traurige Schlachtfeld.

Loison kam mit erschöpften Truppen am 8. Juni in Stans an. Die Leiden dieses unglücklichen, meiner Sorgfalt anvertrauten Landes schienen noch immer nicht ihre ganze Höhe erreicht zu haben.

5.

Eine der ersten unangenehmen Folgen vom Rückzug der Franken nach Unterwalden war, beim Mangel anderer Wohnungen zur Einrichtung des verlangten Militärspitals, die Einräumung eines beträchtlichen Theils derjenigen Nebengebäude des Stanser Frauenklosters, worin der edle Pestalozzi mit den Waisenkindern lebte. Hätte ich auch, zur Schonung des Waisenhauses, die von dem Brande übriggebliebenen Bürgerhäuser des Fleckens, worin mehrere Familien gedrängt beisammen wohnten, zur Aufnahme der kranken und verwundeten Soldaten verurtheilen wollen: würde dennoch der Generalstab in meinen Vorschlag nie gewilligt haben.

Pestalozzi fühlte die Nothwendigkeit, und gehorchte, wenn gleich nicht ohne Schmerz, ihrem Gebot. Dazu kam, daß die Franken selbst, von einer Stunde zur andern, den erneuten Angriff der Oesterreicher erwarteten, und mir nichts weniger, als Sicherheit ihres Bleibens verbürgen wollten und konnten. Es wurden demnach alle diejenigen Waisenkinder mit einem Geschenk entlassen, welche von ihren Aeltern und Verwandten selbst abgefordert wurden, und, nach dem Zeugniß rechtschaffener Männer, von ihnen wohl unterhalten werden konnten. Von achtzig Waisen blieben noch ungefähr zwanzig in der Anstalt zurück. Pestalozzi ließ die dem Hause zugehörigen Vorräthe, bis auf ruhigere Zeiten,

nach Luzern bringen, um die Früchte öffentlicher Wohlthätigkeit nicht der Raubgier der Soldaten preiszugeben, welche das Land überschwemmten. Er selbst aber wollte unter den Umständen nicht länger in Stanz bleiben. Er verließ diesen Ort, und legte bald darauf die Erziehungsanstalt zu Burgdorf an, deren Ruhm sich schnell durch Europa verbreitete*).

Dieser merkwürdige Mann lebte bei meiner Ankunft in Unterwalden verkannt und verachtet von allen, nur geliebt von seinen Zöglingen. Die Einwohner von Stans verstanden seine Sprache, seine Wünsche nicht, begriffen seine ungeheuern Aufopferungen nicht, und beurtheilten ihn bald wie einen Halbnärrischen, bald wie einen gemeinen Schulmeister, der durch mürrisches Betragen den Umgang der Vornehmern und Gebildetern verscherzte, dessen sie sich ohnedem schämten. Manche erstaunten über die Achtung, welche ich ihm bewies; manche spottlächelten verstohlen, wenn ich ihn mit Bewunderung ehrte. Unfähig, die Größe seiner Tugend und die Kraft seines Genies zu umfassen, würdigten sie ihn nur nach seinem vernachlässigten Aeußern. Doch nicht die Stanser allein, auch wohl in andern, in größern Schweizerorten ließen Männer, die sich durch Gelahrtheit oder Stand bedeutsam dünkten, dem armen Pestalozzi, dessen Name unter den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts unauslöschlich glänzt, damals nur schlechte Gerechtigkeit in Würdigung seines Werthes widerfahren.

---

*) Mit vieler Geflissenheit suchte man damals in öffentlichen Blättern jenes Ereigniß zum Nachtheil Pestalozzi's oder meiner, oder der Regierung, zu entstellen, indem man das Stanser Waisenhaus aufgehoben erklärte. Selbst in einem Bericht von Rengger, Minister des Innern, wurde durch Irrthum dies Gerücht bestätigt, während doch der Minister die bestimmtesten Nachrichten von der Fortdauer jener Anstalt hatte.

Nie habe ich einen Menschen gesehen, der so außerordentliche Geistesstärke mit stiller Einfalt eines kindlichen Gemüths gepaart hätte, wie er. Verkannt und zertreten immerdar, und von häuslichen Unglücksfällen gebeugt, schien sein Herz durch jede neue Wunde nur liebender und zartfühlender gegen die Menschheit zu werden. Mißtrauisch auf die Tücke, die ihn so oft betrogen, schmiegte er sich doch mit unbegreiflicher, leichtgläubiger Gutmüthigkeit an jeden, der ihm zulächelte. Niemand kannte das menschliche Herz und zeichnete dessen Schwächen und Stärken so genau, und war zugleich so wenig Menschenkenner in besondern Verhältnissen, wie Pestalozzi. Indem er scharfen Blicks sich selbst durchforschte, erkannte er das Gemüth der Menschheit bis zu dessen leisesten Bewegungen; indem er mit lebhafter Phantasie und hoher Gutmüthigseine innere Welt auf die äußere übertrug, ward er beständig irre an ihr. Diese seine Aehnlichkeit mit Jean Jacques Rousseau, und sein Stolz gegen den Stolz der Reichen oder Gelahrten, erwarben ihm mit dem Genfer Weisen gleiches Loos.

Eigentlich war das Waisenhaus von Stans für Pestalozzi nur eine seiner ersten Werkstätten für den ersten Jugendunterricht. Mit der Erhabenheit seines Zwecks wetteiferte nur sein Muth. Ich sah ihn im Getümmel unzähliger Kinder allein stehen, sie alle unterrichten, indem er sie anleitete, sich selbst unterweisen und durch Uebung ihrer kleinen Kräfte in einem gegebenen Verhältnisse dieselben vervollkommnern zu können. Das angenehme Gefühl, welches die stufenweise Entfaltung der Geistesgaben begleitet, erweckte in allen Kindern unglaubliche Lernbegier und Freudigkeit.

Auf nachmittäglichen Spaziergängen unterhielten wir uns gewöhnlich über diesen großen Gegenstand. Pestalozzi sprach oft mit Begeisterung, nie ohne mich besser und belehrter von sich zu entlassen. Demungeachtet schien er über das Wesen dessen, was er in Verbesserung des Volksunterrichts wollte, damals durchaus

noch im Dunkeln zu sein, weil er mir nie darüber helle Begriffe zu geben im Stande war. Auch hat ihn der Vollziehungsrath Glayre wohl eben so wenig verstanden, wenn er ihm antwortete: »Vous voulez donc mécaniser l'éducation!«, als Pestalozzi Glayrens Meinung ganz faßte, indem er diesen Worten Beifall gab, welchen er aber seine Begriffe unterlegt hatte.

Mit Pestalozzi's Verschwinden aus Stans verlor sich zwar sein Geist vom Unterricht der dortigen Waisenkinder; sie wurden aber dennoch mit Sorgfalt unterwiesen, und zu einer bisher mangelnden Ordnung und Reinlichkeit angehalten. Ein Mitglied der Munizipalität, Von Matt, übernahm mit rühmenswerthem Eifer die unmittelbare Aufsicht über das Waisenhaus, unterstützt von dem menschenfreundlichen Pfarrer Businger.

6.

Ein Land, ohne Gewerbsfleiß und Handel, erschöpft durch Krieg, verarmt durch Aufruhr, Brand, Plünderung, Auswanderungen, Deportationen u. s. w., darauf durch Besatzungen lange Zeit gedrückt, ohne öffentlichen Kredit, ohne andere Einnahmen, als die Almosen fremden Mitleides, mußte endlich der Verzweiflung nahe kommen, da seine Thäler abermals von Truppen überschwemmt wurden, deren Indisciplin und Gewaltthätigkeit bekannt waren. Dies war der Fall in Nidwalden bei der Ankunft des Generals Loison.

Die Schiffleute von Stansstaad, Hergiswyl, Buochs und Beggenried, meistens arme, nur vom täglichen Erwerb lebende Menschen, waren seit dreiviertel Jahren unbezahlt, ihrer meisten Fahrzeuge durch Requisitionen beraubt, und auf den wenigen, ihnen gebliebenen gezwungen, dem fränkischen Militär Tag und Nacht zu dienen. — Die vom Brande verschonten, und den Stellungen des

Heers am bequemsten gelegenen Dorfschaften hatten die ganze ungeheure Last der Beherbergung des Kriegsvolks allein zu tragen, weil in zerstreuten Höfen keine Mannschaften verlegt wurden.

Stündlich von diesen Bildern des Jammers umgeben, bestürmte ich das Vollziehungsdirektorium wiederholt mit den dringendsten Bitten um Hilfe. Aber bei der Ohnmacht desselben zu jener Zeit, da eine Hälfte der Schweiz von Feinden erobert, die andere Hälfte von fränkischen, an Allem Mangel leidenden Armeen überschwemmt war, blieben meine Vorstellungen meistens fruchtlos.

Während unzählige Familien um Nahrung jammerten, herrschte Ueberfluß an der Tafel des Generals und seiner Offiziere. Die Munizipalitäten mußten seiner Küche Weine, Speisen und Gewürze von Luzern herbeischaffen. Seine Unzufriedenheit mit dem Gastmahl hatte gewöhnlich Gefühllosigkeit bei einlaufenden Klagen der Landleute, Straflosigkeit ausschweifender Soldaten und Angestellten zur Folge. Um das größere Uebel zu verhindern, sahen sich die Vorsteher der Gemeinden gezwungen, keinen Aufwand für das Hauptquartier zu achten, mitten im schreiendsten Mangel der Ihrigen.

Mehr oder minder ist diese Leckerhaftigkeit den Feldherren aller Armeen eigen, wodurch sie sich die Mühseligkeiten des Kriegs versüßen zu wollen scheinen. Der Krieg, am Ende auch der heiligste, führt zur Entheiligung der Menschenwürde, zur Verthierung unsers Geschlechts.

Der Abgeordnete einer kraftlosen Regierung, welcher damals das Unglück hatte, fränkischen Generalen beigegeben zu werden, glich einem Gesandten am Hofe eines despotischen Tartarfürsten. Er mußte die Laune desselben studiren, und sich derselben zu bemeistern suchen, um Gutes stiften, oder Böses verhindern zu können. Er mußte sich persönliche Achtung und Freundschaft gewinnen, weil die Regierung, deren Stellvertreter er war, von den meisten fremden Befehlshabern nur mit Verächtlichkeit betrachtet wurde,

Man kann denken, wie bitter jedem Manne von Ehre und Selbstständigkeit solche Rolle werden mußte; und ich bekenne es, von allem, was ich jemals für meine Mitbürger gethan, ist diese Arbeit, in welcher ich mich unaufhörlich in Geduld, Selbstüberwindung und Verstellung üben mußte, die schwerste gewesen. Oft geriethen wir in lebhafte Wortwechsel; oft stießen wir die fürchterlichsten Drohungen wider einander aus.

„Sie sind allein schuldig", sagte ich einst zum General, „wenn dies unglückliche Volk zur Verzweiflung getrieben wird, und Aufstand macht. Hüten Sie sich vor den Folgen. Ich habe Sie gewarnt."

„Hüten?" schrie er gleich einem Besessenen: „Bei der leisesten Bewegung, die man wagen wird, laß ich Alles niedermachen, und eure Nester abbrennen bis zu den Spitzen der Berge."

„Dann bin ich der Erste, General, der das Land wider Sie führt. Und ich schwöre es, kein Franzose soll lebendig aus Unterwalden kommen! Ihre Drohungen erschrecken nicht mehr, wenn es das Aeußerste gilt. Aber dann verantworten Sie sich vor Ihrer Regierung."

Der General verstummte düster und verließ mich. So that er gewöhnlich. Er schien seinen Jähzorn zu kennen, und fürchtete Uebereilungen. Wir zürnten dann gewöhnlich einen halben Tag gegen einander, bis uns der vom General und mir gleich sehr geschätzte Pfarrer Businger wieder aussöhnte.

Loison, welcher sich im Gebirgskrieg einen Namen durch Tapferkeit gemacht hat, ist ein Mann von Kenntnissen und vielen liebenswürdigen Eigenschaften. Wir gewannen uns nach mancher Fehde gegenseitige Achtung ab. Unsere Freundschaft ward nach einigen Monaten inniger, und selbst nach unserer Trennung durch Briefwechsel und persönliche Besuche unterhalten.

Ich will nur einen Zug mittheilen, der die damalige Stellung französischer und schweizerischer Behörden schildert.

Ein Bauer von Kerns in Obwalden, Namens Andreas Windly, der seines Wegs ruhig ging, ward gewaltthätigerweise von einem französischen Korporal bei Ennetmoos gezwungen, ihm zum Wegweiser nach Sarnen zu dienen. Drei andere Bauern, worunter ein Maria Odermatt, liefen jenem nach, um ihn von dem Korporal, der betrunken zu sein schien, zu erlösen. Odermatt entwaffnete den Soldaten; Windly warf ihn zu Boden; jener stieß ihm den Säbel durch den Leib; dieser zerschlug den Kopf des Sterbenden mit einem Knittel. Sie begruben den Leichnam heimlich, und beraubten ihn seiner Baarschaft.*) Odermatt entkam durch Flucht; Windly wurde auf Befehl des Generals, der den Vorfall früh erfuhr, in seinem Hause des Nachts gefangen. Loison hatte zugleich Nachricht, daß der Unterstatthalter Kayser von diesem Ereigniß wußte, ohne Anstalten zur Verhaftung der Mörder gemacht zu haben. Er beklagte sich bei mir gegen die Beamten des Bezirks, erzählte mir den Meuchelmord und zeigte mir an, daß er die Beamten in der bevorstehenden Nacht gefänglich einziehen lassen werde, weil sie solche Thaten begünstigen zu wollen schienen. Seine und seines Heeres Sicherheit fordere diese Maßregel, setzte er hinzu, und erinnerte mich an hin und wieder gehaltene heimliche Zusammenkünfte der Bauern, welche mir verrathen worden waren, und worin sie, bei der geringen Truppenzahl in Stans, gedroht hatten, den General, den Statthalter, den Pfarrer und mich zu ermorden.

Indem ich durch die schleunigste Verhaftung einiger Mitschul-

*) Nach diesem warfen sich die Mörder (so lautet in den Prozeßakten ihre Aussage) auf ihre Knie nieder, und beteten für die abgeleibte Seele ihres Erschlagenen fünf Vater Unser und eben so viele Ave Maria, und gingen dann, aus dem geraubten Geld einige Messen lesen zu lassen.

digen an jener Mordthat Beweise schneller Gerechtigkeitspflege gab, und den General von der Nothwendigkeit überzeugte, öffentliche Beamten gehörigen Ortes zu belangen, erhielt ich die Sachen im Gange des Rechtens.

Der Unterstatthalter Kayser empfing um dieselbe Zeit seine mehrmals verlangte Entlassung; an seine Stelle wurde Wammischer, ein biederer, geachteter Mann, ernannt. Diese Veränderung trug ebenfalls bei, den General auszusöhnen. Er wollte aber den gefangenen Windly, als Mörder eines fränkischen Soldaten und Theilnehmer an einem Zusammenlauf, dem fränkischen Kriegsgericht übergeben. Windly war unstreitig der Minderschuldige; viele Umstände sprachen für ihn. Beim Kriegsgericht erwartete ihn das unfehlbare Todesurtheil. Ich versuchte ihn zu retten, und reklamirte ihn als Schweizer für das vaterländische Tribunal. Mein Entschluß war genommen, für das Recht unsers Volks das Aeußerste zu wagen, und im Fall einer gewaltthätigen Wegführung des Missethäters mich den Bajonetten der Franzosen entgegenzustellen. Loison rieth, zur Beendigung unsers Zwistes den Ausspruch des Obergenerals Massena und des helvetischen Vollziehungs-Direktoriums zu verlangen. Beide sandten wir Eilboten ab. Noch ehe Antworten zurückkamen, trat ich eines Morgens vor das Bett des Generals, mit dem Vorgeben, Befehl zur augenblicklichen Hinwegführung des Beklagten vor das Kantonsgericht Luzern empfangen zu haben. Ich forderte Mannschaft zur Begleitung desselben. Der General glaubte mir, stellte mürrisch die nöthigen Befehle aus, und so rettete ich durch List, was durch Gewalt nicht erreicht werden konnte. Massena hat wirklich, wie ich nachher erfuhr, den Verbrecher vor das Kriegsgericht verlangt, gab aber nach, da dessen Prozeß vor dem Kantonsgericht schon zu weit gediehen war, wo die Theilnahme am Morde mit mehrjähriger Kettenstrafe belegt wurde.

7.

Je mehr es mir gelang, die Freundschaft des Generals zu gewinnen, je thätiger wurde er selbst, bessere Kriegszucht zu handhaben und die Beschwerden des Landes zu mildern. Dies reichte hin, zwischen Bauern und Soldaten baldige Eintracht zu bewirken, Diebstähle aller Art zu mindern und Willkürlichkeiten der Unterbefehlshaber Schranken zu setzen.

Am 19. Juli 1799 griff der in Uri kommandirende kaiserliche Generalmajor Graf von Bey die fränkischen Posten in den Gebirgen bei Isithal und Bauen an. Er hatte zu dem Ende schon einige Tage vorher eine Kolonne abgeordnet, den Posten von Isithal zu umgehen. Seine Absicht war, diesen aufzuheben, sich der Batterien auf der Treib, welche den Eingang zum Urnersee beherrschten, zu bemächtigen, über die Gebirge gegen Nieder-Rickenbach vorzudringen und die Höhen des Thals von Stans zu gewinnen.

Das Treffen war hartnäckig, und dauerte, ungeachtet des Regens und Gewitters, vom Morgen bis gegen Abend, wo die Kaiserlichen in voller Unordnung die Flucht ergriffen. Die Franzosen machten an diesem Tage ungefähr 800 Mann Gefangene, worunter sich mehrere Offiziere und der befehlshabende General Bey selbst befanden.

In Abwesenheit Loisons empfing ich den unglücklichen Feldherrn des Kaisers, der, von einem Fall geschädigt, und vom kalten Regen halberstarrt, sein Schicksal mit großer Niedergeschlagenheit trug. Wir suchten ihm alle Bequemlichkeit zu verschaffen und ihn mit seinem Loose auszusöhnen.

Dies Ereigniß war für die innere Ruhe des Landes ungemein wohlthätig. Ich hatte dabei Gelegenheit zu bemerken, daß bei weitem der größere Theil der Landleute nicht mehr mit jener un-

gestümen Sehnsucht die Ankunft der Oesterreicher wünschten, wie vormals. Nicht nur blieben, während des Treffens, alle Einwohner in stiller Ordnung, sondern die von Seelisberg und Emmetten zeichneten sich sogar durch Dienstfertigkeit in Unterstützung der fränkischen Truppen wider meine Erwartung sehr aus.

Der Divisionsgeneral Lecourbe, welcher den rechten Flügel der fränkischen Armee in der Schweiz befehligte, brach endlich die lange Waffenruhe in diesen Gegenden ab. Indem er am 17. August Uri selbst angriff und das Land von Schwyz, mußten die Generale Loison und Güdin sich im Berner Haslithale zu Meiringen vereinigen, jener über das Gadmenthal, durch Maienthal, Wasen anfallen, und dieser über die Grimsel und Furka in Urseren eindringen.

Der glänzende Erfolg dieser kühnen Unternehmung, welche das Vorspiel der Schlacht von Zürich ward, ist bekannt.

Ich begleitete den General Loison durch die Thäler von Obwalden, über den Brünig bis in das rauhe, entlegene Gadmenthal, um den Transport der nothwendigsten Lebensmittel und der Munition und des schweren Geschützes zu beschleunigen und zu erleichtern von Dorf zu Dorf. Denn alles, was durch dieses Berglabyrinth geführt werden mußte, konnte nicht durch Rosse, sondern nur auf den Achseln starker und gewandter Männer über Felsenhänge und Abgründe getragen werden. Das Volk schien mit Freudigkeit sich diesem mühsamen Dienste hinzugeben. Es war ein frohes Gedränge; die letzte Anstrengung, wie Jeder hoffte, am Ziele unzähliger Leiden.

Jenseits des Kirchethügels, am Dörflein Im Grund, schied von uns der General Güdin, ein sanfter, gefälliger Mann. Seine Brigaden zogen die Bergstraße an der Grimsel, auf deren unwirthbaren Höhen, hinter Wällen von Felstrümmern, der Feind ihn erwartete. Man muß mit eigenen Augen jenes grausenvolle

Chaos von steilen, schlüpfrigen Klippen gesehen haben, und die Ermattung kennen, welche das Besteigen der Gebirge in heißen Tagen gibt, wo Genuß bittern Schneewassers den Durst mehr reizt, denn stillt; man muß den Kranz von schroffen Felsen kennen, welchen droben die Kaiserlichen überall vortheilhaft besetzt hielten, um das Ungeheure des Wagstücks würdigen zu können, welches hier die fränkischen Truppen bestanden. Sie siegten, und fegten im Sturmmarsch das Gebirg am folgenden Tage.

Mitten in der Wildniß des Nesselthals überfiel uns des Abends Dunkelheit und fürchterliches Gewitter. Die Wege waren zerstört vom Regen, und nur am Leuchten der Blitze sichtbar. Spät und durchnäßt erreichten wir die Hütten des Gadmenthals. Doch der andere Morgen enthüllte nur noch größere Gefahren zur Fortsetzung des Heerzuges. Der Weg desselben, welcher aus dem Felsenkessel des wilden Gadmen zur Höhe des Maienthals leitet, war nur ein schmaler Hirtenpfad, jäh, und neben einem Abgrund, aus dessen Tiefe hervor ein wüthender Bergstrom brüllt. Hätten die Kaiserlichen an die Möglichkeit eines Ueberfalls geglaubt, eine Handvoll der Ihrigen würde vielen Tausenden den Paß versperrt haben. Ein Mann nach dem andern klimmte bergauf; Kanonen wurden mit Seilen über die Klippen gezogen, oder auf der Schulter eines Mannes über die gefährlichsten Stellen gehoben. Die wenigen Rosse, welche beim Zuge waren, wurden aller Bürde entladen, und sich selbst überlassen, ohne Leitung, aufwärts getrieben. Einige derselben verloren dennoch das Gleichgewicht und stürzten zerschmettert in die Tiefe. Das Gewühl dieser kletternden Armee, welche droben vernichtet werden oder siegen mußte, weil der Rückzug unmöglich war, dauerte in voller Unordnung den ganzen Tag. Von Menschen verunglückte indessen keiner, als ein Landmann aus dem Gadmenthale, dessen Hand vom Fall einer Kanone zerschmettert wurde. General Loison, als er davon erfuhr, wollte dem Un-

glücklichen eine Pension aus Frankreich erwirken, und wandte sich desfalls unaufgefordert an mich. Der Name dieses Mannes ist mir aber nie bekannt worden. *)

Sobald ich nach Stans zurückgekommen war, ward meine erste Sorge, die allgemeine frohe Stimmung des Volkes zu benutzen, und zur Handhabung fester Ordnung und Sicherheit gegen die Umtriebe einzelner Friedensstörer in allen Gemeinden Landwachten (Milizen) zu errichten. Willig ward mir Hand geboten. Der traurige Anblick, welchen die durch Unterwalden geführten kaiserlichen Kriegsgefangenen gewährt hatten, meistens Hungarn, zerlumpt, unreinlich und kriechend bettelhaft, hatte dem größten Theil des Volks noch mehr, als das fortdauernde Glück der fränkischen Waffen, die Lust zur Beherbergung österreichischer Truppen genommen. Man sehnte sich nach Sicherheit und Ordnung und gesetzlichem Zustand heim, und schmeichelte sich, fremder Besatzung entbehren zu können, wenn man sich selbst zu bewachen fähig wäre.

Alle Bürger wurden zur Miliz oder Landwacht eingeschrieben, eingetheilt und aus dem Arsenal von Luzern bewaffnet. Jede Gemeinde unterhielt täglich eine Wacht von vier Mann, bereit, auf jeden Augenblick dahin zu marschiren, wohin sie befehligt ward, und wurde zu gleicher Zeit von einer andern Wacht ergänzt. Durch sie wurden schnell die amtlichen Berichte und Befehle nach allen Gegenden hin befördert; und Deserteurs, Verdächtige, Landstreicher u. s. w. von Posten zu Posten eskortirt. So standen alle Tage allein in Nidwalden fünfzig Mann unter Waffen, welche binnen wenigen Stunden auf einen beliebigen Punkt zusammengezogen

*) In einem Schreiben, datirt von Altorf in Uri, 16. Oktober 1799, an den B. Joneli, damaligen Regierungsstatthalter des Kantons Oberland, lud ich denselben ein, den Namen des Verstümmelten zu erforschen, empfing aber keine Antwort.

werden konnten, wo es die Umstände erheischten. Das Direktorium genehmigte meinen Entwurf. Im Zeitraum weniger Tage ward er vollzogen, und von mir ein gedienter Offizier von Stans, B. Maurus Lussi, zum Oberkommandant des Distrikts ernannt. Dieselbe Einrichtung ward auch in Obwalden und im Bezirk von Arth eingeführt.

Als späterhin (Ende Herbstmonds 1799) Suwarows Macht Uri für kurze Zeit überschwemmte, und Loison mit seinen Brigaden in die Gebirge von Unterwalden zurückgedrängt ward, bezogen die Landwachten vereint mit den fränkischen Soldaten ihre Posten, und verhüteten dadurch besonders die gewöhnlichen Ausschweifungen und Diebstähle des Militärs.

Der fränkische Feldherr ward durch diese Ordnung und den Beistand, welchen ihm Unterwalden leistete, so gerührt, daß er das Land nicht eher verließ, bis er in einer allgemeinen Versammlung der gesammten Munizipalitäten seinen feierlichen Dank bezeugt hatte.

So war der Geist des Volks seit einem Jahre verändert, daß eben dieselben Menschen, welche noch vor zwölf Monaten gegen die Franken mit unerhörter Wuth gefochten, und durch schwärmerischen Widerstand die Verwüstung ihres Landes veranlaßt hatten, während sie weit umher keine Hilfe sahen, — jetzt an der Seite der Franken ohne Zwang dienten, inzwischen die Russen siegend an ihren Grenzen standen, täglichen Einfall drohten, alle Deportirte wieder in ihrer Heimat, und alle Gefangene wieder befreit umherwandelten.

Um eben diese Zeit schrieb ich dem Vollziehungsdirektorium (25. September) über den Zustand dieser Gegenden, welche ich damals für halb gerettet ansehen konnte: „Nicht ohne ein lebhaftes, freudiges Gefühl kann ich meiner Regierung die Versicherung ertheilen, daß gegenwärtig im Distrikt Stans die strengste Ord-

nung und eine heitere Ruhe herrschen, wie seit Beginnen der Revolution hier noch nie stattfand. Der Bezirk ist auf dem Wege, bald der Republik ganz anzugehören; selbst der Geist der Freude fängt sogar an, sich auf diese Ruinen allmälig niederzulassen.

„Das größte aller Volksfeste im ehemaligen Nidwalden war die Kilbi. Zwei Tage lang wurde dies Fest der Aernte, dies Willkommen der Hirten bei ihrer Wiederkunft von den hohen Alpen gefeiert. Der Gottesdienst mit einer Predigt über Freiheit, Vaterlandsliebe u. dgl. eröffneten das Fest. Dann ward ein feierlicher Umgang, von Tausenden begleitet, von Obrigkeiten und Pfarrern angeführt, gehalten. Voran wehte die weiß-rothe Landesfahne. Von allen rüstigen Jünglingen wurde sie kunstvoll umher geschwungen. Auch am andern Tage noch spielte die Fahne ihre Rolle. Ausgesteckt wehte sie vor dem Hause, in welchem die Glücklichen ihre Gastmähler und Tänze hielten.

„Seit der Revolution ist dieses Fest, über welches man sich ein Jahr lang voraus und nachher freute, nicht mehr gefeiert worden. Schon entsteht jetzt ein zweifelhaftes Befragen darum. Ich benutze die glückliche Stimmung des Volks. Nicht nur habe ich den Distriktsstatthalter eingeladen, allen Gemeinden anzuzeigen, daß unsere Regierung die Feier der Kilbi gern sehe, sondern ich bitte sie auch, Bürger Direktoren, mir zu erlauben, daß ich dem Distrikte eine dreifarbige Fahne, nebst einem Belobungsschreiben der Bürger wegen ihres jetzigen Verhaltens, verehre. — Um das Volk ganz an die neue Landesverfassung zu schließen, müssen wir die schönsten Tage der alten Verfassung in die neue herüberziehen, und alle Feste und Spiele genau mit der neuen Ordnung verweben."

Bald nachdem verließ ich diese Gegenden, durch die Regierung zu andern Sendungen berufen.

Metapolitische Ideen.

Ein Bruchstück.

Der Verfasser schrieb dieses Bruchstück schon im Jahre 1796, während seines Aufenthaltes zu Paris. Es ward im gleichen Jahre in der damals zu Zürich erschienenen Zeitschrift „Humaniora" aufgenommen.

Es gereicht unsern Staatsmännern gewöhnlich zum Aergerniß, wenn ein Unberufener über Staatssachen, Volksrechte und Regierungsformen ein Wörtchen fallen läßt. Es beleidigt ihren Stolz, Gegenstände zum Stoff gesellschaftlicher Unterhaltungen werden zu sehen, welche bisher, wie ein ehrwürdiges Heiligthum, dem Volke nur aus der Ferne gezeigt wurden.

Sie spotten der unberufenen Staatsweisen (man muß diese von Staatskünstlern unterscheiden); und meinen nach ihrer Art, es sei leichter, gute Verse zu schreiben, als mit Glück über Gesetzgebung und Verwaltung zu sprechen. Ich habe nun gerade die entgegengesetzte Meinung; glaube, es sei leichter über Staatsverhältnisse gut zu urtheilen, als gute Verse zu dichten; denn zu jenem Geschäfte wird nur gesunder, ungelähmter Menschenverstand, zu diesem ein selteneres Geschenk der sparsamen Natur erfordert.

Dem sei, wie ihm wolle, so halte ich es wenigstens für sehr erlaubt, und sogar für sehr nützlich, in der Politik so wenig, als in der Religion, am Arm des blinden Glaubens zu schleichen.

Wer sich stark genug fühlt, diesen Arm zu entbehren, erkennt in dem Gefühle seinen Beruf zum Selbstgehen. Eben so wichtig dem einzelnen Menschen Berichtigung seiner Vorstellungen vom höchsten Wesen, von Unsterblichkeit der Seele und einer moralischen Weltregierung ist, so wichtig und wohlthätig ist ihm das Nachdenken über die Lehre von der besten, das heißt der vernunftmäßigsten Einrichtung des menschlichen Gesellschaftskörpers.

Gleichwie es eine höhere Wissenschaft gibt, in welcher wir den Grund aller positiven Gesetze und Rechte erkennen, — nämlich das Naturrecht; — oder eine Wissenschaft, welche uns den Grund aller Erscheinungen der Physik geben will, — nämlich die Metaphysik: so sollte auch eine Wissenschaft werden können, in welcher dem Grunde aller Erscheinungen der Politik (Staatskunst) nachgewiesen wird, — nämlich Metapolitik.

Unvertraut mit den Systemen der ältern, uneingeweiht in die Geheimnisse der neuern Staatskunst, habe ich mir, zu meiner eigenen Belehrung, vorgenommen, diesem Gegenstande meine nächsten Stunden zur Betrachtung zu widmen. Ich will, selbst wo sich mir Staaten als glückliche Muster darstellen, nicht auf sie hinschauen, sondern nur auf das Urtheil der Vernunft allein horchen; will nicht aufsuchen das was ist, sondern was nach den Gesetzen der Vernunft sein sollte, und — wenn der Glauben an die Fortschritte der menschlichen Gesellschaft in ihrer Kultur nicht Träumerei ist — künftig einmal sein wird.

I. Freiheit.

1.

Der Robinson auf seiner unbewohnten Insel ist wie der Weise im Horaz, Schuster und König — er ist durchaus frei. Die Grenzen der Natur sind die Grenzen seiner Willkür, seiner Launen.

Das gesellschaftliche Leben ist dem Menschen aber Bedürfniß durch seine eigene Organisation. Ausgesteuert von der Natur mit einer Menge von Anlagen und Trieben, welche Ausbildung und Befriedigung fordern, und sie unmöglich in der Einsamkeit gewinnen können, schmachtet er nach Unterstützern und Gehilfen.

Mit dem Uebergang aus dem Einzelnsein in den gesellschaftlichen Zustand, opfert er freiwillig einen Theil seiner Willkür auf; er leidet Einschränkungen, um die Vortheile der Gesellschaft zu empfangen.

2.

Diese Einschränkungen sind keine Vernichtungen seiner Freiheit, sondern nur Bestimmungen in der Wahl seiner Mittel, jene (Freiheit) wohl zu genießen.

3.

Das Wort, und der in der Schaale desselben wohnende Begriff Freiheit, hat das Schicksal einer Münze, welche lebhaft umläuft, und in tausend Händen und Taschen endlich Form und Gepräge einbüßt. Eben deswegen wissen so viele, selbst Kaufleute, welche mit derselben starke Geschäfte treiben (denn sie sind darum nicht immer gute Münzkenner), Freiheit nicht leicht von Unabhängigkeit, Ungebundenheit, Selbstbestimmung u. dgl. m. zu unterscheiden.

Worin besteht des Menschen Freiheit? — — Sie besteht in der harmonischen oder vernunftgemäßen Befriedigung der Triebe unserer dreifachen Natur.

4.

Der Mensch vereinigt in sich gleichsam dreifaches Leben, — ein sinnliches, ein sittliches und ein denkendes.

Der nächste Zweck, welcher vor ihm liegt, und dem er schon mit aller Kraft entgegensteuert, ehe er ihn deutlich erkennt, ist — zu leben, — zu entfalten die Anlagen, welche ihm beiwohnen, — das zu werden, was er nach seiner Organisation werden kann. Dahin lenken ihn unwillkürlich alle Triebe. Er gleicht der Pflanze, welche, organisirt zur Blume, mit immerwährendem Drange dieser Bestimmung entgegenkeimt.

Haben die Triebe unsers dreifachen Lebens volle Befriedigung, das heißt, setzen sich unserer sinnlichen, sittlichen und intellektuellen Vervollkommnerung keine andere Schranken, als die nothwendigen der Natur selbst, entgegen, sind wir in der Lage, ungehindert aufzublühen und zu dem zu reifen, was wir nach unserer Organisation sein-können: so sind wir frei. Wir sind Pflanzen im Garten der Natur, welche ungelähmt in ihren Kräften, Schönheit, Stärke und Höhe gewinnen.

5.

Diese Freiheit empfängt nach besondern Beziehungen besondere Bezeichnungen. — Verhältnisse, welche den Forderungen unserer sinnlichen Natur Erfüllung gewähren (Sicherheit des Lebens, des Eigenthums, der Nahrung, Begattung u. s. f.), machen uns sinnlich frei.

Werden die Triebe unserer moralischen Natur gestillt, das heißt, vollstrecken wir das Sittengesetz der Vernunft, entreißen

wir uns der Herrschaft aller sinnlichen Begierden: so sind wir sittlich frei.

Lähmen keine willkürliche (also nicht durch die Naturnothwendigkeit gegebene) Fesseln unsers Geistes Kraft, zur Entwickelung seiner Anlagen zum Urtheilen, Denken, Glauben; werden wir nicht durch willkürliche Gewalten an gewisse Formen und Meinungen und ein **non plus ultra** des Forschens gebunden: so genießen wir Denkfreiheit.

6.

Hieraus ergibt sich, daß die Freiheit nicht nur in sich Verschiedenheiten trägt, sondern auch eben so relativ ist, als die Ausbildung der Triebe des dreifachen Lebens bei den Sterblichen überhaupt ist.

Der Wilde, welcher nichts von den Forderungen seiner (in ihm vorhandenen, aber schlummernden) höhern Natur ahnet, lebt frei, sobald er nur in sinnlicher Behaglichkeit leben kann.

Ein Europäer hingegen, der Alles, was Sinnlichkeit schmeichelt, so gut wie jener Wilde, besitzt, aber durch willkürliche Gebote in Rücksicht der unerfüllten Triebe seiner höhern Natur darben und schmachten muß, ist nichts weniger, als frei zu nennen.

Im Urtheile über die Freiheit der Völker müssen wir diese mit keinem andern Maßstabe, als dem ihrer eigenen Entwickelungsstufe, messen.

7.

Ungehemmte, vernunftgemäße Befriedigung der Triebe unsers gesammten dreifachen Lebens setzt vollkommene Freiheit voraus.

Ein Staat, welcher dem Volke das Vermögen läßt, die Forderungen der dreifachen Natur so weit zu beruhigen, als es der Kulturzustand des Volkes möglich macht, oder zuläßt, gewährt bürgerliche Freiheit.

Ein Staat, welcher die eine oder die andere Art der Freiheit (5) vernichtet durch seine Gesetze, vernichtet damit Plan und die Ordnung der Schöpfung, verkrüppelt die Menschheit, ist widernatürlich und der Auflösung werth.

8.

Vollkommene Freiheit (7) ist ein Begriff, der mit sich absolute Allgemeinheit verbindet, ist das Ideal, dem wir entgegenringen, die Basis der vernünftigen Gesetzgebung.

Bürgerliche Freiheit ist abhängig vom Grade der Kultur des Volks.

Eine Nation, welche noch vor hundert Jahren frei war, kann, selbst wenn sie noch immer die damaligen Verfassungen, Gesetze und politischen Verhältnisse unverändert beibehalten hat, in unsern Zeiten aufgehört haben frei zu sein, durch ihre Fortschritte in der Geistesbildung. Die Kleider, in welchen sich einst das Kind frei regen und bewegen konnte, werden dem wachsenden Jüngling zu enge, folternd und unnatürlich.

9.

Der Mensch in der Einsamkeit ist nicht fähig, allein und für sich selbst alle Anlagen zur Vollkommenheit zu entwickeln (1); um also vollkommene Freiheit (7) zu erhalten, bedarf er der Unterstützung von mehrern Sterblichen. Er opfert der Gesellschaft, um ihrer Hilfe theilhaftig zu werden, von seiner Willkür und Ungebundenheit auf. Die Einschränkungen, welche er freiwillig leidet, heben seine Freiheit (4, 5) nicht auf, sondern geben ihm bestimmtere Mittel, sich der vollkommenen Freiheit (7, 8) anzunähern.

10.

Willkürlich und nach Laune etwas thun oder lassen können, was nicht unmittelbar mit den Triebesforderungen der dreifachen Natur verknüpft ist, heißt nur Ungebundenheit.

Etwas Unvernünftiges wollen und thun können, heißt wahnsinnig oder thierisch sein können.

II. Zweck des Staates.

11.

Der Zweck, auf welchen in uns alle Anlagen und Triebe hindeuten, und mit dessen Vernichtung sich auch unser menschliches Dasein schließen würde, nämlich zu leben, und sich als Das zu erhalten, was man nach der Natur aller beiwohnenden Anlagen ist, und, der Vernunft gemäß, sein soll — dieser Zweck, sage ich, ist im Stande der Gesellschaft so heilig, als im Stande der Einsamkeit. Denn um dieses Zweckes willen tritt der Einsame in die Gesellschaft.

12.

Dieser Zweck, dieses natürliche (also nothwendige, nicht selbstersonnene) Befugniß, zu bleiben und zu werden, was der Mensch durch seine Organisation ist und werden soll, ist das große Grund- und Urrecht des Menschen.

Er hat also das unveräußerliche Recht zur Erhaltung und Ausbildung seiner Sinnlichkeit, das Recht, Leben, Eigenthum, Wohlsein u. s. f. zu erhalten, zu befördern.

Zweitens, Recht zur Erhaltung und Ausbildung der moralischen Natur, Freiheit der Tugend, Ausübungsrecht der Sittlichkeit.

Drittens, Erhaltung und Ausbildung seiner intellektuellen Natur, Freiheit des Denkens, Glaubens u. s. w.

In so fern jedem vernünftigen Wesen auf Erden diese Rechte angehören, sind sie Eigenthum der ganzen menschlichen Gesellschaft — Rechte der Menschheit.

13.

Weder das Individuum, noch die Gesammtheit der Menschen kann in der Gesellschaft die Bedingungen aufopfern, unter welchen ihr physisches, moralisches und intellektuelles Dasein möglich ist. Nur die Wahl der Mittel, jene Rechte zu üben und zu nutzen, empfängt Bestimmungen.

Da jeder einzelne Mensch für sich kein höheres Ziel kennt, als das erwähnte (4, 5, 11,) so hat auch die Gesellschaft an und für sich kein höheres. Der Staat ist nur Mittel, das Geschäft und Streben des dreifachen Lebens zu erleichtern und zu befördern.

Unsere Menschheitsrechte haben wir also nicht für den Staat, sondern der Staat ist erschaffen für sie. Eine Gesetzgebung, welche die Rechte und Ziele der Menschheit zerstört, ist unvernünftig, unnatürlich, hebt die Ursachen der menschlichen Gesellschaft auf, und verdient, als ein untaugliches Mittel, Vernichtung.

14.

Der Zweck des Menschen und der Menschheit ist also auch Zweck des Staates, nämlich Erhaltung unserer Urrechte (12), oder Erhaltung und Ausbildung unsers dreifachen Lebens (4), oder Hinleitung zur vollkommenen Freiheit (5, 7), welches alles eins und dasselbe ist.

III. Anordnung des Staats.

15.

Da alle Menschen sich im Bezug auf den Menschenzweck (11, 12) gleich organisirt sind (die Grade der Anlagen ausgenommen), so sind sie sich im Bezug auf ihre Rechte, oder auf ihre

Anforderungen an das, was der Staat ihnen gewähren muß und soll, vollkommen urrechtlich gleich.

Jedes Mitglied des Staats muß folglich durch den Staat mit allen übrigen Gliedern in gleichen Stand gesetzt werden, seinen Zweck, als Mensch (11), zu erreichen.

Zu den Vortheilen, welche hieraus, und durch die Verbindung der Gesellschaft überhaupt entspringen, dürfen nicht gezählt werden solche, welche von einzelnen Personen durch besondern Fleiß, oder besondere Talente und Fertigkeiten, ohne Nachtheil der andern Individuen gewonnen werden (als Vermögen, Ehre u. s.. f.); denn diese gewährt nicht der Staat an und für sich, sondern das verschiedene Talent der Menschen.

16.

Jedes Beisammenleben und Gemeinsamhandeln einer Menge macht eine Ordnung in demselben nothwendig; nothwendig, daß die Gesellschaft, zur Erreichung ihres Zwecks, ein friedliches, harmonirendes Ganze sei. Denn wenn viele Menschen unter einander wohnen, als lebten sie mit keinen Menschen, oder mit sich in keiner Verbindung, befinden sie sich sämmtlich in der Einsamkeit im Stand der Anarchie.

17.

Da der höchste Zweck der Gesellschaft ist, Erhaltung, Erleichterung und Vervollkommnerung des dreifachen Lebens (4), da das Ganze für einen, und einer für das Ganze arbeitet, — da einer allein jenen Zweck nicht ganz erreichen, sondern nur einzelne Befriedigungsmittel der Bedürfnisse vollkommen bearbeiten und liefern kann: so theilen sich die Glieder der Gesellschaft in ihren Beschäftigungen; es entsteht Umtausch ihrer Arbeiten, ihrer Schöpfungen.

Aus eben dem Grunde kann nicht das Ganze, oder jedes Individuum die Verwaltung der Gesellschaftsordnung besorgen; die Staatsführung wird einem Theile der Glieder übertragen.

Eine Panarchie, wo die größte Masse des Volks, oder gar jedes Individuum die Ordnung des Ganzen unmittelbar verwaltet, ist wieder Anarchie.

18.

Drei von einander unabhängige Gewalten, die nur durch den gemeinschaftlichen Zweck mit einander verwandt sind, werden nothwendig zu einer vernünftigen Staatsführung, das heißt, zu einer Regierung, deren Basis urrechtliche Gleichheit (15), deren Ziel vollkommene Freiheit (5, 7) der Gesellschaft ist: — eine gesetzgebende, eine richtende, und eine vollstreckende Gewalt.

19.

Die gesetzgebende Gewalt ist nothwendig, nach den Bedürfnissen der Gesellschaft Ordnungen zu veranstalten. Ein gesetzloser Staat ist kein Staat.

20.

Die gesetzgebende Gewalt ist selbst den Gesetzen unterworfen. Um die Glieder der Gesellschaft nach den gegebenen Vorschriften zu richten, um zu verhüten, daß keine Ausnahmen vom Gesetz (Privilegien) entstehen, welche der Freiheit des Ganzen nachtheilig wären, ist nothwendig eine richtende (oder beurtheilende) Gewalt.

21.

Die Gesetze endlich selbst anzuwenden, um durch sie öffentliche Ordnung oder Sicherheit des Staatszwecks zu erhalten und zu befördern, ist nothwendig eine vollstreckende Gewalt.

22.

Die richtende Gewalt steht also zwischen dem Gesetz und Gesetzgeber, zwischen dem Gesetz und Gesetzvollstrecker. Ist das Gesetz die Aegide der Volksfreiheit und Landeswohlfahrt, ist die vollstreckende Gewalt der Arm, welcher die heilige Aegide trägt: so ist die richtende Gewalt die Seele, welche den Arm und die Aegide gegen den Feind des Staatszwecks lenkt.

In einem Staate, in welchem die gesetzgebende und richtende Gewalt unzertrennt sind, stehen dem Herrscher die Thore zur unbeschränkten Tirannei offen. Er kann Gesetze geben für das Volk, und sich selbst von ihrer Verbindlichkeit lösen. Niemand kann ihn hindern, auch seine Laune zum Gesetz zu machen, oder den Gesetzen zu unterwerfen und zu entziehen, was denselben nicht unterworfen und entzogen werden darf.

In einem Staat, in welchem die richtende und vollstreckende Gewalt verbunden sind, können die beklagten Vollstrecker nicht nur in ihrer eigenen Sache richten: sondern auch Fälle den vorhandenen Gesetzen unterwerfen, und darnach aburtheln, die nicht dahin gehören.

23.

Die beste Regierungsform ist diejenige, durch welche das Volk am sichersten der vollkommenen Freiheit (7) und dem Zweck des Menschen und Staates (11, ff.) entgegengeführt werden kann, und durch welche es am schwersten aus einem Unterthan der Ordnung und Gesetze zum Unterthan und Hab und Gut eines, oder einiger Menschen wird, welches der urrechtlichen Gleichheit (15) widerstreitet.

Die Beweise, welche für die vorzügliche Güte der monokratischen oder republikanischen Staatsform*) aus der Geschichte der

---

*) Der Herr herrscht (κρατεῖ), das heißt, gibt das Gesetz, und zwar über das, worüber er herrschen kann, nämlich über sein Eigen-

Vorwelt gezogen werden, entscheiden nichts, als die Schwachgeistigkeit, oder Bestochenheit des Beweisgebers. Denn die Vernunft allein lehrt, was sein soll, die Geschichte nur, was gewesen ist. Aber nicht Alles, was gewesen ist, soll sein; und was sein soll, ist leider nicht stets vorhanden gewesen.

Eben so nichtssagend ist der elende Weidspruch: die beste Regierungsform ist die, welche am besten verwaltet wird. Man will damit nur eine Aufgabe abdrängen, welche man aufzulösen nicht Kopf oder Herz genug fühlt.

---

thum. Der Beamte ist, dem Gesetz gemäß, Führer der Geschäfte (ἄρχων), Verwalter, Richter.

Ist der Grundeigenthümer, der Landesherr, eine Gottheit, so wird Theokratie; ist's ein einzelner Mensch, so ist Monokratie; sind Mehrere in Gesellschaft Eigenthümer von Grund und Boden, ist's Aristokratie; ist das gesammte Volk Eigenthümer dessen, was es hat und baut, so besteht Demokratie. Das ist die mannigfaltige Form der eigentlichen Landesherrschaft.

Liegt aber die Geschäftsführung (Regierung) statt in der Hand des landesherrlichen Gottes, in der Hand von dessen Dienern (Priester), so hat man Hierarchie; liegt sie in der Hand eines Einzelnen, er sei der Grundherr selbst oder ein Beamter: so wird's Monarchie (ursprünglich war's Patriarchie). Ist die oberste Staatsführung Wenigen übergeben, wird Oligarchie: Vielen: Polyarchie.

Vernichtung aller gesetzlichen Ordnung durch die Regierung selbst ist Despotie, durch die Regierten, ist Anarchie.

Durch Verwechselung jener Grundbegriffe von Landesherrlichkeit und Regierung entstand Verwirrung in den Sachen selbst, die den Begriffen unterzuordnen waren.

Durch Sonderung der Begriffe, wie oben, wird sehr deutlich, daß eine demokratische Monokratie Unsinn wäre, aber eine monarchische Demokratie ganz vernunftgemäß bestehen könne. England ist dem Wesen nach eine Aristokratie, der Regierungsform nach eine Monarchie.

IV. Gesetzgebung des Staats.

24.

Das Kriterium aller Gesetze und ihres Werthes findet sich allein in dem Zweck des Staates (11, ff.). Jedes Gesetz, wodurch die Rechte der Menschheit (12) vernichtet werden, ist der menschlichen Gesellschaft unwürdig und sie zerstörend.

Die Gesetzgebung bezieht sich entweder auf das Innere des Staats, auf die Ordnung der Gesellschaft, des Volkes unter sich selbst, — oder auf das Aeußere, auf die Verhältnisse des Staats zu andern Staaten.

25.

I. Im Bezug auf das Innere.

Die Gesetzgebung ertheilt den Gliedern des Reichs, nach den besondern Verhältnissen, besondere Pflichten, nach dem allgemeinen Verhältniß aller Glieder zum Ganzen, gleiche Pflichten; — eben so in den besondern Verhältnissen besondere Rechte, im Verhältniß zum Ganzen des Staats und seines Zwecks durchaus gleiche Rechte.

26.

Auch in der Mittheilung der besondern Pflichten und Rechte muß ein sicheres Gleichgewicht herrschen, theils

erstlich, daß die Pflichten des einzelnen Gliedes nie schwerer, als die Summe seiner Rechte sind (außerdem wäre er nur das lasttragende Thier der Gesellschaft), oder daß die Rechte eines Individuums nicht über die Summe seiner Pflichten gegen alle steigen; — theils

zweitens, daß die Pflichten und Rechte besonderer Volksklassen in Gleichheit mit den Pflichten und Rechten anderer Volksklassen ruhen mögen.

Der Mangel dieses Gleichgewichts macht die Regierungsform fehlerhaft; je mehr sich das Gleichgewicht verliert, je näher steht die Regierungsform an ihrer Zertrümmerung. Wer Revolutionen befördern will, befördere z. B. nur das falsche Verhältniß zwischen der ernährenden und verzehrenden Klasse.

27.

Dieses Gleichgewicht der Pflichten und Rechte der einzelnen Staatsglieder oder ganzen Volksklassen gegen einander ist die Basis einer vernünftigen und vollkommenen Gesetzgebung (15), also das wichtigste, aber auch schwerste Kapitel in der Lehre von der Staatskunst. — Der Unterschied zwischen Freien und Sklaven, Edeln und Unedeln in einer Nation wird durch dieses Gleichgewicht erdrückt; es gibt dann überall nur Unterthanen der Gesetze; wer die meisten Rechte genießt, trägt auch die meisten oder schwersten Pflichten.

Eben diese Gleichheit der Rechte und Pflichten schließt auch in sich die Gleichheit aller Bürger vor dem Tribunal des Gesetzes, so daß dieses Jeden mit gleicher Kraft vor dem Unrecht schützt, als wegen Unrechts straft.

28.

Die Gleichheit der Rechte und Pflichten zu befördern, muß nicht ein Theil der Gesellschaft zum Schaden eines andern Vorrechte behaupten (15). Der Staat darf, als Staat, keinem Gliede, keiner Volksklasse mehr oder weniger Mittel und Gelegenheit geben, den Menschenzweck (11, 12, ff.) zu erreichen, denn den andern.

Es ist also dem Staatszweck entgegen, wenn z. B. durch gesetzliche Institutionen die vorzüglichsten Besitzungen und Rechte zum Eigenthum einer gewissen Volksklasse werden, woran kein anderer Bürger Theil nehmen darf; wenn der Reichthum gesetzlich nur

einer einzigen Klasse des Volks aus offenen, weiten Quellen zufließen kann, inzwischen der andere Theil kaum die ersten Bedürfnisse zu stillen Mittel behält.

Es ist unbillig und grausam, die Rechte ungleich auszutheilen, aber noch grausamer, eben so auch mit den Pflichten zu verfahren; — zum Beispiel, den Armen wie den Reichen mit gleichen Abgaben zu beschweren; oder die Lasten des Staates allein auf die Schultern der arbeitenden Klasse zu wälzen, und einen privilegirten Stand von allen Beschwerden auszunehmen.

29.

Der Staat muß so konstituirt werden, daß er jedes Individuum, in diejenigen Verhältnisse leicht einzurücken, in den Stand setzt, von welchem aus dasselbe dem Ganzen am meisten nützen kann (17). Hierin ruht die Freiheit und das Recht jedes Bürgers zu irgend einem Gewerbe, oder Amt, wenn er demselben mit seiner Kraft gewachsen ist.

Kein Gewerbe, kein Amt ist daher auch in bürgerlicher Hinsicht edler oder unedler, keines ehrlicher oder unehrlicher, als das andere, weil jedes, sobald es dem gemeinen Wesen nützlich oder nothwendig ist, eben dadurch geheiligt wird. Die Profession des Schusters, des Künstlers, des Feldherrn, des Staatsmannes sind gleich ehrwürdig; keine ist in bürgerlicher Hinsicht verächtlich.

Es ist also unnatürlich, einem fähigen Bürger um seiner Herkunft willen den Eingang zur Bekleidung gewisser öffentlichen Staatsämter zu verriegeln; den Glanz der Geburt dem der Tugend und Geistestalente vorzuziehen. — Es ist albern und die Würde der arbeitenden Volksklasse entehrend, jemanden seiner angesehenen Herkunft willen, im Fall er arm und talentlos ist, zu verhindern, ein Handwerk zu lernen und zu treiben.

30.

Keine Ehre, keine Schande, einem verdienstvollen oder verbrecherischen Mitgliede ertheilt, kann vernunftgemäß erblich sein. Ehre und Schande der Väter darf nicht auf Kinder fortgepflanzt werden. Wenn hier Ausnahmen erlaubt sein dürften: so fänden sie allein bei denjenigen Wohlthaten oder Belohnungen statt, die der Staat dem Verdienste weiht, ohne daß sie die Rechte Anderer kränken, oder Vorrechte enthalten.

Ist es etwas mehr, denn blödsinnige Barbarei, die Verdienste der Vorfahren den Enkeln anzurechnen, und die Belohnungen von jenen durch Vorrechte für diese zu vererblichen?

Ist es mehr, denn ein schändlicher Diebstahl am Eigenthum der Familien, wenn Verbrecher mit Konfiszirung ihres Vermögens bestraft, und die schuldlosen Kinder und Verwandten dessen beraubt werden, was ihr rechtmäßiges Eigenthum war und bleiben, oder werden sollte?

31.

Die bürgerliche Freiheit (7, 8) darf durch die Gesetzgebung schlechterdings an keinen bestimmten Grad festgebunden werden, sondern soll eine fortschreitende Annäherung zur vollkommenen Freiheit (7, 8) sein, und dieser Vollkommenheit, vermöge der Verfassung, entgegenreifen können.

Wird die bürgerliche Freiheit bis zu einem gewissen Grad vorgelassen, und dann durch Gesetze gehemmt, so sinkt die Nation eben so sehr in die Sklaverei unter, als sie in der Kultur emporsteigt (8). Der Freiheit zur Selbstentwickelung lassen sich keine Grade bestimmen, ohne sie zu vernichten.

Ein anderes ist es mit der Wahl der Mittel, zur Befriedigung der Bedürfnisse des dreifachen Lebens. Diese können allerdings bestimmt werden. Die Freiheiten und Rechte der Indivi-

duen im Stande der Gesellschaft dürfen einander nur begrenzen, aber nie einander zerstörend durchkreuzen.

Wenn eine Regierrnng die Denkfreiheit oder Glaubensfreiheit des Volkes durch Edikte oder symbolische Vorschriften einschränkt: so verletzt sie, mit dem Urrecht der Menschheit, den Zweck des Staats. Sie war nur befugt zu sorgen, daß keine dem Zweck des Menschen und des Staats widerstreitende Meinung oder Religion thätig werde.

32.

Staaten, in welchen man eine herrschende Religion (ecclesia triumphans, dominans) und eine unter lästigen Bedingungen (ecclesia pressa) wahrnimmt, sind in dieser Hinsicht barbarisch geordnet, das heißt vernunftwidrig und unsittlich. Denn Gesetze sind unsittlich, wenn sie zur Unsittlichkeit (zur Heuchelei in Glaubenssachen) zwingen, oder das an einem Menschen strafen, wofür er nichts kann und wodurch er weder sich noch Andern schadet (z. B. seine Ueberzeugung). Gesetze sind vernunftwidrig, wenn sie etwas gebieten, was Beamte nicht vollziehen können (z. B. Aenderung des Fürwahrhaltens und Wissens).

33.

Das Volk, als Unterthan selbstbewilligter, vernunftmäßiger Gesetze, ist verpflichtet, diesen zu gehorchen, und die verordneten Gewalten (18, ff.) in ihrem Geschäft zu unterstützen. Es hat aber von der andern Seite allerdings das Recht, seine Meinungen über Mängel der Regierung, oder Ausbesserung erwiesener Fehler zu offenbaren, doch immer mit derjenigen Achtung, welche die Nation sich selbst schuldig ist.

34.

Der Landesherr (Fürst, Volk u. s. w.) hat das Recht, die Regierung zur Rechenschaftsablegung zu fordern, weil die Indi=

viduen der öffentlichen Verwaltung nicht Herren oder Eigenthümer des Landes, sondern Diener, Verwalter der herrschaftlichen Rechte sind. Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker der Gesetze müssen die Gründe ihrer Handlungen, in so fern diese nicht von der Art sind, daß ihre Bekanntwerdung vor der Zeit dem Guten der Sache schadet, mit jeder Handlung zugleich entwickeln; ein car tel est notre bon plaisir ist ein zureichender Grund für Sklaven, das ist, Halbmenschen.

35.

Der Landesherr hat das Recht, die Staatsform, sobald diese den Zweck der Gesellschaft (11 — 14) nicht erreicht, oder ihn wohl gar zerstört, zu verwandeln.

36.

II. Im Bezug auf das Aeußere; oder auf die Verhältnisse des Staates zu andern Staaten.

Mehrere größere oder kleinere, von einander unabhängige Reiche, existiren außer und neben einander. — In so fern sie alle einen gleichen Grad der Kultur genössen, würden sie auch alle einen und denselben Staatszweck (11), mithin auch, dem Wesentlichen nach, einerlei Gesetzgebung haben (24). In den Rechten der Menschheit sind immer auch die Rechte der Völker.

Weil aber die verschiedenen Nationen schwerlich auf gleicherhabenen Stufen der Bildung stehen dürften, und, wenn dieses auch wäre, demungeachtet das Interesse der Nationen feindselig zusammentreffen kann; weil ferner in dergleichen Kollisionen nicht immer der Ausspruch eines Schiedsrichters genehmigt werden, oder auch nur vorhanden sein würde: so leben die Staaten gegen einander, wie Individuen im ungesellschaftlichen Zustande, wo jedes für eigene Sicherheit wachen und handeln muß.

37.

Wenn barbarische Völker unvernünftig handeln, so berechtigt dieses keine gesittete Nation, ebenfalls wider Vernunft zu sündigen. Ein gebildeter Mann wird unter Narren oder Bösewichten weder zum Narren noch Bösewicht werden, aber darum auch nicht ihr Spielball, oder Sklav sein.

38.

Jeder Staat ist ein für sich bestehendes Ganze, ein Selbstzweck, ist für sich frei. Kein Staat darf daher das rechtmäßige Eigenthum eines andern an sich reißen, oder sich in die Ordnung desselben ungebeten mit Richtergewalt einmischen. Jenes ist Diebstahl, oder Raub, dessen Schändlichkeit Diplomatiker umsonst mit Manifesten und Rechtfertigungen überkleben; dieses ist vernunftwidrige Anmaßung, rechtswidrige Gewaltthat. Es gibt im natürlichen Recht keine Verjährung (wie im positiven). Widerrechtlich behandelte Völker bedürfen daher keiner Rechtsverwahrung. Sie vindiziren ihr geraubtes Recht, sobald sie gegen den Räuber oder Anmaßer die Stärke haben.

39.

Kein Volk kann von einem Andern, als Eigenthum, geerbt, verschenkt oder verkauft werden. Denn Menschen sind keine Sachen, können also kein Eigenthum sein.

40.

Völker können aber freiwillig mit andern in Bündnisse treten, oder sich mit einander unter einer Regierung vereinen.

Sobald Staaten mit Staaten Freundschaftsbündnisse schließen, geben sie damit zu erkennen, daß sie zur wechselseitigen Hilfe, wie hilfsbedürftige Individuen im Stande der Gesellschaft leben

wollen. Sie machen sich folglich anheischig, mit den Vortheilen dieses Standes auch die Pflichten desselben zu übernehmen.

Alle Bündnisse, selbst mit den rohesten Nationen (38), müssen den Rechten der Menschheit und dem höchsten Staatszweck (11, ff.) gemäß geschlossen und gehalten werden.

41.

Der Landesherr ist Landes-, aber nicht Menschen-Eigenthümer, er hat also kein Recht, einen Theil seiner Bürger — etwa Soldaten — an einen andern zu verkaufen; es ist dieses ein Verbrechen wider den Staatszweck, welcher den Bürgern vollkommene Freiheit zusichern soll.

Eben so wenig ist ein Landesherr befugt, Menschen zum Dienste (besonders zu Kriegen) anderer Staaten zu vermiethen; es wäre denn, daß sich der Bürger freiwillig dazu anböte.

42.

Es kann keinem Individuum verweigert werden, wenn es die erwarteten Vortheile der Gesellschaft oder des Staates für sich nicht findet, aus der Gesellschaft zu treten, und einem andern Staate sich einzuverleiben. — Nur wenn der Austritt solches Individuums dem Ganzen zum Nachtheil gediehe, ist er unerlaubt.

43.

Es darf kein Krieg unternommen werden, als allein für die Rechte des Volks oder der Menschheit (36), oder, welches eben so viel sagt: zur Beschirmung des höchsten Staatszwecks. — Eroberungskriege u. dgl. sind daher vernunftwidrige Gräuel.

44.

Der Krieg ist die alleinige Sache des Volks, und die Sache desselben muß daher nothwendig unterschieden werden vom Interesse

der Regierenden. — Vergehungen der Regierung dürfen nicht den Völkern aufgebürdet, oder diese für jene gestraft werden.

45.

Nationalstolz und Nationalhaß sind Bastarde der Vaterlandsliebe und Barbarei. — Gegen das Ausland gilt kein Patriotismus, sondern nur Kosmopolitismus.

Ein Geburtsland hat jeder Mensch; der freie Mensch ein Vaterland; aber der Leibeigene bloß ein Herrenland.

Geschichtliche Bemerkungen zu dem Nibelungen-Liede.

Geschrieben i. J. 1812.

Von den Nibelungen überhaupt.

Es nimmt der alte, wunderbare Heldensang, genannt der Nibelungen Lied, unter den Werken deutscher Dichtkunst seine würdige Stelle wieder ein. Ich möchte mich hier eben so wenig zu denen reihen, die darin nur die ersten dürftigen Versuche einer rohen Kunst in ungebildeter Sprache erblickten, als die Zahl der schwärmerischen Bewunderer vermehren, welche an den Nibelungen ein deutsches Seitenstück zur griechischen Odyssee gefunden haben wollen. Es steht, nach meinem Gefühl, dies Lied neben den Homerischen Schöpfungen ungefähr wie ein riesenhaftes, altgothisches Kirchengebäu, aus unzähligen Bogen, Schnörkeln, Thürmen und Thürmlein zusammengebaut, breit und schwer, dennoch durchsichtig und leicht, den Himmeln entgegengeführt, neben der Hauptkirche des heiligen Peters in Rom, der prächtigsten und weitläufigsten der Welt.

Wie die uralten Münster und Dome, welche hin und wieder in deutschen Städten gefunden werden, noch heut der Stolz des Landes und das Erstaunen der Freunde sind: so unser Nibelungen-Lied. Jedes Land hat seine ihm eigenthümliche Kunst, wie seine Natur; der Süden Palmen, der Norden Eichen.

Das Lied der Nibelungen schließt uns das Wunderland deutscher Vorwelt auf, wie es einst in den Träumen und Sagen des Volks blühte; läßt, wie durch Nebel, Schicksale eines untergegangenen Weltalters erblicken, von welchem keine Geschichte mehr urkundet; und steht mit seinen Sittengemälden eines fremden Jahrhunderts für den Freund der Dichtkunst, Sprache und Geschichte, für ewige Zeiten als Urbild reiner Deutschheit da.

Aber noch ist uns Vieles darin räthselvoll. Wer war der Dichter des Nibelungen-Sanges? — Welchem Zeitalter ist er entstammt? — Welche geschichtliche Thatsachen liegen ihm zum Grunde?

Nicht, daß ich die Räthsel lösen will, aber einige Hilfe dazu darzubieten, schrieb ich folgende Anmerkungen nieder, denen ich freundliche Aufnahme wünsche.

Selbst der Name des Gedichts ist räthselhaft. Es wird von einem Lande der Nibelungen gesagt, deren Riesen Siegfried zwang. Dann werden die Helden vom Rhein zuweilen selbst die Nibelungen geheißen. Der Name und das Geschlecht der Nibelungen war noch im achten Jahrhundert nicht am Rhein erloschen, und den austrasischen Königen verwandt. Jener Graf Nibelung, welcher die Chronik des Fredegar bis zum Jahr 768 fortsetzen ließ*), war ein Vetter Karls des Martellen. Denn Graf Childebrand, des Nibelungen Vater, war Karls Oheim**). Mit dieser Nachweisung habe ich freilich wenig geholfen; doch kann sie auf eine verwischte Spur leiten.

Schon der erste Blick auf das Lied lehrt, daß es aus zwei Haupttheilen besteht, davon jeglicher für sich selbst ein Ganzes bildet. Der erste umfaßt die neunzehn ersten Abenteuer, ich

---

*) Fredegarii chron. jussu Nibelungi comitis continuatum; siehe Duchesne hist. franc. script. I, 740, 773.

**) Duchesne hist. franc. script. I, 772 b.

will ihn, der Kürze willen, künftig Chriemhildens Liebe nennen; der andere Theil begreift die übrigen zwanzig Abenteuer, oder die Geschichte von Chriemhildens Rache. Dieser kann unabhängig vom ersten gelesen werden, welcher ebenfalls auf frühere Sagen und Lieder hindeutet, durch die er noch deutlicher sein würde, wenn wir sie besäßen.

Wohl möglich, daß beide Theile einerlei Verfasser haben; wahrscheinlicher aber, daß Chriemhildens Liebe von einem ältern Dichter gesungen worden, dem norddeutsche Sagen vertrauter waren; daß Chriemhildens Rache von einem andern Sänger stammt, dem süddeutsche Sagen die bekanntesten gewesen sind. Vielleicht daß der Süddeutsche Chriemhildens Liebe nur überarbeitete, um daraus mit dem Seinigen ein großes Ganze zu schaffen.

Denn das ganze Gedicht ist nur als dichterische Zusammenreihung von Sagen anzusehen, unter denen die des ersten Theils mehr dem Norden, die des zweiten mehr dem Süden Deutschlands angehörten

So ward ja auch das älteste große Gedicht der Franzosen, der bekannte „Roman von der Rose", mit dem Nibelungenliede gleichen Alters, im dreizehnten Jahrhundert, von verschiedenen Verfassern zusammengesetzt. Bekanntlich fing Wilhelm von Lorris den Roman von der Rose an, und Johannes von Meun endete ihn; beide lebten um einige Menschenalter von einander entfernt. Den geschichtlichen Dichtern Frankreichs hatten in einem vorhergehenden Jahrhundert die provenzalischen, und den deutschen gleichzeitig die schwäbischen Minnesänger Bahn gebrochen.

Daher wird es um so schwerer sein, den Namen des wahren Nibelungendichters zu ergründen. Mehrere können auf den Ruhm Ansprüche machen.

Ich will, um meine Vermuthung zu rechtfertigen, auf den verschiedenen Inhalt beider Theile hinzeigen.

Ueber Chriemhildens Liebe.

Die neunzehn ersten Abenteuer des Gedichtes enthalten nur nordische Sagen. Der Schauplatz ist am Rhein. Die Begebenheiten spielen im fünften Jahrhundert Der Held des Liedes ist vor allen Siegfried.

Siegfried, dessen Vater, König der Niederlande, zu Santen (Xanthen) sitzt, kommt gen Worms an den burgundischen Hof, um die schöne Fürstentochter Chriemhilde zu minnen. Aber er sieht sie nicht; doch liebt er sie, und dient um die Huld der Nieerblickten mit ritterlicher Treue. Durch Großthaten verdient er sie. Er streitet wider die Sachsen; erwirbt König Gunthern von Burgund, dem Bruder Chriemhildens, die Königin von Isenland, Brunihilden, nachdem er die Nibelungen bezwungen und ihren Hort oder Schatz erbeutet hat; und wird endlich, als sich Brunihilde mit Chriemhilden entzweite, hinterlistig auf der Jagd ermordet. Mit dem Tode des Helden und Chriemhildens Trauer an seinem Grabe ist das Ganze in sich abgeschlossen. Es liegt nichts mehr daran, die Schicksale der übrigen zu wissen. — Dies der Inhalt.

Schon der große Geschichtskundige Johannes Müller hat erwiesen*), daß die Geschichte von Chriemhildens Liebe dem fünften Jahrhundert angehöre. Gunther ist kein anderer, als der burgundische König Gunthachar, welcher um das Jahr 436 von Attila's Hunnen, mit seinem ganzen Geschlecht, vertilgt ward. Den Namen seines Bruders Giselher fand Müller noch in den von Lindenberg herausgegebenen Gesetzen der Burgunder. Etzel oder Etzelin ist der alte Name Attila's. Unter Volcher von Alzye vermuthet Müller einen der burgundischen Dienstmannen im

*) Dessen sämmtliche Werke, zehnter Theil, S. 46 ff.

Elsaß (Alesatio, Alsacis, wie es in lateinischen Urkunden des Mittelalters hieß); unter Hagens Herrschaft Throneg das alte Tournus (oder Torniacum); unter Isenland, wo Brunihilde herrschte, wo nicht das erst im eilften Jahrhundert bekannter gewordene Island, doch die karlingische Isenburg. Norwegen war das Land der wunderbaren Dinge, nur aus Sagen bekannt, wo die Zwerge mit Schätzen und unsichtbar machenden Tarnkappen wohnten. Der Amelungen Land ist, wo das Haus der Amaler die Ostgothen beherrschte. — So Johannes Müller.

Aber Isenland ist wohl schwerlich die Insel Island, und die Sage von Brunihildens wunderbarer Kraft, die Siegfried bezwang, ist gewiß älter, als die Reisen isländischer Bürger ins südliche Europa sind. Eben so wenig war es eine Burg der Karlingen. Denn Siegfried und seine Begleiter, so wird im Liede gesagt, schifften dahin den Rhein hinab, an den See (das Meer), und nach zwölf Tagen ihrer Fahrt erreichten sie das Isenland. Vermuthlich sagt Isenland nichts anderes als Inselland, und mag das heutige England sein.

Seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts lebte England schon in den Sagen der norddeutschen Völkerschaften durch die Abenteuer sächsischer Seeräuber, welche auf dem Eilande, wo noch römischer Anbau und römische Kunst blühte, große Beute machten und heimführten. Endlich faßten sie daselbst sogar festen Fuß. Das Glück des Hengist, sagt Hume in seiner Geschichte Englands, erweckte die Begierde anderer im Norden von Deutschland wohnender Stämme, die nun zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Anführern das Eiland mit zahllosen Haufen überschwemmten. Vom fünften bis zum neunten Jahrhundert war England ein beständiger Gegenstand der Raublust norddeutscher und dänischer Küstenbewohner. Wie viel Abenteuer erfuhren sie da, wie viel Mährchen mögen davon im Volke geherrscht haben!

Und so mochten diese denn auch wohl in das Nibelungenlied eindringen. Daß aber ein König aus Burgund sich eine Fürstin aus England zur Ehe gewählt, war vom Dichter kein Einfall, der außer der Bahn gewöhnlicher Dinge lag. Denn mehrmals, während der angelsächsischen Siebenherrschaft, vermählten sich Fürsten derselben mit fränkischen Königstöchtern, wie z. B. im sechsten Jahrhundert Ethelbert, König von Kent, Berthen, die Tochter des austrasischen Königs Charibert, zum Weibe genommen. — Vielleicht, diese Spur weiter verfolgend, würde man selbst zu Brunihildens wunderbarer Stärke und ihrer männlichen Tapferkeit geschichtliche Winke in den ältesten Schicksalen angelsächsischer Fürstinnen entdecken.

Die kühnsten Seeräuber jener Tage waren aber die Normänner, die schon im achten Jahrhundert das furchtbarste Schrecken der Küstenbewohner von England, Frankreich und Niederland gewesen sind. Auf ihren zahllosen kleinen Schiffen wagten sie sich weit über das Weltmeer. Sie überfielen, wo man sie nicht erwartete; raubten mit Schnelligkeit, was sie fanden, und waren verschwunden, wenn man sie mit gewaffneter Faust suchen wollte. Daher vielleicht die Sage von der unsichtbar machenden Tarnkappe, und von den ungeheuern Schätzen, die in den bekannten Heimaten der Zwerge und Riesen aufgethürmt liegen sollten.

Ueber Chriemhildens Rache.

Die zwanzig letzten Abenteuer des Nibelungenliedes stellen eine ganz andere Welt dar. Sie enthalten nur süddeutsche Sagen. Der Schauplatz ist auf den Grenzen des heutigen Oesterreichs und Ungarns. Die Begebenheiten spielen im zehnten Jahrhundert. Unter den Helden glänzt vor allen Marchgraf Rüdiger von Bechelaren.

Zu Gran hält Etzelin, der mächtige König der Hunnen, Hof. Seine Gemahlin Helche ist gestorben. Er schickt den Marchgraf Rüdiger von Bechelaren gen Worms, für ihn um die verwittwete Chriemhilde zu werben. Diese ist nun Piligrins des Bischofs von Pazzowe (Passau) Nichte. Sie, durch ihre Verwandte um den ersten Gemahl und den Nibelungenschatz betrogen, vermählte sich, obwohl eine Christin, dem Heiden; lud rachsüchtig darauf die Mörder Siegfrieds zu einem Feste nach Ungarn, wo im allgemeinen Kampfe alle untergehen. Auch Rüdiger verliert das Leben. Chriemhilde schlug mit eigener Hand dem Hagen von Throneg, dem vornehmsten Mörder Siegfrieds, das Haupt ab. — Dies der Inhalt von Chriemhildens Rache.

Der Dichter dieses Theils der Nibelungen war ohne Zweifel im Lande an der Ens heimisch. Denn keine Gegenden im deutschen Lande kannte und beschrieb er genauer, als diese. Es läßt sich noch heut auf der Landkarte der ganze Weg der Chriemhilde von Worms bis zur ungarischen Grenze nachweisen; eben so der Burgunden Weg.

Von Osterfranchen kamen sie gen Swanevelde (Vers 6113)*). Dies ist das alte in den Geschichten des Mittelalters berühmte Sualefeldt, oder Saulifelt, wie es beim Regino heißt**), wo öfter Fürsten- und Kirchenversammlungen gehalten wurden. Es war ebenfalls hier, wo die Söhne Ludwigs des Deutschen nach seinem Tode das Reich unter sich theilten. Hier stand in der Karlingen Zeiten eine ihrer Pfalzen im Rießgau (pago rhaetiae). Im zehnten Jahrhundert hieß das Schloß im Sualefeldt Altheim

*) Die Verse sind nach der Ausgabe des Nibelungenliedes von Herrn Heinr. von der Hagen, Berlin 1810, angegeben.

**) Reginonis *Chron.* zum Jahr 876.

(bei Nördlingen). Wenigstens ist sehr wahrscheinlich, daß das Sualefeldt in dieser Gegend gewesen sei.*)

Unbekannt ist mir freilich Gelpfrate's Land, am rechten Donauufer (V. 6139). Es war ein Theil Bayerns; aber in der gesammten bayerischen Geschichte ist kein Marchgraf Gelpfrate, noch sein Bruder Else aufgezeichnet. Der Dichter war den Bayern nicht wohl an; es scheint aus ihm schon Nationalhaß gesprochen zu haben. Denn er lebte im Lande an der Ens, im Oesterreich.

Bei Möringen, vermuthlich Gegend und Schloß des nachmaligen Pfleggerichts Möringen, waren die Burgunder über die Donau gekommen. Passau hatte den Namen Pazzowe erst in der Karlingen Tagen. In der Urzeit hieß es Bojodurum; zur Zeit der Römer, die in dortiger Gegend einen Theil der batavischen Kohorte als Besatzung hielten, Batavis; und im fünften Jahrhundert, zur Zeit des heiligen Severin, lag da Boitro, wie man aus dem Leben dieses Heiligen weiß, das einer seiner Schüler schrieb.**)

Chriemhilde mit Rüdigern zog von Passau, wo sie vom Bischof Piligrin (V. 5200) empfangen war, der Ens entgegen in Rüdigers Land (5211), über Everdingen (dem Städtchen Efferding im Lande ob der Ens), über die Trune (Traunfluß) zu Rüdigers Burg Bechelaren (Pechlarn an der Arlaphe). Dann ging's gen Medeliche (V. 5326), wo heut Mölk (in den ältesten Urkunden heißt es Medlicum) und oft der Hauptsitz der Marchgrafen von Oesterreich (Austria) gewesen, nach Mutaren (Mautern), wo Piligrin, der Bischof, von Chriemhilden, seiner „Niftel", schied. An der Treisem (V. 5337) hatte der Hunnenkönig eine

---

*) Wie Falkenstein in seiner Geschichte des Königreichs Baiern (Augsb. 1763 Fol.) im ersten Band, S. 155 f. und 513 f. zeigt.

**) Pezii *Script. rer. austr.* 1, 79.

Burg, Namens Zeizenmüre; es ist Zeislmaur, und der Fluß die Trasem. Von da führte Etzel seine Braut nach Tulna (Tulln) und Wiene der Stadt (V. 5458), wo das Beilager gehalten ward. Richtig merkte schon Johannes Müller an, daß man von Wien erst im dreizehnten Jahrhundert, höchstens im zwölften, so sprechen konnte, wie hier; und Everdingen und Mautern ließ erst Kaiser Rudolf I. im Jahr 1274 mit Mauern und Graben umgeben. *)

Nach achtzehn Tagen ward die Reise fortgesetzt von Wien nach Huniburch der alten (V. 2517), dem jetzigen Heimburg. Von Misenburch der reichen schifften sie sich ein nach Ezele Burch (V. 5529).

Zwar weiß ich sehr gut, wo die Misanpurch (**Mosápurgum pannonicum**) und die Burg des Ezelin (**Castrum Chezilonis**) gelegen; aber man merkte es dem Dichter von Chriemhildens Rache bald an, daß ihm alle Erd- und Länderkunde abgeht, sobald er sich jenseits Wien im Ungarlande, oder jenseits Passau in Bayern oder hinter die Donau denkt. Er nennt keine Orte mehr; seine Vorstellungen werden verworren.

Es gab ein Misenburg oder Moosburg in Ungarn, von Priwina, dem Ostmähren, im Anfange des neunten Jahrhunderts (im heutigen Untersteiermark) gebaut. **) Es gab eine Hezil-Burg (**Casrum Chezilonis**), welches aber nichts anderes als der ältere Name von Moseburch war ***), seit Hezhil, der Sohn Priwina's, da gewohnt hatte; auch ist gewiß, daß die Hunnen im Anfange des zehnten Jahrhunderts in diesen Gegenden Herren

---

*) Staindelii *Chronicon*, beim Oefele *Script. rer. boic.* 1, 510.

**) *In palu de fluminis, inde appelatum Mosburg, veluti situm in palude.* Hansiz *germ. sacr.* 2, 129.

***) *In* Castro Hezilonis *noviter Mosepurch vocato.* Hansiz *l. c.* 2, 135.

geworden waren*); allein den Weg von Wien (dem alten Vindebonum oder Fabiana, dem erst um das Jahr 1158 Heinrich I., Herzog von Oesterreich, empor half) gab der Dichter nicht an.

Er aber, im dreizehnten Jahrhundert, kannte die Hezileburg (dem Namen nach), denn sie gehörte zum weitläufigen Kirchsprengel des salzburgischen Erzstiftes; und dies war ihm genug, daraus die Wohnung eines Hunnenkönigs Ezel zu schaffen, der doch weder Attila, noch ein anderer Ungarfürst dieses Namens war.

Es ist der Freiheit, oder der Unwissenheit eines Dichters, zumal des dreizehnten Jahrhunderts, zu verzeihen, wenn er sich nicht genau an die Thatsachen der Erdbeschreibung bindet. So muß man es auch ohne Verdruß dulden, wenn er einen Passauer Bischof des zehnten Jahrhunderts zum Oheim einer burgundischen Königstochter des fünften Jahrhunderts machte.

Bischof Piligrin von Passau trat sein Amt ums Jahr 971 an, und starb im Frühling 991. Er hatte mit den Hunnen (so nannte man noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Ungarn, welche doch erst spät nach den Hunnen die Sitze derselben, nämlich Pannonien, eingenommen hatten) viele Geschäfte, und erfüllte mit seinem Ruhm, als Bekehrer dieser heidnischen Nachbarn, die Gegenden weit umher, wie die Zeitbücher späterer Tage. — Einen andern Bischof dieses Namens hat auch Passau nie gehabt. Durch Ungarn, wie durch einen Theil Oesterreichs, dehnte sich sein kirchlicher Sprengel.

Ueber das Land unter der Ens war Rüdiger von Pechlarn Marchgarf zur Zeit des bayerischen Herzogs Arnolf, der vom Jahr 911 bis 937, folglich lange vor Bischof Piligrin, herrschte. Damals und noch lange (bis zu Heinrich dem Löwen) machten Oester-

*) Denn Herzog Berthold von Bayern vertrieb die Hunnen (eigentlich Ungarn) ums Jahr 944 unter K. Otto I. wieder aus diesen Gegenden.

reich, Steiermark und die daran zunächst gelegenen Gegenden Ungarns, nur einen Theil des mächtigen Herzogthums Bayern, und zwar die östliche March (**Marchia orientalis**) desselben aus.

Was vormals Herzogen und Grafen von der Hand der Kaiser nur als Amtlehen, oft nur für ihre Person, gegeben worden, hatten sie, begünstigt durch der Karlingen Schwäche, nach und nach in erbliches Gut verwandelt. Eben so wie Herzog Arnolf von Bayern nach dem Tode Kaiser Ludwigs des Kindes gegen Kaiser Konrad von Frizlar und Heinrich den Finkler über Bayern unbeschränkte Herrschaft zu behaupten suchte, that Aehnliches Marchgraf Rüdiger (oder Rogerius) in seiner Marchgrafschaft. Schlau benutzte er die Vortheile, welche sich aus seinem Verhältnisse zwischen Ungarn und Deutschland darboten. Er hielt mit den Ungarn Freundschaft*) und scheint sogar seine Marchgrafschaft unter ihren Schutz gestellt zu haben.**) Von der andern Seite begünstigte er den von den Kaisern bedrängten Bayerherzog Arnolf. Mehrmals flüchtete Arnolf mit Weib und Kind zu ihm und den Ungarn.***) Ja Rüdiger, der tapfere Degen, stand ihm mit den Ungarn kräftig wider K. Konrad von Frizlar bei.†)

---

*) Daher er, von ihnen unterstützt, Arnolfen Hilfe leisten konnte.

**) Sie hatte am Ende, vielleicht nach Rüdigers Tode, den größten Theil des Landes unter der Ens zu ihrem Eigenthum gemacht. Hansiz germ. sacr. 1, 188.

***) Arnoldus ad Ungaros cum uxore et filiis fugiens, usque ad mortem regis ibi mansit. So Sigebert Gemblac. zum Jahr 914.

†) Hansiz a. a. O. Daher scheint auch erklärbar zu sein, daß Arnolf nachmals keine Kriege mehr wider die Ungarn führte, ungeachtet sie sich Herrschaft in Oesterreich angemaßt hatten. Sie hatten für ihn in einer Schlacht geblutet, aus der Konrad zwar als Sieger, aber doch tödtlich verwundet gegangen war.

Durch diese Freundschaft mit den Heiden machten sich weder Arnolf noch Rüdiger unter den Geistlichen Freunde. Rüdiger hatte mehrmals Händel mit ihnen. Zum Beispiel einst mit den Mönchen von Tegernsee, deren Gut er verkürzt hatte.*) Seine Klugheit und tapfere Faust bewunderte dagegen Jeder desto mehr.

Kein Wunder, wenn sich von den Thaten dieses Mannes, und seinem Ansehen bei den vor- und nachher so sehr gefürchteten Ungarn, lange mancherlei Sage im Volk bewahrte, die der Dichter gern empfing.

Zu Attila's oder Etzels Zeiten waren zwar noch keine Marchgrafen an der Ens, kein Bischof Piligrin in Passau; das focht aber auch den Dichter wenig an. Er fand den Hunnenkönig Etzelin aus Chriemhildens Liebe noch einmal im zehnten Jahrhundert. Noch waren viele Sagen von diesem und seiner Macht vorhanden; wie er, obgleich ein Heide, eine christliche Fürstin zur Gemahlin gehabt, deren seltene Schönheit zu ihrem Namen geworden**). Noch ging die Sage, daß sie tapfer gewesen, wie ein Mann, zu Pferde gesessen und einst in der Wuth des Zorns einen gewissen Helden getödtet***). Wer konnte diese schöne christliche Hunnenkönigin anders sein, als Chriemhilde? Wen würde sie lieber getödtet haben, als den Hagen, ihres Siegfrieds Mörder, um

---

*) Als er aber, aufgefordert, erschien, sich vor dem Oeconomus des Klosters zu verantworten, warf ihn sein Pferd vom Sattel, und trat ihn mit dem Huf, daß er alles bereuete und dem heil. Quirin die entrissenen Güter zustellte. Anonymi monachi Tegurini hist. (bei Oefele 2, 62.)

**) Uxor Beleknegini, id est, pulcra domina, slavonice dicta. So Dithmar von Merseburg im 8. Buch seiner Kronik (bei Leibnitzens script. rer. brunsuic. 1, 420).

***) Virum quendam occidit. Dithmar a. a. O.

Rache zu üben? Diese Sagen lebten; wie leicht ließ sich alles daraus zur Fortsetzung von Chriemhildens Liebe bilden?

Eben diese schöne Frau war zugleich eine Gönnerin, Freundin und geistliche Tochter des Bischofs Piligrin von Passau. Er sandte aus seinen Klöstern Verkünder des Evangeliums nach Ungarn; und ward selbst von der Königin dahin eingeladen*). So mochte der Dichter von Chriemhildens Rache sie wohl des frommen und weit berühmten Bischofs „Riftel" heißen.

Ihr Gemahl, der Ungarkönig, so grausam er auch über die Seinigen herrschte, wird doch wegen der Milde gerühmt, mit der er den Christen an seinem Hofe und in seinen Landen begegnete.**) Vermuthlich trug dazu die Freundschaft der Königin mit Piligrin nicht wenig bei. Doch dieser Ungarkönig war nicht Etzel, sondern Gilzo oder Gelzo, oder Geisa***); vermuthlich hat man ihn im Volk auch wohl Chetzilo genannt, und der Dichter hielt sich um so berechtigter, das Castrum Ghezilonis, die „Ezele Burch", für dessen Sitz zu halten, und ihn mit dem fast gleichnamigen Etzelin des fünften Jahrhunderts zu verwechseln. So gut er Theodorich den König der Ostgothen (Dietrich von Bern) und Hawart den König der Dänen und Helden aller Völker und Zeiten zum Fest nach Ungarn zusammenführte, machte er auch den Bruder Attila's, Blödelin†), wieder zum Genossen des zehnten Jahrhunderts.

---

*) Wie man in Piligrins Leben (bei Hanfiz a. a. O. 1, 269) findet.

**) Beim Hanfiz, 1, 207)

***) Geisa, der Vater des Königs Stephan des Heiligen. Giso und Gitzo wird er in mehrern alten Kroniken geheißen; Dithmar a. a. O. nennt ihn Dejux. Man sieht daraus, wie verschieden damals der gleiche Name gesprochen und geschrieben werden konnte. *Homo potentissimus, nomine Gizo.* Pezii *script. rer. austr.* 1, 101.

†) Attila tödtete seinen Bruder Bleda schon im J. 444.

Kroniken in lateinischen oder deutschen Versen zu schreiben, war im dreizehnten Jahrhundert nichts Ungewöhnliches. Aber der Erzähler der Nibelungen sammelte Sagen von Wundern und Großthaten zu einem Gedicht. In seiner Welt gab es kein Gesetz für Raum und Zeit. Alle Helden, deren Namen noch im Munde des Volks lebten, vereinte er zum gleichen Spiel. Er machte sie zu Zeitgenossen; er schilderte, wie sie in großen Leidenschaften untergingen. Damit endete die alte Heldenwelt.

Man bemüht sich daher vergebens, für der Nibelungen Lied eine große, durchherrschende geschichtliche Thatsache aufzufinden. Es ist darin keine Einheit, als welche der Dichter selbst schuf; alles ist nur freie Vermählung von damals noch unverklungenen Sagen.

Ohne Zweifel waren von Rüdigers Leben und Thaten schon mehrere Sänge vorhanden in deutscher, wie in lateinischer Sprache. Herr von der Hagen in seiner Ausgabe der Nibelungen schaltete so vier Verse aus (Seite LXXIV), welche offenbar nicht zum Gedichte gehörten, und aus irgend einem andern Liede hineingekommen sein mochten*). In dem den Nibelungen angehängten Gedicht „dû Chlage" wird ausdrücklich (V. 4541) gesagt:

Von Pazzowe der Bischof Pilgerin
Durch Liebe der Neven sin
Hiez er schriben dizze Möre
Wie ez ergangen wöre,
In lateinischen Buchstaben.

Der Dichter von Chriemhildens Rache, unbekümmert um die Zeitrechnung und Erdbeschreibung, setzte Städte, die offenbar erst

*) Das Gedicht, wovon Lazius im siebenten Buche seiner migrat. gentium Bruchstücke lieferte, war, nach Hundius Zeugniß, auf Pergament geschrieben, und befand sich im Schlosse Prunn bei Altmühl.

ums zwölfte Jahrhundert bekannt wurden*), Sitten, die erst dem dreizehnten Jahrhundert eigen waren, eben so harmlos in seine Schöpfungen hinüber. Daher läßt sich aus dem Liede der Nibelungen auch wenig Zuverlässiges zur Erläuterung der Geschichten des fünften und zehnten Jahrhunderts schöpfen. Doch fand ich in den Sagen von Rüdigers Verhältniß zu den Ungarn Winke über die Verhältnisse Bayerns und besonders des Herzogs Arnolf zu diesem Volk.

So wiederhole ich zum Schlusse meiner Abhandlung, was ich im Anfange derselben sagte: Möglich, daß ein Dichter die gesammten Nibelungen sang; wahrscheinlicher aber, daß ein Anderer Chriemhildens Liebe, ein Anderer Chriemhildens Rache gedichtet. Vielleicht daß der Letzte, ein Süddeutscher, aus den Ensgegenden, Chriemhildens Liebe überarbeitete, um daraus mit dem Seinigen ein großes Ganze zu schaffen.

Noch Manches könnte ich hinzusetzen, um dem Gedanken Empfehlung zu geben. Ich dürfte nur an den ganz verschiedenen Geist

---

Durch den Grafen Joachin von Ortenberg empfing Hundius den Codex, der ihn im J. 1575 der Bibliothek des Herzogs Albert von Bayern schenkte. Man hat ihn später dort gesucht, aber nicht wieder gefunden. Hanfiz Germ, sacr. 1, 206. — In jenem Gedichte, sagt Hundius, wären beschrieben gewesen: Gesta Avarorum et Hunnorum Austriam super Anasum tunc tenentium et omnem viciniam late depraedantium; praeterea gesta memorati Rudigeri, qui Hungaris praefuerit et Arnolpho duci Bojorum Hunnos in Germaniam inducente suppetias tulerit, et quemadmodum demum hae barbarae gentes ab Ottone M. profligatae sint.

*) Man weiß, daß Marokko eher nicht entstanden, als im eilften Jahrhundert, sagt Johann Müller am angeführten Ort. Von Wien, Efferding, Mautern machte ich ähnliche Angaben.

beider Gedichte, an das Alterthümlich-Wunderreiche, wie es der Norden gab, in Chriemhildens Liebe, und an die Armuth daran (nur die Meerweiber ausgenommen, welche noch der Volksglaube heiligte) in Chriemhildens Rache, oder an den einfältiglich erzählenden Ton und die Mannigfaltigkeit der Ereignisse im ersten, an den mehr dramatischen, leidenschaftreichern Gang des Gedichts im zweiten Theil u. s. w. erinnern. Aber gern überlasse ich denen, welchen mehr Zeit und Liebe zu dem Geschäft geworden, die Ausführung. Doch manchen Freunden jenes kostbaren Denkmals altdeutscher Kunst und ächtdeutschen Wesens wünsche ich ein Willkommenes gethan zu haben, daß ich mit der Fackel der Geschichte in die Nebel der schönen Traumwelt hineinleuchtete.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

beit
No
(nu
hei
len
den
zwe
wel
füh
deu
kon
in

, wie es der
rmuth daran
Volksglaube
ltiglich erzäh=
im ersten, an
Gedichts im
sse ich denen,
den, die Aus=
Denkmals alt=
ich ein Will=
der Geschichte

n Aarau.

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
TIFFEN® Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black